nthr. 78 h

La Chambre

<366019240080017

<366019240080017

Bayer. Staatsbibliothek

de la Chambre

Anleitung

zur

Menschenkenntniß.

Uebersetzt

mit einer Vorrede und Abhandlung

herausgegeben

von

Carl Christian Erhard Schmid.

Jena,

in der akademischen Buchhandlung.

1794.

135 Ch

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Vorrede.

Das Original, wovon ich diese deutsche Uebersetzung liefere, hat den Titel: l'Art de connoitre les hommes. Par le Sr. de la Chambre, Conseiller du Roy en ses Conseils et son Medecin Ordinaire. A Amsterdam.

1660. 12. (278. S.) So selten als dieses Buch unter uns itzt vorkommt, eben so selten wird dasselbe vermuthlich auch gesucht. Eine Uebersetzung davon hat man daher schwerlich verlangt oder erwartet, vielmehr scheint es, daß deren Erscheinung bey unserm Publikum eingeleitet und gewissermaaßen entschuldigt oder gerechtfertigt werden müsse.

Der Werth des Originals ist von der Art, daß man, um denselben richtig zu schätzen, nicht etwa nur einige Liebhaberey für das Menschenstudium besitzen, an der eben gangbaren Manier, die Anthropologie zu behandlen, Geschmack gewonnen, und die iezt im Schwange gehenden Vorstellungsarten und Meynungen als die einzig guten und unverbesserlichen angenommen haben müßte. Dem

oberflächigen Liebhaber wird vieles im de la Chambre überfein und für seine Absichten nicht sonderlich brauchbar vorkommen; der vermeynte Kenner, der aber doch nur Produkte des gegenwärtigen Decennium lesen mag, wird das meiste, was er darinnen zu lesen bekommt, altmodisch, mit seinen Meynungen unvereinbar, und daher ungenießbar, falsch, wo nicht gar ungereimt und abgeschmackt finden. Höchstens wird er sich bey Gelegenheit dieser Lektüre über die gewaltigen Fortschritte freuen, die man seit einem Jahrhundert in der Anthropologie gemacht habe, und er wird dabey vielleicht manches in Anschlag bringen, was seit de la Chambre in dieser Wissenschaft zwar anders, aber darum nicht eben besser, reifer und gründlicher geworden ist.

Als ich mich entschloß, den de la Ch. zu übersetzen, dachte ich mir eine Klasse von Lesern, die sich für meinen Autor eben so interessiren, sein Verdienst eben so willig schätzen und seine Fehler mit so billiger Schonung ertragen und entschuldigen könnten, wie es mir mit ihm gelungen ist. Schon als einer der ältesten Versuche, die Menschenlehre methodisch zu bearbeiten, Psychologie und Physiologie mit einander in Berührung zu bringen, und ihre Beobachtungen zu wechselseitigem Dienste gegen einander auszutauschen, Theorie und Praxis, Wissenschaft und Kunst in Harmonie zu setzen, den bereitliegenden Vorrath von einzelnen, unzusammenhängenden Bemerkungen unter gewisse Regeln und Grundsätze zu ordnen, ältere und neue-

re

re Meynungen mit Rücksicht auf ihre Erfahrungsmäßigkeit und Consequenz zu prüfen, ja selbst aus dem Wust verschrieener und weggeworfener Chiromantischer und Astrologischer Ueberlieferungen das, was etwan als Naturgesetz und Erfahrung einigen Grund, oder doch einige ferne Beziehung auf physische Wahrheit haben dürfte, hervorzusuchen, und -- damit es nicht ungeprüft verworfen werde -- ans Licht der Untersuchung zu ziehen -- schon als Versuch dieser Art, mag es auch theils ein verfehlter und bald durch Schuld des Verfassers, bald seines Zeitalters, mislungener Versuch seyn, zieht das Unternehmen unsers Autors mit Recht die Aufmerksamkeit desjenigen Anthropologen auf sich, der die stufenweise Fortschritte seiner Wissenschaft, und

die mancherley Wege oder Abwege kennen möchte, die von ihren Bearbeitern betreten worden. Wenn ich nicht befürchten müßte, Kennern des gegenwärtigen Zustandes der Anthropologie durch Erwähnung allzu bekannter Dinge lästig zu werden, so ließ es sich gar wohl im Detail erweisen, wie glücklich de la Chambre manche spätere Entdeckung der Physiologie in halbklarer Ahndung anticipirt hat, wie mancher Klippe, woran spätere Forscher gescheitert sind, er klüglich ausgewichen, an wie mancher er selbst gescheitert ist, ohne daß sein Beyspiel so warnend für die Nachkommen geworden wäre, ähnliche Fehlschlüsse und Wagstücke zu meiden, als es wohl hätte seyn können und sollen.

Für sein Zeitalter hat er würklich viel geleistet; viel gesammelt, beobachtet, geordnet, gedacht, geprüft. Es wäre eine Ungerechtigkeit, ihm die Fehler seiner Zeit, die Mängel der damahligen Physik, Physiologie und Seelenlehre, denen er zum Theil doch selbst abzuhelfen suchte, hart anzurechnen; es verriethe eine sehr bornirte Denkart, nur die Meynungen und Hypothesen des Zeitalters ertragen zu können. Der Leser von erweitertem und freyerem Blicke erinnert sich bey den Willkührlichkeiten der alten Humoralanthropologie an die Willkührlichkeiten der neuen Nervenanthropologie; bey dem vielen vermeynten Wissen von den Lebensgeistern, an das nicht minder viele und nicht minder vermeynte Wissen von dem Ner-

vengeiſte (oder, wie es manche noch gröber bezeichnen, dem Nervenſaft), und bemerkt vielleicht zur Ehre unſers Autors, daß er öfters wenigſtens zu beweiſen verſucht, was man heut zu Tage nicht ſelten als ausgemachte Wahrheit vorausſetzt, und daß man manches anderes für neue Entdeckung giebt, was in einer etwas andern Sprache (die uns wohl nur darum mehr auffällt, weil es nicht die unſrige iſt) de la Chambre ſchon vor mehr als hundert Jahren gedacht und geſagt hat.

Dem Ueberſetzer alle Verirrungen des Autors anzurechnen, wird wohl keinem Billigdenkenden einfallen; nur die Fehler der Ueberſetzung hat derſelbe zu verantworten. Zu Anmerkungen hätte ſich der Stoff auf allen Blättern dargeboten,

wenn

wenn es zweckmäßig geschienen hätte, dem eigenen Urtheil des Sachkundigen Lesers in Billigung und Tadel vorzugreifen. Für diesen bedurfte es aber keines Fingerzeigs, der ihn erst aufmerksam machte, wo de la Chambre eine treffende Beobachtung oder eine glückliche Erklärung, und wo er etwa eine flache Bemerkung und eine grundlose Hypothese vorträgt. Nach der Absicht des Uebersetzers sollte das Buch sich nur als ein wichtiges, durch sein Gutes und durch seine Fehler gleich lehrreiches, Dokument zur Geschichte der Anthropologie und als ein Beytrag zur Beförderung des eigenen Beobachtens und Denkens über die menschliche Natur und ihre mannigfaltigen Modificationen empfehlen. Für Anfänger und Unkundige hätte sich das

Buch auf keine Weise lehrreich machen lassen.

Die Beschäftigung mit meinem Autor hat mir Gelegenheit gegeben, über die verschiedenen Gesichtspunkte, woraus sich menschliche Charaktere betrachten, und über die verschiedenen Maximen nachzudenken, wornach sich dieselben beurtheilen lassen. Vielleicht kann ihre Mittheilung andern Gelegenheit geben, diesen fruchtbaren und reichen Gegenstand gründlicher zu bearbeiten.

Die erste angenehme Bekanntschaft mit de la Chambre machte ich beym Le-

sen seiner Schrift: Les Characteres de Passions. Reicher an guten Beobachtungen und interessanten Gedanken über diesen wichtigen Gegenstand habe ich nur wenige Schriften gefunden, als eben diese. Daher mein Entschluß, diese Schrift zu übersetzen, den ich auch zum Theil schon ausgeführt hatte, als ich es rathsam fand, die gegenwärtige Schrift, welche die Einleitung zu jenem Buche enthält, vorauszuschicken. Die Charakteristik der Leidenschaften (von deren ersten Hälfte man zwar bereits eine neue, aber höchst nachläßige und unlesbare Uebersetzung besitzt), hat alle gute Eigenschaften mit der gegenwärtigen Schrift gemein, aber an ihren Fehlern nimmt sie nur einen

sehr

sehr unbedeutenden Antheil. Um so weniger darf ich den Vorwurf befürchten, daß mein Fleiß einen unwürdigen Gegenstand der Bearbeitung aufgenommen habe. Jena, den 30 Sept. 1794.

In,

Inhalt.

Vorerinnerung. Ueber den hohen Werth der Menschenkenntniß und über den Plan des Verfassers. — — S. 3

Erstes Buch. Von den Gegenständen der Menschenkenntniß.

1. Kap. Idee der natürlichen Vollkommenheit des Menschen. — — S. 19

2. Kap. Von den Neigungen. — S. 81

3. Kap. Von den Bewegungen der Seele. S. 121

4. Kap. Von der Bewegung des Herzens und der Lebensgeister in den Leidenschaften. S. 197

5. Kap. Von den Tugenden und Lastern, als Gegenständen der Beurtheilung für die Kunst der Menschenkenntniß.

Zweytes Buch. Mittel zur Menschenkenntniß. — — S. 305

1. Kap. Stärke und Schwäche der Zeichen. S. 311

2. Kap. Natürliche Zeichen. — S 316

3. Kap. Physiognomische Regeln für die natürlichen Zeichen der Neigungen. — S. 336

4. Kap. Ueber die Anwendung der physiognomischen Regeln. — — S. 346

5. Kap. Mittel, die Handlungen und Bewegungen der Seele erkennen zu lernen. S. 396

6. Kap. Mittel zu Entdeckung der Fertigkeiten. S. 367

7. Kap. Von den astrologischen Zeichen. Ueber Chiromantie und Metoposcopie. S. 371

8. Kap. Urtheil über die Chiromantie und Metoposcopie. Plan für die Wissenschaft der Menschenkenntniß. — S. 488

9. Kap. Welche Eigenschaften muß der besitzen, welcher sich dem Studium der Menschenkenntniß widmen will. S. . bis zu Ende des Buchs.

Eini-

Einige Begriffe und Grundsätze zum Behuf einer bestimmtern Beurtheilung menschlicher Charaktere.

Von dem Herausgeber.

Wenn man über den Charakter der Menschheit überhaupt und über die Charaktere einzelner Menschen von der einen Seite allgemein urtheilen hört und ein eben so allgemeines Interesse an diesen Beurtheilungen gewahr wird; wenn man auf der andern Seite mehrere denkende und zugleich wohlwollende Menschen über jene Urtheile überhaupt, und über die zum Grunde liegenden Maximen allerley wichtige Bedenklichkeiten äußern sieht, als ob sie eben so vermessen, als für die Menschheit und Sittlichkeit gefährlich wären: so müssen dieser Uneinigkeit wohl einige Misverständniße zum Grun-

de liegen, die durch genauere Bestimmung und Unterscheidung der Begriffe, und durch Festsetzung bestimmter Grundsätze sich dürften heben, und dadurch der scheinbare Streit zwischen dem Interesse einer höchstnatürlichen und nicht abzuweisenden Wißbegierde und dem Interesse der menschlichen Wohlfahrt und Würde mit beyderseitiger Befriedigung entscheiden und beylegen lassen.

Der Mensch ist eben darum ein so reichhaltiger und unerschöpflicher, aber auch so schwieriger Gegenstand der Betrachtung und Beurtheilung, weil in ihm die Anwendung der Begriffe von Natur und Freyheit sich vereinigt, und beyderley Gesetze, sowohl der spekulativen als der praktischen Vernunft, ihre Ansprüche, bey jedem Urtheil über ihn die Entscheidung zu geben, geltend machen. Diese beyden Gesichtspunkte, der physische und der praktische, beziehen sich auf einen dritten, der eine mögliche Vereinigung der gedoppelten Ansicht von den beyden erstern verheißt; ich meyne den teleologischen, welcher die Beziehung des Menschen, als eines Theils der Natur, auf den Menschen, als freyes und dem

Sitt-

Sittengesetz untergeordnetes Wesen, oder das Verhältniß des natürlichen Menschen zu der praktischen Idee von der Menschheit sichtbar machen soll.

Dieser dreyfache Standpunkt, woraus man die Menschheit und den Menschen betrachtet, giebt eine eben so verschiedene Ansicht und Beurtheilungsart desselben, auf deren sorgfältige Unterscheidung nicht nur in theoretischer, sondern selbst in praktischer und religiöser Hinsicht nicht wenig ankommt, da ihre Verwechselung oder Vermischung bald der Naturwissenschaft des Menschen (Anthropologie), bald der praktischen Philosophie (Moral), bald der Religionslehre — deren sogenannte Theodicee in der Hauptsache auf eine Anthropodicee hinausläuft — große Gefahr droht.

Verstehen wir unter dem Charakter einer würkenden Ursache überhaupt *) das Gesetz ihrer Caussalität, und unter dem Charakter des oder eines Menschen das Gesetz seiner Würk-

*) Kants Crit. d. r. Vernunft. Zweyte Aufl. S. 567.

samkeit und das beharrliche Prinzip (Bestimmungsgrund, Bedingung), durch welche Beharrlichkeit sich eben der Charakter von der vorübergehenden Stimmung unterscheidet: so nimmt dieser Begriff, nach den oben bemerkten drey Gesichtspunkten eine dreyfache Bestimmung an, und erfordert für die Anwendung drey verschiedene Grundsätze.

1.

Der physische oder psychologische Charakter der Menschheit und eines Menschen als Naturwesens ist dasjenige in der (innern und äußern) Erscheinung des Menschen, was als die beharrliche Bedingung seiner übrigen wechselnden Erscheinungen vorgestellt (gedacht) wird, womit diese nach unwandelbaren Gesetzen zusammenhängen. Der physische Charakter des Menschen wäre der allgemeine Zusammenhang der menschlichen Erscheinungen überhaupt unter sich selbst, im Unterschiede von der Würkungsart anderer Naturwesen z. B. der Thiere, mit dessen Bestimmung sich die generelle empirische Psychologie beschäftiget.

Der physische Charakter eines Menschen wäre der natürliche Zusammenhang der eigenthümlichen Erscheinungen dieses oder jenes menschlichen Individuum mit der ihm eigenen bleibenden Modification seines Charakters als Mensch überhaupt, im Unterschied von der gesetzmäßigen Würkungsart anderer Menschen, ebenfalls als Naturwesen betrachtet.

2.

Der praktische oder moralische Charakter überhaupt ist das Prinzip der selbstthätigen Anwendung und Bestimmung der Naturkräfte.

Der praktische Charakter der Menschheit überhaupt ist Freyheit d. i. ein unbedingtes Vermögen des Willens, oberste Prinzipien für seine Handlungen d. h. für die Bestimmung und Anwendung seiner Naturkräfte selstthätig zu bestimmen. Er unterscheidet sich von dem Charakter der Thierheit, welcher lediglich Naturnothwendigkeit, ein blos bedingtes Vermögen ist, die Naturkräfte den ihm eigenen Gesetzen der Bestimmbarkeit gemäß zu äußern.

Der praktische oder moralische Charakter eines (dieses oder jenes) Menschen ist die bestimmte, bleibende Art und Weise, seine Freyheit zu gebrauchen, oder die wirkliche selbstthätige (auf das Vermögen der Selbstthätigkeit bezogene —) unbedingte Bestimmung der Naturkräfte zu einem gewissen Gebrauch.

3.

Teleologisch kommt einem Naturwesen ein Charakter zu, insoferne eine bleibende Beziehung auf einen denkbaren Naturzweck durch die Reflexion der Urtheilskraft an ihm vorgestellt wird.

Die Menschheit hat einen teleologischen Charakter d. h. ihre Kräfte und das oberste Vermögen ihres Gebrauches stehen in einem solchen Verhältniß zu einander, welches mit dem obersten Naturzweck in Ansehung der Menschengattung als übereinstimmend vorgestellt wird.

Der einzelne Mensch hat einen teleologischen Charakter, sofern seine physische Caussalität sich zu der praktischen so verhält, daß dieses

Verhältniß in der Vorstellung mit der Vorstellung eines Naturzwecks vereinbar ist.

Der physische Charakter wird bestimmt durch Gesetze der Natur oder des Verstandes; der praktische durch Gesetze der Freyheit oder Prinzipien der Vernunft; der teleologische nach gewissen Maximen der reflektirenden Urtheilskraft über das Verhältniß der beyden erstern zu einander.

Der physische wird erkannt empirisch, durch Erfahrung; der zweyte gedacht a priori durch Vernunft; der teleologische wird vorgestellt durch ein Bestreben der Urtheilskraft, den Erfahrungsbegriff mit dem Vernunftbegriffe von der Menschheit zu vergleichen und in einem dritten Begriffe zu vereinigen.

Der physische Begriff von dem Menschen dient zur theoretischen Erkenntniß; der praktische zur innern Würdigung; der teleologische zur äussern Würdigung des Menschen.

Die physische Betrachtungsart reitzt zur Bewunderung; die zweyte führt, in Absicht auf die Menschheit zur Achtung, in Absicht auf die Menschen stimmt sie dieselbe beynahe zur Verachtung wieder herab; der teleologische Blick söhnt den Menschen mit sich selbst, die Menschheit mit der menschlichen Natur aus, und führt zu einer Anthropodicee, d. i. zur Ehrenrettung der Natur in Absicht auf das Daseyn und die Eigenthümlichkeit der Menschengattung.

Grundsätze für die Beurtheilung des Menschen.

Jede nähere Bestimmung eines Begriffes ist an gewisse subjektive Grundsätze oder Maximen gebunden, wornach sie allein zweckmäßig geschehen kann. Jede Beurtheilung des Menschen nach den drey angegebenen Begriffen von seinem Charakter hat ihren eigenen Grundsatz, welcher nicht zu den beyden andern Beurtheilungen paßt, und dessen Verwechselung also nothwendig Verwirrung nach sich zieht. Wenn gleich diese Maximen sich unter einander wechselseitigen Abbruch zu thun scheinen,

so

so wird sich am Ende dennoch eine mögliche Vereinigung in einem gemeinschaftlichen höhern Interesse entdecken lassen.

1) Die Maxime der physischen Beurtheilung ist: Analytische Einheit des Gattungscharakters; specifische Verschiedenheit der Individuen, Continuität der Charaktere ins Unendliche zu suchen.

So viele Mannigfaltigkeit der Individualcharaktere, als nur die Specification nach Arten unter Eine Gattung zuläßt.

Einheit des Grundcharakters.

Vielheit der Arten.

Stufenweiser Uebergang von einer Species zu der andern.

Alle Charaktere stehen unter Einem Gattungscharakter, sind aber unter sich in unendlichen Abstuffungen verschieden.

2. Die Maxime der praktischen Beurtheilung ist:

Jeder Mensch ist entweder sittlich gut oder sittlich böse, je nachdem er das objektive Princip der Freyheit zu seinem subjektiv höchsten Princip aufgenommen, oder dasselbe andern Principien (Zwecken) untergeordnet hat.

In der praktischen Beurtheilung fällt alle Rücksicht auf materielle Verschiedenheit der menschlichen Handlungen weg; es kommt lediglich ihr formeller Unterschied in Betracht, welcher in der Unterordnung der Maximen besteht.

Wenn es dem theoretischen Interesse der Erkenntniß gemäß ist, eine unendliche Mannichfaltigkeit von Charakteren, jedoch mit Hinsicht auf systematische Einheit, zuentdecken: so fordert dagegen das praktische Interesse einer bestimmteren Wahl, daß die Objekte derselben möglichst wenig, jedoch zur Wahl hinreichend — also deren zwey — seyn, und daß alle Vorstellung von gemischten oder sittlich gleichgültigen Charakteren, als der reinen sittlichen Bildung nachtheilig, entfernt werde.

3. Die Maxime der teleologischen Beurtheilung ist:

Jede Form der Menschheit ist gut d. h. zweckmäßig in Rücksicht auf den letzten Naturzweck.

Oder;

Natur und Freyheit stimmen in zweckmäßiger Unterordnung zusammen.

Alle physische Verschiedenheit der menschlichen Charaktere thut der Einheit ihrer sittlichen Bestimmung im Ganzen keinen Abbruch.

Der Unterschied des sittlich guten und bösen Charakters, welcher in praktischer Hinsicht zur Selbstbeurtheilung nothwendig ist, thut der Einheit der Natur in dem vollständigen Zwecke der Vernunft — dem höchsten Weltbesten, im Ganzen keinen Abbruch.

Die physische Beurtheilung ist Objekt der Erfahrung; die sittliche des reinen Selbstbewußtseyns

seyns (im Gewissen); die teleologische des Glaubens.

Der physische Beurtheiler ist Pluralist; der sittliche, Dualist; der teleologische, Unitarier.

Jede Beurtheilung hat ihr eignes Objekt, ihren eigenen Zweck; ihr eignes Princip.

Das theoretische und das praktische Interesse ist verschieden, aber nicht widerstreitend. Die theoretische Mannichfaltigkeit der Charaktere betrift ihren Stoff, die Materie der Handlungen, die empirischen Bestimmungsgründe; die praktische Beschränkung derselben geht nur die Form der Handlung und des Charakters, die Unterordnung der Bestimmungsgründe an. Jene betrachtet den Menschen als bestimmbar auf unendlich vielfältige Weise; diese als bestimmend, oder nicht bestimmend.

Das teleologische Interesse darf keinem von den beyden vorhergenannten Abbruch thun; der Glaube kann nichts ändern in dem, was man erfährt

erfährt oder dessen man sich unmittelbar bewußt ist. Die Möglichkeit der teleologischen Einheit der Charaktere beruht darauf, daß es unmöglich ist, die innere sittliche Verschiedenheit der menschlichen Charaktere in concreto zu erkennen; die Würklichkeit wird zum Objekt des moralischen Glaubens gemacht, doch nur unter der praktischen Bedingung eines redlichen Bestrebens zu Hervorbringung der allgemeinen sittlichen Güte und Glückseligkeit selbstthätig mitzuwirken.

So vereinigt sich also dieses dreyfache Interesse in dem praktisch nothwendigen Streben, die Einheit alles Mannichfaltigen zum Weltbesten hervorzubringen.

Natur, Freyheit, Gottheit: ohne diese drey Begriffe ist keine richtige und vollständige Beurtheilung menschlicher Charaktere möglich. Die zwey erstern gehen derselben nothwendig voraus; der letzte wird durch das Bedürfniß der Vereinigung von den beyden erstern unvermeidlich herbeygeführt.

Die moralische Beurtheilung ist bloße Gewissensſache und keiner theoretischen Verhandlung fähig. Die teleologische führt ebenfalls auf eine bloße Idee und gehört, was das Allgemeine betrift, in das Gebiet des sittlichen Glaubens, und insofern man mit dieser Idee zur Anwendung auf das Conkrete schreitet, zu den Muthmaßungen, die durch ihre Erhabenheit anziehen, zu gleicher Zeit aber auch Demuth und bescheidene Beschränkung gebieten. Der Kreis von Gegenständen möglicher Erfahrung ist das eigentliche Feld unsers theoretischen Forschens. Zu Beförderung und Bildung desselben dürften vielleicht folgende Betrachtungen nicht ganz unbrauchbar seyn.

Ueber den physischen Charakter der Menschen.

Die als beharrlich vorgestellten Erscheinungen, welche den physischen Charakter des Menschen ausmachen, lassen sich unter drey Hauptbegriffe bringen: Gemüthsart, Sinnesart, Denkungsart.

Diese drey Begriffe beziehen sich auf drey Bestimmungsgründe des menschlichen Handelns: ursprünglicher Naturtrieb, Gewöhnung, Grundsätze.

I.

Gemüthsart.

Der menschliche Lebenstrieb (wie man ihn auch im Allgemeinen erklären mag — welches anderswo untersucht wird) ist bey den verschiedenen Individuen der Menschengattung vermöge der ursprünglichen — es sey geistigen oder organischen — Anlage, in verschiedenen Graden und in verschiedenen Richtungen würksam.

Der in den ursprünglichen Anlagen liegende, bleibende Bestimmungsgrund, in einer gewissen Richtung (z. B. auf gewisse Objekte oder auf gewisse Weise) thätig zu seyn h. Naturtrieb.

Die bestimmte Summe und das eigenthümliche Verhältniß der Naturtriebe zu einander macht die individuelle Gemüthsart, den natürlichen Charakter, das Naturell eines Menschen aus.

Die Verschiedenheit der Menschen in Absicht auf Naturtriebe ergiebt sich aus der größern oder geringern Leichtigkeit, mit welcher unter gegebenen gleichen oder ähnlichen Umständen gewisse Neigungen entstehen.

Um aber den Begriff des Naturells vollständig aufzufassen, muß man die verschiedenen körperlichen Komplexionen d. i. physische, mechanische und chemische Beschaffenheiten des Körpers, die Temperamente, d. i. die verschiedenen ursprünglichen Arten und Grade der Würksamkeit der physisch-animalischen Lebenskraft, und die Verschiedenheiten der Vorstellungsfähigkeit, Gefühlfähigkeit, Begehrungs- und Willensfähigkeit sowohl an und für sich, als in ihren wechselseitigen realen Beziehungen auf einander erwägen.

Denn: die physische Lebenskraft würkt dem Stoffe, der Textur und der Struktur ihres Organs gemäß.

Der Seelentrieb würkt wie die physische Lebenskraft.

Endlich, wie die Vorstellung, so das Gefühl; wie das Gefühl, so das Begehren und Wollen.

Alles unzertrennliche Glieder Einer Kette des menschlichen Lebens und Würkens.

Gewöhnlich pflegt man von dem Naturell alles, was Vernunft heißt, auszuschließen. Allein, wenn es einen Instinkt der Vernunft giebt, durch dessen natürliche, von aller Reflexion unabhängige, Würksamkeit aller Stoff zu der Idee von Vernunft, Vernunftbegriff und Vernunftgesetze erst erzeugt wird: so ist sie in dieser Würkungsart mit zur Menschennatur gehörig. Wollte man den Begriff vom Naturell nicht bis dahin erweitern: so ist nicht abzusehen, woher die Vernunft als reflektirtes, im Selbstbewußtseyn dargestelltes, Vermögen ihren Ursprung nehme.

Das Naturell in seiner Zweckmäßigkeit heißt in Rücksicht auf die drey Hauptvermögen der Seele — ein guter Kopf, ein gutes Gemüth, ein gutes Herz.

2. Sinn

2.

Sinnesart.

Die natürliche Gemüthsart wird auf verschiedene Art modificirt durch die sinnlichen Gegenstände, welche den Menschen afficiren, seine Seelenfähigkeit entwickeln, seine Gefühle wecken, und seine Triebe aufregen. Dieses durch sinnliche Vorstellungen modificirte Naturell in concreto nennen wir Sinnesart.

Das Naturell ist angebohren, die Sinnesart entstanden, aber beyde werden als gegeben, nicht als angenommen und selbsterworben betrachtet.

Die Sinnesart ist die Summe und das Verhältniß aller Fähigkeiten d. i. durch Einfluß erhöhester paßiven Vermögen und aller Fertigkeiten d. i. durch Einfluß bestimmter höhern aktiven Vermögen der Seele.

Alles, was von außen auf den Menschen würkt, was ihm Stoff und Reiz zur Würksamkeit seiner natürlichen Vermögen giebt, was den

Grad

Grad ihrer Aeußerung und ihre Richtung auf Objekte bestimmt, hervorbringt oder verhindert, alles dieß bestimmt die individuelle Sinnesart des Menschen.

Das Naturell befaßt die Triebe, die Sinnesart die Neigungen. Neigungen sind entwickelte, erregte, bestimmt gerichtete Triebe. Wie die Neigung vom Triebe abhängt: so ist das Naturell die Grundlage einer möglichen Sinnesart.

Die würkliche Sinnesart eines Menschen hängt von der Einwürkung der Außendinge ab; von äußern, besonders frühzeitigen Reizen gewisser Triebe, Erregung gewisser Gefühle, Anlässen zu der Uebung gewisser Kräfte; von Veranlassungen zur Bekanntschaft mit gewissen Gegenständen der Neigung; also von Erziehung, Lebensart, gesehenen und gehörten Beyspielen, gelesenen Schriften, angenehmen oder traurigen Schicksalen und von unzähligen andern Verhältnissen, wodurch dieser oder jener Trieb aufgeregt, so oder anders gerichtet, genährt, geschwächt oder unterdrückt wird.

Der Grundzug in der Sinnesart, oder die dauerhafteste Neigung nennt man die Gesinnung eines Menschen. Sie beruht einzig und allein auf Gewöhnung.

Die zweckmäßige Beschaffenheit der Gemüthskräfte, sofern sie von Gewöhnung abhängt, nennt man nach ihren drey Hauptarten — einen geübten Kopf, ein cultivirtes Gefühl, ein gebildetes Herz.

Bildung derjenigen Triebe, die auf den Instinkt der Vernunft beruhen, geben einen moralischen Sinn, der von gedachten Grundsätzen unabhängig ist, aber gleichwohl auf praktischer Vernunft beruht und sittlichanaloge Gefühle und Handlungsweisen hervorbringt.

3.

Denkungsart.

Die Würksamkeit der Vermögen, Fähigkeiten, Fertigkeiten, Triebe und Neigungen des Menschen, mit einem Worte, alles dessen, was zum Naturell und zur Sinnesart eines Menschen gehört, wird verschieden modificirt durch Grundsätze, wel-

welche von innen heraus den Menschen afficiren, und die Richtung aller seiner natürlichen und erworbenen Kräfte bestimmen.

Die eigenthümliche Richtung des Gebrauchs, den ein Mensch von seinen ursprünglichen und abgeleiteten Vermögen, Trieben und Neigungen macht, sofern dieselbe von Grundsätzen abhängt, heißt die Denkungsart eines Menschen.

Grundsätze sind allgemeine Vorstellungen, Begriffe oder Ideen. Diese sind Produkte des Denkvermögens, des Verstandes und der Vernunft, welche insofern sie den willkührlichen Gebrauch der übrigen — in dieser Rücksicht niedern, unterzuordnenden — Gemüthsvermögen bestimmen, praktischer Verstand und praktische Vernunft heißen.

Wir kennen die Denkungsart eines Menschen, wenn uns die Summe der verständigen und vernünftigen Begriffe und Grundsätze eines Menschen, ihr bestimmter Inhalt und Zusammenhang, der verhältnißmäßige Grad ihrer Entwickelung, Deutlichkeit, Festigkeit, Stärke und subjektiven Gewißheit, und ihr Einfluß auf die Beherrschung der Neigungen sattsam bekannt ist.

Da es hier hauptsächlich auf zwey Punkte ankommt, nehmlich auf das Daseyn der Grundsätze und auf ihren Einfluß, so beruht der Werth der Denkungsart eines Menschen theils auf der Art und dem Grade seiner praktischen Aufklärung, theils auf der Empfänglichkeit seines Gefühls für den Einfluß der Begriffe überhaupt, theils auf der Bestimmbarkeit seiner Willkühr und Thatkraft durch Grundsätze und Gefühle, die von Begriffen erzeugt sind.

Grundsätze schmiegen sich gern den natürlichen Trieben und Neigungen an, und ändern sich öfters mit denselben, z. B. mit den Jahren, dem Verhältnisse, dem Stande, und den Glücksumständen ab. Früh eingeprägte, oder nachher bey passenden Veranlassungen mitgetheilte Maximen, mündlicher, besonders gelegentlicher Unterricht, Lektüre, eigenes Nachdenken und Erfahrung geben aber auch öfters der Denkungsart eine Richtung, die dem natürlichen Hange und den angewöhnten Neigungen entgegensteht, und dann bald sich diesen unmerklich annähert, bald sich selbst täuschende Heuchler bildet, selten aber jene merklich umändert. Das letztere geschieht gemeinig-

lich

sich alsdann, wenn die Triebe selbst allmählich absterben, oder wenn die Neigungen durch neue Reize eine andere Richtung bekommen haben.

Die Denkungsart bringt in ihrem zweckmäßigen Einflusse auf den Gebrauch der drey vornehmsten Gemüthskräfte — einen wohlgeordneten Kopf, ein regelmäßiges Gefühl und einen Willen oder Charakter in engerer Bedeutung hervor.

Gewöhnlich pflegt man die Denkungsart eines Menschen lediglich auf die Vernunft des Menschen zu beziehen, so wie man dagegen gemeiniglich den Antheil außer Acht läßt, den dieselbe an der Sinnesart und selbst an dem Naturell des Menschen hat. Allein mittelbarer Weise tragen auch die übrigen Gemüthskräfte das ihrige bey, um eine bestimmte Denkungsart hervorzubringen, und der Verstand thut dieß sogar ohne weitere Vermittelung.

Die physische Beurtheilung muß zuförderst von der praktischen und teleologischen abgesondert, und mit diesen auf keine Weise verwirrt werden.

„So ist, so wirkt und handelt der Mensch,
„und dazu wird er so und nicht anders bestimmt.“
Dabey bleibt die Anthropologie eigentlich stehen.
Sie fragt nicht: soll oder sollte er so oder anders seyn? und wozu ist er so oder nicht so? Sie stellt dar und erklärt physisch; sie würdigt und beurtheilt, sie lobt und tadelt ihn nicht, weder nach sittlichen Ideen, noch nach Naturzwecken..

Allein wir haben für den Menschen keine rein physische Sprache; jedes Wort, das eine physische Eigenschaft des Menschen bezeichnen soll, deutet zugleich auf ein sittliches, oder teleologisches Urtheil hin, es enthält Lob oder Tadel. In andern Absichten mag dieß eine Vollkommenheit der Sprache seyn, oder doch eine Folge von dem Hang des Menschen zu der sittlichen Vorstellungsart; für die Psychologie entspringen daraus gewisse Unbequemlichkeiten, wodurch manches physische Urtheil über menschliche Charaktere erstickt oder doch zurückgehalten worden seyn mag.

Eben so ist das praktische Urtheil unabhängig zu erhalten von dem teleologischen. Ich soll mich wie jeden andern in Bezug auf das Weltbeste als gut

anse-

ansehen; das darf aber meine Selbstbeurtheilung im Gewissen weder einschränken noch bestimmen und abändern. Die Idee des Teleologen von dem Menschen hat ja selbst nur einen praktischen Grund und Zweck.

In dem physischen Urtheil selbst wird Gemüthsart, Sinnesart und Denkungsart öfters verwechselt.

Die Kenntniß von der Komplexion und dem Temperamente eines Menschen, welche großentheils auf körperlichen Merkmahlen beruhet, berechtiget ganz und gar nicht zu sichern Schlüssen auf die Sinnesart, geschweige denn auf die Denkungsart eines Menschen. Gesetzt also, man sey auch würklich im Besitz von einigen sichern physiognomischen Regeln, welche sich auf die Harmonie der körperlichen und geistigen Lebenskraft, und ihre Anlagen in den Mechanismus gründen: so könnten uns diese ohne Beyhülfe der Pathognomik nichts über die würkliche Sinnesart, Fähigkeiten, Neigungen, sondern nur über die natürlichen Anlagen dazu belehren.

Die Physiognomik bezieht sich auf das Naturell; die Pathognomik (in derjenigen Bedeutung, die ich in meiner Empirischen Psychologie S. 567 bestimmt habe) auf die Sinnesart; für die Denkungsart als solche giebt es kein körperliches Merkmahl, obgleich die Würkung ihres Einflusses auf die Sinnesart einer pathognomischen Darstellung fähig ist.

Das Gefühl, welches durch Grundsätze bestimmt wird, ist das Band, welches die Denkart mit der Sinnesart verbindet. Die Stärke dieses Zusammenhanges beruht theils auf der Kraft, womit die Denkart auf den innern Sinn würkt, theils auf den Grad der Empfänglichkeit des Sinnes für Einflüsse dieser Art.

Die Unterscheidung endlich zwischen dem, was bloß Stimmung und was Charakter ist, beruht auf der Beobachtung, ob unter gegebenen Umständen eine gewisse Würkungsart des Menschen vorübergehend oder bleibend und dauerhaft ist.

Die Denkungsart wird am häufigsten, wenigstens weit öfter als das Nturell und die Sin-

Sinnesart mit dem moralischen Charakter eines Menschen verwechselt. Man drückt sich zuweilen so aus, als ob alles, was Begriff oder Grundsatz ist, und alles, was darauf beruht, durchaus nicht nach Naturgesetzen beurtheilt, sondern schlechthin auf Freyheit bezogen werden müsse. Hr. Reinhold *) scheint sogar (wenn ich ihn nicht etwa auch hier, wie in andern Fällen, wo ich ihm widersprach, misverstanden habe) alle Gegenstände des innern Sinnes überhaupt dem Gebiete der Naturbegriffe und der Nothwendigkeit zu entziehen, und sie dem Freyheitsbegriffe schlechthin unterzuordnen. Da sich aber Naturgründe denken und angeben lassen, wovon die Bildung, Annahme und Befolgung der Grundsätze abhängt, so gehört auch die Denkart in so ferne zur Natur des Menschen, und muß nach physischen Gesetzen betrachtet werden, wofern man sich nicht den Vorwurf zuziehen will, die Maxime der faulen Vernunft angewendet zu haben.

Der moralische Charakter erscheint freylich vornehmlich und zunächst in Maximen; es läßt sich

*) Reinholds Beyträge zur Berichtigung ꝛc. Zweyter Band.

sich aber sein Antheil an demselben, und wie weit sich derselbe erstrecke, ganz und gar nicht empirisch bestimmen. Die Idee von Freyheit ist also in der Naturerklärung menschlicher Phänomene von gar keinem zuläßigen Gebrauche; sie dient vielmehr nur dazu, das Unzureichende unserer empirischen Beurtheilung der Menschen zu dem moralischen Richten einleuchtend und begreiflich zu machen. Es ist und bleibt thörichte Vermessenheit, irgend einem Menschen, nach Maaßgabe unserer empirischen Kenntniß, einen guten oder bösen sittlichen Charakter beyzumessen, so verführerisch auch öfters die darliegenden Erscheinungen zumahl für den moralischen Eigendünkel — sich über andere sittlich erhaben zu denken — zur Füllung von dergleichen Richtersprüchen seyn mögen.

Der sittliche Charakter des Menschen ist von den physischen so gänzlich unterschieden, daß gerade dasjenige, was den physischen Charakter herabzusetzen scheint, weil es der Logalität der Handlungen Abbruch thut, den sittlichen Werth des Menschen vielmehr erhebt, welcher einen so formlosen

oder

oder verunstalteten Stoff durch Selbstthätigkeit sittlich bearbeitet.

Ein bösartiges Naturell kann durch angeborne Schwäche, oder Disproportion oder Heftigkeit der Triebe, oder durch eine Anlage zu menschenfeindlichen Neigungen, oder durch natürliche Unempfindlichkeit für sittliche Eindrücke, der sittlichen Bearbeitung große Hindernisse in den Weg legen; allein insofern nur ein desto würksameres Streben, diesen Unvollkommenheiten, Mängeln oder Fehlern abzuhelfen, von innen heraus der ungünstigen Natur entgegen kommt, insofern kann alles dieß der Würde des Menschen auf keine Weise Abbruch thun.

Jedes Naturell, jedes Temperament hat seine eigenen Begünstigungen, seine eignen Hinderungen der Tugend. Ob diese sich immer im Ganzen das Gleichgewicht halten, oder nicht, dieß läßt sich durch bloße Beobachtung schwerlich ausmachen. Auf jeden Fall leidet der innere Werth des Menschen, als eines freyen und sittlichen Wesens, nichts darunter. Die Frage ließe sich vielleicht nach teleologischen Principien untersuchen.

Der Einfluß der Gegenstände, Verhältnisse und Lagen, worinn sich die Naturanlagen entwickeln, ist offenbar der Legalität bald mehr bald weniger günstig oder ungünstig. Schicksale und Erziehung scheinen sogar die sittliche Bildungsfähigkeit verstärken oder schwächen zu können. Diese bestimmt aber auch nicht den sittlichen Werth des Menschen, und es kommt vielmehr nur darauf an, in wie ferne der freye Wille den, in Absicht auf Anlage fruchtbaren oder unfruchtbaren, in Absicht auf fremde Einflüsse oder Behandlung, verwilderten oder sorgfältig gepflegten Boden der Neigungen und Gefühle, seiner physischen Beschaffenheit gemäß selbstthätig bearbeitet und ihm so viele und so gute Früchte abzugewinnen strebt, als seine Natur und die empfangenen Einflüsse es nur verstatten.

Eben dieß muß von der Denkungsart gelten. Der Eine hat vielleicht mehr Naturkraft oder mehr Hülfsmittel und Anlässe, praktische Begriffe und Grundsätze überhaupt zu bilden und seine Urtheilskraft in ihrer Anwendung, besonders auf sich selbst zu üben; oder mehr Empfänglichkeit des

Ge-

Gefühls, sich durch Begriffe und Ideen bestimmen zu lassen, als der andere; dem einen sind erhabnere, edlere, würdigere, reinere Ideen und Maximen gleichsam eingeflößt worden, so daß es ihm wenig Selbstanstrengung kostete, sich über die gemeine und niedrige Denkungsart zu erheben. Dem andern wurde es vielleicht, ohne sein Verschulden, in seiner Erziehung, seinem Unterrichte nicht so gut; aber das Reinste, Edelste von dem, was ihm gegeben oder zu dessen Ausbildung ihm Hülfe dargeboten wurde, das ergriff er, das webte sich in sein Innerstes, wo es gleichartigen Urstoff fand; fehlerhafte, unvollkommene Principien schlichen sich dennoch ein, und vielleicht mehrere oder unvollkommnere, als bey jenem, der ungleich weniger selbst that, um sie zu läutern und zu veredlen. Wer wagt es auch hier, die Gabe der Natur, das Geschenk der Erziehung, des Schicksals und der Schule, — von der reinen Würkung der Freyheit zu sondern?

Die unpsychologischste Verirrung möchte hier wohl diejenige seyn, da man nicht etwa bloß nach den einzelnen, niedern Maximen, wornach jemand handelt, sondern sogar nach dem obers

sten,

sten, abgezogensten Princip, welches er in wissenschaftlicher Absicht angenommen oder selbst aufgestellt hat, die Lauterkeit oder Unlauterkeit der moralischen Gesinnung eines Menschen und namentlich eines Moralisten beurtheilen, und z. B. aus der Annahme und Vertheidigung des Glückseligkeitprincips, als Grundsatzes der Moral, einen Beweiß für die moralische Verdorbenheit des menschlichen Geschlechts führen wollte. Muß man es denn erst in Erinnerung bringen, was doch wenigstens Philosophen wissen sollten, daß es höchst inconsequent ist, durchgängige Consequenz bey irgend einem Menschen vorauszusetzen, das System der Schule mit dem System des Menschen zu verwechseln, oder nach dem Grade der philosophischen Fähigkeit, Begriffe und Grundsätze sich einander analytisch unterzuordnen, den Grad der — Moralität zu bestimmen? — Ist das Sittenprincip, das ein Moralist annimmt und lehrt, unlauter und fehlerhaft, fließen durch eine sehr natürliche Consequenz sittenverderbliche Folgerungen daraus her, die eben dieser Sittenlehrer gleichwohl nicht würklich daraus ableitet, geschweige denn sie in sein Leben überträgt: so ist diese Thatsache mir

viels

vielmehr ein größerer Beweiß, wo nicht von sittlicher Güte (worüber ich nicht urtheilen kann), doch von sittlicher Gutartigkeit dieses Mannes oder der menschlichen Natur überhaupt, als das Daseyn der reinsten Principien in einem moralischem Buche, dessen Verfasser vielleicht so rein und erhaben über sittliche Gegenstände denkt und spricht wie kein anderer, übrigens aber gerade so wie jeder andere schwache Erdensohn im alltäglichen Leben handelt.

Ist es Irrthum, was die Eudämonisten lehren, daß Tugend und Streben nach Glückseligkeit Eins und dasselbe sey: so ists unstreitig ein solcher Irrthum, der kaum in einer andern, als in der Seele des reinsten und besten Menschen entstehen konnte; denn nur in diesem würkt das heilige Gesetz, wie ein Naturtrieb; nur ihm ist sittliches Bewußtseyn, Wohlseyn und alles; ihm muß es am schwersten seyn, Tugend und Glückseligkeit abgesondert zu denken; er kennt keine Tugend ohne Seligkeit, kein Glück ohne Tugend. Heil der Menschheit, daß Menschen dieses Irrthums fähig waren, der eine Wahrheit in sich schloß, die in ihrer Reinheit und vollen Bestimmtheit gedacht, die Menschheit mehr, als

irgend eine andere, achtungswerth und liebenswürdig darstellt; sollte sie vielleicht auch eines groben Mißverstandes und einer tadelnswerthen Anwendung fähig seyn, dem die wissenschaftliche Genauigkeit der Moralisten, so viel an ihnen liegt, vorbeugen müssen, und mit glücklichem Erfolge vorzubeugen gesucht haben.

Von Menschen ohne Charakter.

Wir haben bisher so allgemein von dem Charakter gesprochen, als ob jeder Mensch einen Charakter besäße. Gleichwohl spricht man oft von Menschen ohne Charakter, und legt andern ausschließungs oder vorzugsweiße einen Charakter bey.

Daß die Natur so wie überall, auch in dem Menschen, Mannichfaltigkeit zu einer bestimmten Einheit verbunden, dargestellt habe und unaufhörlich darstelle, ist eine ausgemachte Voraussetzung; und daß also jeder Mensch sein eignes Naturell, seine eigne Sinnesart, seine eigene Denkungsart besitze, ist eine unmittelbare Folge, deren Wahrheit jeder Fortschritt im Beobachten bes-

stä-

* * * *

stätigt. Es lassen sich aber in Absicht auf den Charakter gewisse Bestimmungen denken, in Ansehung deren ein sehr auffallender Unterschied bey den menschlichen Individuen bemerkt wird.

1) Bey einigen Menschen fällt das Naturell, bey andern die Sinnesart, wieder bey andern die Denkungsart mehr ins Auge.

Wo die Natur eines Menschen sich durch starke, hervorstechende, oder seltene Züge auszeichnet, wo ein oder der andere Naturtrieb ein merkliches Uebergewicht über die andern behauptet: da stößt man überall auf Würkungen dieser besondern Natur; da scheint Gewöhnung und Denkart wenig zu verändern.

Eine schwächere Natur, oder eine solche, worinn die Anlagen und Triebe in einem ziemlich gleichen Verhältniß stehen, ist um so mehr modificirbar, bestimmungsfähig durch den Einfluß der Dinge, bildsam durch Meynungen und Grundsätze.

Ein hoher Grad von Geistesbildung, verbunden mit verhältnißmäßigen, nicht allzureizbaren Trieben, nicht ungleich oder zu heftig erregten Nei-

gungen, begünstiget vornehmlich den Einfluß der Grundsätze, und bildet Menschen, deren Denkungsart mehr, als ihre Natur und als ihr Sinn, in ihrem Thun und Lassen vor Augen liegt.

So scheint der Mann mehr nach Naturell, als nach Gewöhnung zu handeln, weil seine Triebe stärker sind; das Weib ist mehr das, was es ist, durch Gewöhnung und Einfluß, weil seine Natur vielleicht unbestimmter und desto bestimmbarer und bildsamer ist. Der Mann handelt vielleicht nur darum öfter nach (guten oder schlechten) Grundsätzen, weil gewöhnlich seine Denkkraft mehr geübt wird. Das Weib bleibt der Natur oft getreuer, weil seine Denkart weniger, als die männliche, durch falsche oder doch zu entfernte Abstraktionen oder Sophistikationen der Schule irre geleitet wird.

Bey Kindern würkt vornehmlich die Natur; bey Jünglingen die Gewöhnung; das männliche Alter reift zur Bestimmung durch Grundsätze heran.

Der rohe Mensch handelt nach der Natur; der blos cultivirte nach angewöhntem Sinn; der aufgeklärte nach Grundsätzen.

2) Man legt dem Menschen um so mehr Charakter bey, je mehr Einheit (Harmonie, Consistenz, Consequenz), Selbstständigkeit (Unabhängigkeit von etwas ausser ihm), und Eigenheit (Unterscheidbarkeit von andern) in den Bestimmungsgründen seiner Würksamkeit bemerkt wird. Solchen Menschen, bey denen man einen Mangel dieser drey Eigenschaften zu entdecken glaubt, pflegt man einen Charakter abzusprechen.

2.

Einheit.

In jedem Charakter ist Mannigfaltigkeit. Damit aber dieses Mannigfaltige als Einen Charakter ausmachend betrachtet werden könne, wird eine gewisse Einheit erfordert, welche das Zusammenfassen in einen Hauptbegriff erst möglich macht.

Je größer die zu verbindende Mannigfaltigkeit, je ungleichhaltiger dessen Beschaffenheit ist, und je mehr sich die Größe eines jeden in Vergleichung mit jedem andern der Gleichheit nähert, um so mehr wird diese Vereinigung und mithin

die Bildung eines bestimmten Begriffes von einem menschlichen Charakter erschwert.

Wenn in Einer und derselben Natur zwey fremdartige Principien um die Oberherrschaft kämpfen, oder wenn überall kein Trieb merklich vor den übrigen hervorsticht: so vermag der Beobachter kaum dieses Ungleichartige in Einer Idee zu vereinigen.

Wenn die Einflüsse des Schicksals, der Erziehung und Gewöhnung abwechselnd sehr verschiedene Bestimmungen in dem Gemüthe hervorbringen; jetzt diese, dann eine andere Neigung erregen, und wenn sich unter der Menge von Neigungen keine zur herrschenden ausbildet, sondern ihre Herrschaft einander streitig machen, so macht es Schwürigkeit, die Sinnesart eines Menschen zu charakterisiren.

Würken endlich fremdartige und widerstreitende Grundsätze auf den Kopf und zugleich auf das Gefühl eines Menschen: so erzeugt sich eine sich selbst bekämpfende, in ihren Folgen widersprechende Denkungsart, worinn man nach einem alleherrschenden Prinzip vergebens forschet.

End:

Endlich können sich auch Naturell, Sinnesart und Denkart, die ohnehin in jedem Menschen als antagonistische Kräfte anzusehen sind, in einzelnen Menschen einen mehr als gewöhnlichen, wechselseitigen Abbruch thun. Ein heiteres Naturell, im Druck des Schicksals aufgewachsen und durch belebende Grundsätze geleitet! Welche Mischung von Kräften, deren Würkung sich unaufhörlich durchkreuzen, modificiren und die unvereinbarsten Erscheinungen darstellen muß.

Die Einheit durch bloße Natur bewürkt, ist Einheit des Triebes; durch Gewöhnung und Einfluß, herrschende Neigung; durch Grundsätze und Consequenz in denselben, Harmonie.

Einförmigkeit und Harmonie sind auch im Charakter sorgfältig zu unterscheiden. Jene ist Folge des Mangels an Mannigfaltigkeit; diese ist um so größer, je größerer Reichthum mannigfaltiger Kräfte, Triebe und Neigungen Einem leitenden Hauptprinzip untergeordnet ist.

2.

Selbstständigkeit.

In jedem menschlichen Charakter liegt Bestimmbarkeit; das vereinte Mannigfaltige ist jederzeit ein Mannigfaltiges nach einander (varia successiua), welches sich theils nach einer Regel auseinander (das folgende aus dem vorhergehenden) entwickelt, theils aber auch nicht völlig aneinander anzuschließen, und also eine ganz neue, fremde Reihe von Veränderungen anzufangen scheint.

Ohne uns hier auf die, ausser aller Erfahrung liegende, Frage von der absoluten Freyheit und ihrem Antheil an den Handlungen eines Menschen einzulassen, (welche Frage blos die Moralität angeht und von aller physischen Untersuchung der Menschen abgesondert werden muß), bietet sich selbst der empirischen Betrachtung ein Unterschied der Charaktere dar, wornach wir einigen mehr Selbstständigkeit, andern mehr fremde Bestimmbarkeit beylegen.

Selbstständigkeit bezeichnet die Unabhängigkeit der Würkungsart oder Handlungsweise von etwas andern außer sich selbst. Das Ich,

wo:

wovon eine selbstständige Thätigkeit allein abhängt, ist aber nicht blos das reine Ich, wobey von aller auch ehemaligen Bestimmung abstrahirt wird, sondern das empirische, d. h. alles dasjenige was mit unserem Selbstbewußtseyn (vergleichungsweise) als beharrlich verbunden vorgestellt wird, z. B. meine Naturtriebe, meine Gewohnheiten, angenommene Grundsätze u. dgl. Die Selbstständigkeit des Charakters offenbart sich also durch die Gleichförmigkeit, und sie ist (als Objekt der Anthropologie) etwas blos relatives; da hingegen die moralische eine absolute Selbstständigkeit seyn müßte.

Schon im Naturell kann die Anlage zu einer gewissen Beharrlichkeit und Festigkeit liegen, die aber in Ermangelung guter Grundsätze sehr leicht in eine fehlerhafte Härte und Unbiegsamkeit ausarten kann.

Ein gleichförmiger Einfluß auf diese Natur, besonders in den früheren Lebensjahren, kann eine Sinnesart hervorbringen, die in der Folge nur mit Schwürigkeit modificirt und abgeändert werden kann. Unvorsichtige Versuche, die Natur,

oder wie mans nennt den Willen zu brechen, können eben sowohl die natürliche Stärke in Starrsinn verwandlen, als eine zu große, unbestimmte Nachgiebigkeit gegen entstandene Begierden diesen einen unüberwindlichen Einfluß auf die Handlungen zu verschaffen vermag.

Die Selbstständigkeit beruht aber vornehmlich auf Grundsätzen, die mit dem Innersten des Menschen verwebt, unter sich selbst systematisch vereint und frühzeitig in Anwendung auf das würkliche Leben, mit stufenweiser Selbstüberwindung, gebracht worden sind.

Der Mangel an Selbstständigkeit entspringt also bald aus einer gewissen Schwäche und Lenksamkeit des Naturells, dergleichen z. B. in der weiblichen Gemüthsart liegt, die aber eben darum für eine zweckmäßige Gewöhnung und Bildung desto empfänglicher ist; bald aus Unbestimmtheit der Neigungen, die eben daher dem Einflusse jedes neuen einwürkenden Gegenstandes und Verhältnisses offen steht; bald aus Mangel an würksamen und allgemeinen Grundsätzen, wodurch die Neigungen ein freyeres und nach den Umständen und

Lagen abwechselndes Spiel erhalten. In diesem Falle pflegt denn nichts an einem Menschen beständiger zu seyn, als die Unbeständigkeit selbst.

3.

Eigenheit.

Jeder menschliche Charakter ist individuell, durchaus bestimmt und von allen andern unterschieden. In Absicht auf das Mehr oder Weniger unterscheiden wir hier originelle, eigene, bestimmtausgezeichnete, und gemeine, minder ausgezeichnete Charaktere.

Das Charakteristische eines Menschen liegt theils in den mannigfaltigen Ingredienzen, woraus sein Charakter zusammengesetzt ist, theils in der eigenthümlichen Verbindung derselben zu Einem Ganzen.

Die Natur scheint es auf die größte Mannigfaltigkeit menschlicher Charaktere angelegt, und jedem Individuum eine gewisse Originalität verliehen zu haben, deren Ausdruck in der Physiogno-

mie

mie die Wahrheit eines Portraits vornehmlich verbürgt.

Kant (Ueber den Gebrauch teleologischer Prinzipien in der Philosophie) hat hierüber eine Bemerkung gemacht, die ich mit seinen eigenen Worten wiederholen muß. „Was schon Lord „Schaftesbury anmerkte, nähmlich, daß in „jedem Menschengesichte eine gewisse Originalität „(gleichsam ein wirkliches Dessein) angetroffen „werde, welche das Individuum als zu besondern „Zwecken, die es nicht mit andern gemein hat, „bestimmt auszeichnet, ob zwar diese Zeichen zu „entziffern über unser Vermögen geht, das kann „ein jeder Portraitmahler, der über seine Kunst „denkt, bestätigen. Man sieht einem nach dem „Leben gemahlten und wohl ausgedruckten Bilde „die Wahrheit an, d. i. daß es nicht aus der „Einbildung genommen ist. Worinn besteht aber „diese Wahrheit? Ohne Zweifel in einer bestimmten Proportion eines der vielen Theile des „Gesichts zu allen andern, um einen individuellen Charakter, der einen dunkel vorgestellten „Zweck enthält, auszudrücken."

Diese Individualität entzieht sich dem gemeinen Beobachter, und er vermißt wohl gar alle Originalität des Charakters, wenn entweder die eigenen Züge nicht stark sind, oder ihre eigenthümliche Verbindung nicht auffällt, folglich mit den meisten andern eben nicht contrastirt.

Es giebt dagegen einige Menschen, die man vorzugsweise **original** nennt, in deren Trieben und Kräften sich etwas Unerklärbares, Ungemeines, was man **Idiosynkrasie** zu nennen pflegt, in deren Empfindungsart ein eigner **Humor**, in deren Art zu handeln etwas Auszeichnendes, eine gewisse **Sonderbarkeit** angetroffen wird.

Diese Auszeichnung gründet sich mehrentheils in der Natur, zuweilen in eignen Einflüssen der Erziehung und des Schicksals, endlich auch wohl in Grundsätzen, die über die gemeine Denkungsart erhaben sind, oder auf andere Weise davon abweichen. Der häufige Verkehr mit Menschen, und eine sehr positive Erziehungsart pflegen dieser Originalität entgegenzuarbeiten, und ihr haben wir es zu verdanken, daß es zwar weniger selt-

same, aber auch zuzuschreiben, daß es weniger individuell gezeichnete Charaktere giebt.

Je mehr Natur, je mehr eigenthümlicher Charakter.

Je mehr Kunst und Cultur, je mehr gemeine, sich gleichende Charaktere.

Die moralische Bildung zweckt allerdings auf eine gewisse Einheit der Grundmaxime und des Endzwecks aller Bestrebungen bey allen Individuen der Menschheit ab. Von diesen Bemühungen haben einige befürchtet, daß sie, wofern es anders damit gelingen sollte, die reizende und wohlthätige Verschiedenheit der Charaktere vernichten dürften, an deren Erhaltung nicht wenig gelegen sey. Allein diese Besorgniß ist ungegründet. Diejenige sittliche Einheit, worauf alle moralische Bildung hinwürkt, ist in dem Innersten der Menschheit selbst gegründet, sie wird der Natur nicht von außen aufgedrungen, sondern aus ihr selbst entwickelt.

wickelt. Jene zweckmäßige, eben so schöne als heilsame, Mannigfaltigkeit geht dadurch eben so wenig verlohren, als die Mannigfaltigkeit der Töne durch ihre harmonische und melodische Verbindung zu Einem Ganzen. In der Masse menschlicher Kräfte und Triebe, in ihrer unendlich verschiedenen Grundmischung mag und darf keine Sittenbildung etwas ändern. Die Grundmaxime aller sittlichen Bildung ist Freyheit, und wo Freyheit unter dem Schutze allgemeingültiger Gesetze steht, da kann der Charakter in seiner vollsten Eigenthümlichkeit erscheinen und würken. Wenn es überhaupt irgend Einen würklichen Charakter giebt, in welchem die Merkmahle der Einheit, Selbstständigkeit und Eigenheit in ihrer höchstmöglichen Vollkommenheit vereint sind: so ist dieß kein anderer, als der moralische. Alles andere ist blos nä-

here

here oder entferntere Anlage dazu, oder ein Analogon von demselben, und nähert sich in eben dem Verhältniß der Idee von gänzlicher Charakterlosigkeit, als sich dasselbe von dem sittlichen Ideal entfernt.

Anleitung

zur Menschenkenntnis

von

de la Chambre.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Vorerinnerung.

Ueber den hohen Werth der Menschenkenntnis und über den Plan des Verfassers.

Jener Alte hatte zuverläßig Unrecht, wenn er sich darüber beklagte, daß die Natur kein Fenster an dem Herzen des Menschen angebracht habe, um seine Gedanken und Absichten zu erkennen. Denn einmal sind ja dieß gar keine Gegenstände, die sich durch die Sinne wahrnehmen lassen, und könnte unser Auge selbst bis zur innersten Tiefe ja zu den kleinsten Falten des Herzens durchblicken: es würde dennoch nichts daselbst entdecken, was uns

über jene Dinge den mindesten Aufschluß gewährte. Ueberdem hat aber auch die Natur schon sonst für jene Entdeckungen gesorgt, und weit sichrere Mittel dazu ausfindig gemacht, als die sonderbare Oefnung seyn würde, welche Momus desfalls in Vorschlag gebracht hat.

Sie gab nehmlich dem Menschen nicht nur Stimme und Sprache zu Dolmetschern seiner Gedanken; besorgt, daß er diese etwan misbrauchen möchte, ließ sie noch überdem Stirn und Augen sprechen, um jene Lügen zu strafen, wenn sie sich etwan einer Treulosigkeit schuldig machen sollten. Kurz sie entfaltete seine ganze Seele im Aeußern. Es bedarf gar keines Fensters, um seine Bewegungen, Neigungen und Fertigkeiten wahrzunehmen; sie erscheinen auf dem Gesicht und sind mit sehr leserlichen und kenntlichen Zügen darauf gezeichnet.

Diese Charaktere sind es nun, welche wir zum Gegenstande dieses Werkes machen werden. Es kann vielleicht eines der nützlichsten und wichtigsten Werke werden, die je unternommen wor-

den; ein Werk, das die schönsten und unentbehrlichsten Kenntnisse für den Menschen enthält; mit einem Wort, ein Werk, worinn sich das vollständige Geheimniß menschlicher Weisheit und Klugheit findet.

Diese hohen Versprechungen werden den Leser nicht mehr befremden, sobald er erfährt, daß die Kunst, Menschen zu kennen unser Zweck ist. Sie soll jeden lehren, sich selbst zu kennen — die höchste Stufe der Weisheit — Menschen zu kennen — das Meisterstück der Klugheit.

Das Geheimnis der Weisheit besteht ja unstreitig darin, daß man weiß, was man ist, was man thun kann und thun soll; das Geheimnis der Klugheit darin, den Charakter, die Kräfte und Wünsche anderer Menschen zu kennen. Könnte es nun wohl eine nützlichere und angenehmere Kenntnis geben, als eben diese? Könnte nicht der, der diese Kenntnisse sich zu eigen gemacht hat, sich dieses Besitzes als des grösten Gewinnes, den das Menschenleben nur geben kann, erfreuen?

Alles dieß lehret nun die Kunst der Menschenkenntnis. Ihr Zweck scheint zwar vorerst nur der zu seyn, die Neigungen, die Gemüthsbewegungen, Tugenden und Laster anderer Menschen zu entdecken; in der That lehrt sie aber auch zugleich jeden einzelnen Menschen, eben diese Gegenstände in sich selbst kennen und mit mehr Genauigkeit und Unbefangenheit sie beurtheilen, als wenn er sie gleich Anfangs an sich selbst betrachten wollte.

Durch uns selbst lernen wir uns eigentlich nie selbst recht kennen. Es gehet der Seele damit wie dem Angesicht, welches sich nie anders als im Spiegel sehen kann. Fängt sie es mit der Selbstbetrachtung anders an, so wird sie nicht nur gar bald von dem mühevollen Geschäfte, sich vor sich selbst zu entfalten, zurückgeschreckt nnd ermüdet werden, sondern die Eigenliebe verfälscht auch alle Urtheile über sich selbst.

Der zornige Mensch kann gewiß kein richtiges Urtheil über seine Leidenschaft fällen, da er, so wüthend sie auch seyn mag, doch immer Recht und Gerechtigkeit auf seiner Seite zu haben glaubt.

Der Geizige hält seine niederträchtigsten, ängstlichen Bemühungen für bloße Folgen der Klugheit und der Nothwendigkeit. Mit einem Wort, alle unsere Neigungen und Angewöhnungen gefallen uns, alle unsere Leidenschaften scheinen uns vernünftig zu seyn. Wer wird sie wohl in ihrer wahren Beschaffenheit erblicken und sie verdammen, da sie die beyden Hauptverfälscher unserer Urtheile auf ihrer Seite haben, das Vergnügen und den Schein von Vernunftmäßigkeit. Um das Fehlethafte an ihnen kennen zu lernen, muß man sie an andern betrachten. Hier ist ein Spiegel, der nicht schmeichelt. Die Spiegel, deren wir uns sonst zu bedienen pflegen, stellen uns zwar nur solche flüchtige Bilder dar, die der nächste Augenblick aus dem Gedächtnis verwischt; allein mit diesem geistigen Spiegel hat es eine ganz andere Bewandnis: dieser nimmt unveränderliche und dauerhafte Kopien auf, deren Bewußtseyn man selten verliert. Ueberhaupt giebt es zuverläßig kein besseres Mittel sich selbst kennen zu lernen, als daß man sich in andern studiert.

Die Kunst, wozu wir eine Anleitung geben wollen, ist demnach allerdings auch zu Erlangung der Selbstkenntnis brauchbar.

Die Kenntnis des Menschen begreift zwey Theile, einen physischen und einen moralischen. Jene untersuchet die wesentlichen Bestandtheile des Menschen, die Natur der Seelenkräfte, und die bewunderungswürdige Harmonie in ihren eigenthümlichen Verrichtungen. Diese betrachtet die Sitten, und bezieht sich auf Erkenntnis der Neigungen, der Leidenschaften, der Tugenden und Laster. Die Anleitung zur Menschenkenntnis kann nun zwar den ersten Theil der Menschenlehre nicht in ihrem ganzen Umfange umfassen, sondern überläßt die ausführlichere und genauere Untersuchung dieser Gegenstände an die Arzneywissenschaft und die Philosophie. Da sie sich aber gleichwohl zu einer gründlichen Untersuchung alles dessen, was sich auf Sitten beziehet, verbindlich macht: so kann sie doch nicht umhin, bey der psychologischen Erforschung ihrer Ursachen und Entstehungsart in der Seele die schönsten und wissenswürdigsten Theile der Naturkunde in ihren Gesichtskreis mit aufzunehmen, und bey der

Betrachtung über die Bildung der Theile, die Temperamente, Lebensgeister, Säfte, Neigungen, Leidenschaften und Fertigkeiten die verborgensten Eigenschaften und Verhältnisse zwischen Geist und Körper aufzuklären.

Ich muß noch mehr sagen. Alle diese Kenntnisse erheben den Geist zu dem allgemeinen Schöpfer des Weltganzen. Die Ansicht aller der unzähligen Wunder, die sich am Menschen zeigen, führt ihn unvermerkt zur Verherrlichung ihres Urhebers hin, und leitet ihn so seiner Bestimmung entgegen. Betrachtete der Mensch auch weiter nichts, als den Bau des menschlichen Körpers, müßte ihn nicht schon hier die Entdeckung der Ordnung und der abgemessenen Zweckmäßigkeit aller Triebfedern, die den fortschreitenden Gang dieser Maschine bestimmen, zum freudigen Erstaunen und Entzücken hinreißen? Müßte nicht die unnachahmbare darinn verborgene Kunst, ihm die Meisterhand, die daran gearbeitet, und den Verstand des großen Bildners, der den Entwurf dazu gemacht hat, entdecken?

Erhebt er aber nun seine Gedanken noch mehr, und versucht er es, in die Geheimnisse der Seele einzudringen, und die Art und Weise zu erforschen, wie sie sich Kenntnisse von Gegenständen erwirbt, wie sie sich bewegt, und wie unzählich diese Bewegungen sind, die sie in sich selbst hervorbringt: welch erhabenes Entzücken würde nicht die Erkenntniß so vieler Wunder ihm gewähren? Welche Gefühle würden in ihm rege werden von der Güte und Weisheit des Gottes, der so viele Kräfte in einen so engen Bezirk zusammen zu drängen, der nicht nur gleichsam den Auszug des besten, was unter alle übrige Geschöpfe vertheilt war, in dem Einen — dem Menschen zu einigen, sondern sogar den Grundriß von seinem eignen Selbst in ihm, dem Menschen, zu entwerfen gewußt hat.

Doch wir schweigen lieber von dem, was unaussprechliches Geheimniß in uns selbst ist, und bleiben vielmehr innerhalb der Grenzen der erforschlichen Natur jetzt stehen. Die Neigung, die der Schöpfer dem Menschen für alles, was gut ist, geschenkt, den Verstand, wodurch er ihn für alle

Gegenstände der Erkenntniß erleuchtet hat, — sind dieß nicht beydes Ergießungen seiner unendlichen Güte und seiner Weisheit? Was aber noch erstaunenswürdiger ist, hat er nicht in dem menschlichen Geiste, wiewohl derselbe, endlich und beschränkt ist, gleichwohl den ganzen Umfang und die Unendlichkeit seiner Macht, zusammengefaßt? Gab er nicht durch ein Wunder, das fast alle Vorstellung übersteigt, ihm das Vermögen, alle Dinge nach seinem Bilde zu schaffen? Denn der Verstand erzeugt und schafft sich gewissermaßen ein Bild von den Dingen, welche er erkennet, und da sich sein Erkenntnißvermögen auf alle Dinge erstreckt, so muß er sie auf seine Weise alle schaffen, und er ist folglich der Schöpfer einer neuen Welt; oder wenigstens der Nachbildner aller Werke der Gottheit. Denkt sich der menschliche Geist die Sonne, so muß er in sich selbst eine andere Sonne, und eben so die Sterne, den Himmel, die Elemente, mit einem Worte, alles was irgend in dem Weltall anzutreffen ist, hervorbringen.

War aber das schon ein Wunder, daß Gott einem eingeschränkten Wesen ein unendliches Vermögen gab, so war dieß ein noch weit größeres, daß er in einem und demselben Wesen Größe und Stärke mit Elend und Schwachheit vereinigte. Unter allen Geschöpfen ist unstreitig keines so vielfältigem Elend und mancherley Schwachheiten ausgesetzt, als der Mensch. Einige derselben entspringen sogar aus seinen Vorzügen, und hätte er nicht einen so fruchtbaren Geist oder einen so zart gebaueten Leib, er würde nicht so elend und unglücklich seyn, wie wir ihn finden. Man kann also sagen, jenes berühmte, so oft aufgeworfene Problem: welches Ding in der Welt ist zugleich das größte und das kleinste, sey nur durch den Menschen aufgelößt worden.

Der Mensch darf also nur sich selbst betrachten, um zu der ihm unentbehrlichen Erkenntniß von der Gottheit zu gelangen, und um darinn einen ewig unerschöpflichen Stoff, zu Lobpreisungen, Danksagungen und Erweisungen der Ehrfurcht, zu finden, wozu er diesem Wesen allaugenblicklich verpflichtet ist.

Solch einen erhabenen Unterricht ertheilt uns die Kunst der Menschenkenntniß. Wollte man sich aber auch bey der Schätzung ihres Werthes nur auf diejenigen Kenntnisse einschränken, welche sie zum Behuf der Entdeckung menschlicher Neigungen, Charaktere und ihrer geheimen Absichten liefert: so würde man doch immer zum Ruhme dieser Kunst so viel eingestehen müssen, daß sie die sicherste Führerin ist, der man sich nur für sein Betragen in dem gesellschaftlichen Leben anvertrauen kann, und daß derjenige, der sich ihrer Leitung überläßt, tausend Fehler und Unfälle vermeiden kann, worein er sonst alle Augenblicke zu gerathen Gefahr liefe. Es bedarf gar keiner Gründe, um eine so augenscheinliche Sache zu beweisen. Denn kann diese Kunst das würklich leisten was sie verspricht, so giebt es sicher keine Handlung des Lebens wo sie entbehrlich wäre. Die Erziehung der Kinder, die Wahl der Bedienten, der Freunde, der Gesellschafter kann ohne sie nicht zweckmäßig angestellt werden. Sie zeigt Gelegenheit und günstige Augenblicke wo man handeln und reden, sie lehret die Art und Weise wie man beydes thun soll. Gilt es darum, jes

manden etwas anzurathen, oder eine Leidenschaft in ihm zu erregen, oder für eine gewisse Absicht ihn einzunehmen, so weiß sie die Stelle anzugeben, wo ein Zugang zu dem Gemüth des andern offen steht. Soll man endlich nach dem Rathe jenes Weisen allen Umgang mit zornigen oder neidischen und alle gesellige Verbindung mit lasterhaften Menschen vermeiden, was kann uns wohl sonst, als diese Kunst, vor solchen bösen Verbindungen schützen? Denn eine Menschenkenntniß bloß nach dem Rufe, worinn sie stehen, ist trüglich, und durch Erfahrung sie erwerben wollen, gefährlich. Nur diese Kunst allein verspricht uns eine Menschenkenntniß, welche weder mit Täuschung noch mit Gefahren verknüpft ist.

Vermuthlich werden einige vorerst meynen, diese Kunst sey nichts anders als die Physiognomik, und sie vermöge weiter nichts, als die gegenwärtig vorhandenen Neigungen eines Menschen zu erkennen zu geben, und darauf einige schwankende Vermuthungen über ihre Tugenden und Fehler zu gründen. Allein diese Vorstellungsart wäre offenbar zu beschränkt. Denn unsere

sere Kunst leistet nicht nur alles, was die Physiognomik thut, nur mit mehr Genauigkeit, wie wir in der Folge sehen werden, sondern sie behauptet noch viel weiter gehen zu können; sie verspricht nehmlich überdem auch die ehemaligen und die künftigen Neigungen und Leidenschaften, die Schwäche, Stärke und Anlagen des menschlichen Geistes zu gewissen Künsten und Wissenschaften, und seine erworbenen Fertigkeiten kenntlich zu machen; sie lehret, was noch weit wichtiger ist, wie man die verborgensten Absichten, die geheimsten Handlungen und die unbekannten Urheber bekannter Handlungen entdecken soll. Endlich giebt es keine noch so tief angelegte Verstellung, welche sie nicht zu durchdringen, und den Schleier, hinter welchem sie sich verbirgt, nicht größtentheils wegzunehmen sich wagen dürfte.

Alle Gegenstände dieser Kunst lassen sich auf vier Klassen zurückführen, nehmlich: Neigungen, Gemüthsbewegungen, Tugenden und Laster. Vor aller weitern Untersuchung muß zuförderst erklärt werden, was eine Neigung ist, welches ihre Ur-

sachen

sachen sind, und wie sie sich in der Seele bilden, zweytens, wie und auf wie vielerley Art sich die Seele beweget, auch wie und warum sie das Herz und die Lebensgeister bey den Leidenschaften in Bewegung setzt; endlich drittens, worinn Tugend und Laster besteht, und wie vielerley Arten es deren giebt, worüber sie urtheilen kann.

Sie hat aber auch das Zuviel und Zuwenig in allen bisher angeführten Dingen zu bestimmen; sie soll angeben, welche der Natur des Menschen überhaupt, dann aber auch jedem Geschlecht, jedem Alter, jeder Nation, und jeder Lebensweise angemessen oder nicht angemessen sind. Vor allen Dingen muß sie daher ein Model und Ideal von der Vollkommenheit entwerfen, die der menschlichen Natur zukommt, um sich dessen als einer Regel und eines Maaßstabs für alles Gute und Böse bey jedem Individuum zu bedienen. Denn es läßt sich unmöglich bestimmen, weder was Uebermaaß noch was Mangel bey irgend einer Sache sey, ohne vorher den Punkt der Vollkommenheit zu erkennen, wovon sich beyde entfernen, und um den Abstand beyder Extremen zu beurtheilen,

len, muß man durchaus wissen, was zwischen beyden in der Mitte liegt.

Hat sie nun alle diese Gegenstände untersucht, so muß sie uns noch über die Mittel belehren, wodurch sie ihre Verheißungen zu erfüllen gedenkt; sie muß die Zeichen angeben, deren sie sich zu bedienen hat, und sich über ihre Beschaffenheit, Stärke und Schwäche erklären. Sie muß uns lehren, welchen Gebrauch sie von den Regeln der Physiognomik zu machen gedenket, und in wie fern auch die Chiromantik und Metoposkopik für ihre Absicht brauchbar seyn dürften; endlich muß sie den allgemeinen Entwurf von ihrem ganzen Unternehmen vorlegen.

Dieses sind die vorläufigen Betrachtungen, welche zur Einleitung in diese ganze Wissenschaft dienen, und den Inhalt dieses ersten Theiles ausmachen. Dieser Theil wird aus zwey Büchern bestehen. Das erste handelt von allen dem, was als Gegenstand der Menschenkenntnis anzusehen ist, nehmlich von

den Neigungen, den Gemüthsbewegungen, den Tugenden und Lastern. Das zweyte Buch wird die Mittel untersuchen, wodurch sich alle diese Dinge in dem Menschen entdecken lassen.

Erstes

Erstes Buch.

Von den Gegenständen der Menschenkenntnis.

Erstes Kapitel.

Idee der natürlichen Vollkommenheit des Menschen.

Da jedes Ding alsdann vollkommen ist, wenn ihm nichts mehr zu seinem vollständigen Daseyn mangelt, und wenn es alles besitzt, was zur Vollendung seiner Natur erfordert wird, so muß der Mensch, ein Wesen, das aus Leib und Seele bestehet, um vollkommen zu seyn, alles dasjenige besitzen, was zur Vollendung und Vollkommenheit dieser beyden Bestandtheile seiner Natur gehöret.

Die natürliche Vollkommenheit der Seele, bestehet darinn, daß sie alle Vermögen und Kräfte besitze, welche zu den ihrer Bestimmung angemessenen Verrichtungen erforderlich sind; die Vollkommenheit des Körpers aber in den Anlagen, welche jene geistigen Vermögen als Werkzeuge zu ihrer Thätigkeit erfodern.

Nun sind aber einige Vermögen edler, als die andern, und bey Dingen von ungleichem Werth, die mit einander in Verbindung stehen, muß immer das Vortreflichste die Richtschnur für die übrigen seyn. Der Verstand, das edelste Vermögen des Menschen, giebt demnach den Maaßstab und die Regel für alle niedere Vermögen, und diese müssen auf eine solche Weise geordnet und eingerichtet seyn, wobey sie, so viel als möglich, jenem obersten Vermögen entsprechen, und seinen bestimmten Aeußerungen nicht hinderlich werden.

Der Verstand hat von Natur etwas gleichgültiges und unbestimmtes, weil er alle und jede Dinge beurtheilen kann *), und folglich der Mög-

lich-

*) Πῶς ἔστι πάντα.

lichkeit nach alles ist, ohne zu irgend einem einzelnen näher bestimmt zu seyn. Die niederen Vermögen müssen sich also so viel als möglich nach dieser Unbestimmtheit richten. In der Vollkommenheit aber wie der Verstand, können sie dieselbe nicht besitzen, weil sie materiell und folglich bestimmt sind; also nur so weit, als sie dafür Empfänglichkeit haben. Diese ihnen mögliche Unbestimmtheit schränkt sich nur auf die Mittelmäßigkeit (mediocrité) ein. Denn das was in der Mitte liegt, ist weniger bestimmt, als die beyden Extremen, zu denen dasselbe in einem gleichen Verhältnis steht. Hieraus folgt, daß das Mittelmaaß der Vermögen dem Verstande weit angemessener ist, als was über oder unter dem Maaße wäre.

Da auch die Werkzeuge in einem angemessenen Verhältnis zu den Kräften stehen müssen, die sich ihrer bedienen, so müssen auch die Bildung der Theile und das Temperament als Werkzeuge der Seelenvermögen, eben das Verhältnis der Mittelmäßigkeit beobachten, wie die niederen Seelenvermögen selbst. Die Theile dürfen daher we-

der zu groß noch zu klein seyn; keine einzelne Beschaffenheit, die zur ganzen Mischung des Temperaments gehört, darf vor der andern hervorstechen, sie müssen vielmehr insgesammt in einem gewissen Gleichgewicht und in einem genau abgemessenen mittlern Verhältnis zu einander stehen.

Nur bey dem Menschen allein ist der Sinn des Gefühls vollkommen.

Daß diese Einrichtung wirklich in dem Plan der Natur lag, läßt sich schon aus dem einigen Umstand beweisen, daß sie nur allein dem Menschen dieses vollkommene Temperament verliehen hat. Bey den andern Thieren hat das Temperament immer auf irgend einer Seite ein Uebermaaß; es ist entweder zu warm, oder zu kalt, zu trocken oder zu feuchte. Bey dem Menschen aber sind diese Eigenschaften zu einer abgemessenen Mittelmäßigkeit vereiniget, und daher sind auch die Sinne, die mit dem Temperament in Verbindung stehen, wie das Gefühl und der Geschmack, (der nach Aristoteles ebenfalls eine Art von Gefühl ist), weit vollkommener als bey jedem andern Thiere. Diese Sinne und vorzüglich das Gefühl, erfodern

in

in ihren Werkzeugen eine vollkommene Temperatur; denn was von einer Sache urtheilen soll, muß in der Mitte stehen, um es ohne partheyische Vorneigung thun zu können *). Ein Objekt kann aber auf eine gedoppelte Art zwischen zwey andern in der Mitte stehen, einmal wenn es gar nichts, zweytens wenn es mit beyden Objekten gleich viel gemein hat. Das Gefühl ist der einzige Sinn, der auf die letztgenannte Art bey seinem Urtheil zu Werke geht. Die übrigen haben gar nichts von den Beschaffenheiten der Gegenstände an sich, die sie beurtheilen, wie z. B. das Auge, welches von Farben urtheilt, selbst aber farbenloß seyn muß. Das Gefühl hingegen urtheilet von den ursprünglichen Eigenschaften (qualitates primariae) deren also sein eigenes Organ nicht entbehren kann. Es muß sie daher alle in einem abgemessenen Gleichgewicht besitzen, um sie vollkommen erkennen und ihre beyden äußersten Grade, von denen dasselbe gleich weit absteht, und ihre mittlere Größe, durch die Bemerkung ihres Abstandes von jedem Extrem, beurtheilen zu können.

*) τὸ μέσον κριτικον.

Es mag indeß hiemit diese oder eine andere Bewandniß haben; genug die Natur hatte, indem sie dem Menschen diese vollkommene Temperatur gab, dabey keinen andern Zweck, als dem obersten und edelsten Seelenvermögen ein allgemeines Werkzeug anzupassen, und es in ein mittleres Verhältnis zu setzen, worinn dasselbe weniger bestimmt und, wie der Verstand, möglichst uneingeschränkt wäre. Bey den Thieren war das aber nicht nöthig, da alle ihre Vermögen bestimmt sind.

Bey dem Menschen muß alles ein mittleres Verhältnis haben.

Eine Folgerung, die aus dieser oben erwiesenen Wahrheit herfließt, bestätiget unsere obige Behauptung, daß sich in allen Kräften der Seele, nicht nur in den niedern sondern auch in den obern, als dem Verstande und dem Willen, ein mittleres Verhältnis finden muß; denn das Temperament giebt alle n Seelenvermögen ihre nähere Bestimmung, und bestimmt nach dem Grade seiner eigenen Stärke, ihre grösere oder geringere verhält-

hältnißmäßige Vollkommenheit. Ist das Temperament z. B. warm, so verstärkt es die Einbildungskraft und schwächt die Urtheilskraft; ist es im Gegentheil kalt, so unterstützt es die letztere und schadet der erstern, und so verhält sichs mit allen übrigen. Fordert nun die Vollkommenheit des Menschen eine gleiche Mischung der Temperamentseigenschaften, so folgt daraus, daß alle Seelenkräfte an diesem richtigen Verhältnis Antheil nehmen, und eine ähnliche Temperatur haben müssen, wie sie in dem Temperament gefunden wird.

Die natürliche Vollkommenheit des Menschen verlangt also kein zu lebhaftes Einbildungsvermögen, keine zu bedächtige Beurtheilungskraft, kein allzu glückliches Gedächtnis; sie verträgt sich nicht einmal mit der Erhabenheit eines Geistes, den nur die Betrachtung erhabener und schwerer Gegenstände fesselt. Denn einmal ist es Wille der Natur: der Mensch, zum gesellschaftlichen Leben bestimmt, soll sich in gleichem Verhältnisse der Betrachtung und den Geschäften widmen; dann zweytens und vornehmlich kann auch der Körper bey den zu jenem höhern Geistesschwung erforderlichen Anlagen

unmöglich seine natürliche Vollkommenheit behaupten. So wie nehmlich eine zu grose Stärke des Körpers den Geistesкräften Abbruch thut; so zieht auch umgekehrt das Uebermaaß von Geistesstärke Schwäche des Körpers als eine unausbleibliche Folge nach sich, wie wir weiter unten weitläuftiger zeigen werden.

Von den übrigen Vermögen gilt das nehmliche. Ist die Begehrungskraft zu reizbar, sind die Sinne zu fein, oder die Kräfte, welche verdauen, ausführen oder zurückhalten, verhältnißmäsig zu stark, so sind dieß eben so viel Fehler und Abweichungen von der Regel. Sie müssen alle dem gleichen Verhältnisse des Temperaments angemessen seyn, mit welchem sich diese fehlerhaften Vollkommenheiten nicht vertragen.

Alle Vermögen müssen mittelmäsig seyn.

Es läßt sich selbst in Bezug auf geistige Vermögen die Wahrheit dieses Satzes erweisen. Die Handlung und das Vermögen müssen einander entsprechen; denn die Handlung ist ja nichts anders, als ein Fortschreiten und Ausfluß der thätigen Kraft.

Wie

Wie die Handlung ist, so die Kraft, und umgekehrt wie die Kraft so die Handlung. Können nun die Handlungen unter keiner andern Bedingung vollkommen seyn, als wenn sie eine gewisse Mittelstraße beobachten: so muß dieß auch von den Kräften gelten. Es ist aber eine in jeder Moral angenommene Maxime, daß tugendhafte Handlungen das Mittelmaaß halten müssen, und daraus folgt, daß die Vermögen, woraus jene entspringen, auch so beschaffen seyn müssen. Die erste Quelle der Mittelmäßigkeit ist aber die Gleichgültigkeit, welche dem vernünftigen Theile der Seele natürlich ist. Denn weil eine Handlung ihrer Kraft angemessen ist, so müssen die Handlungen der Vernunft eben so gleichgültig seyn, als sie selbst ist; und wenn sie gleich durch die Handlung, welche sie hervorbringt, eine gewisse Bestimmung erhält und dadurch den Charakter der Gleichgültigkeit aufgiebt, so muß sie diese doch dadurch behaupten, daß sie der Handlung Mittelmäßigkeit mittheilet. Denn, was in einem Mittelverhältniß stehet, das verhält sich gegen beyde Extreme auf gleiche Weise, jedes Extrem hingegen ist (wie schon oben bemerkt worden) weniger

gleich-

gleichgültig und mehr bestimmt, als was zwischen beyden in der Mitte liegt.

Hieraus entspringt die Nothwendigkeit, seine Leidenschaften zu mäßigen. Bey den Thieren sind sie zwar gerade um so vollkommener, je einen höhern Grad sie erreichen; je furchtsamer z. B. ein Haase, je grausamer ein Tiger ist, desto vollkommener ist jedes dieser Thiere in seiner Art. Mit den menschlichen Handlungen ists aber nicht so. Sie müssen von dem Uebermaaß und dem Mangel gleichweit abstehen, damit sie der Gleichgültigkeit des obersten Vermögens angemessen sind.

Alle natürliche Neigungen sind Fehler.

Alle bisher angeführten Wahrheiten wird man wohl ohne Schwierigkeit begreifen und einräumen, weil sie sich auf Vernunft und Erfahrung gründen. Aus denselben Grundsätzen entspringt aber noch eine andere Wahrheit, die ohne Zweifel sehr auffallen wird, wiewohl sie nicht weniger gewiß ist. Sie besteht darin, daß alle und jede, ja selbst diejenigen Neigungen, welche an und für

sich

sich betrachtet gut und lobenswürdig sind, wie z. B. die Neigung für diese oder jene Tugend demungeachtet als Fehler anzusehen sind, welche der natürlichen Vollkommenheit des Menschen Eintrag thun. Man hat in der That noch keine Erfahrung gemacht, daß Menschen, welche von ihrer frühesten Kindheit an sich durch besondere Vorzüge auszeichneten, nicht in der Folge noch weit größere Fehler an sich gehabt hätten, von denen jene vorzüglichen Eigenschaften begleitet waren. Denn sobald man sich von der Vollkommenheit entfernt, muß man nothwendig in Fehler verfallen. Die Vollkommenheit des Menschen bestehet aber darinn, daß er für keine einzelne und besondere Tugend eine näher bestimmte Anlage, sondern für alle und jede eine gleiche Empfänglichkeit besitzt. Denn die angebornen Tugenden sind keine wahren Tugenden, sondern nur die Anfänge oder vielmehr Neigungen für dieselben, und im Ganzen werden sie vielmehr Grenzen und Einschränkungen der Seelenfähigkeit, die eigentlich allgemein seyn sollte, auf irgend einen besonderen Hang. Die Seele ist ihrer Natur nach auf nichts eingeschränkt; sie muß aller menschlichen Handlungen

fähig

fähig seyn. So wie sie Gegenstände aller Art zu erkennen vermag, so muß auch ihr Begehrungsvermögen, welches sich nach der Erkenntniß richtet, eine Richtung auf allerley Gegenstände nehmen können. Diese allgemeine Fähigkeit ist zugleich Folge ihrer geistigen Natur, und Grund ihrer Freyheit: denn wäre sie materiell, so würde sie bestimmt, und wäre sie nicht gleichgültig, so würde sie nicht frey seyn.

Alle möglichen Neigungen des Menschen, und wären sie auch auf die vortreflichsten Tugenden gerichtet, sind demnach Fehler. Der Mensch darf keine besondere, sonderu er soll sie für alle Tugenden überhaupt haben. Dieß ist der sinnreiche Gedanke des treflichsten Scholastikers *), wenn er behauptet: jedes Thier sey zu irgend einer seiner Natur angemessenen Leidenschaft geneigt, oder der Mensch stehe gleichsam in der Mitte aller Leidenschaften, und habe gleiche Empfänglichkeit für sie alle, weil er von Natur gleichgültig und unbestimmt ist.

Da

*) Ange de l'Eschole.

Da (wie wir in der Folge zeigen werden) das Temperament und die Bildung der Theile die zwey Hauptbestimmungsgründe der natürlichen Neigungen sind, und da sie einen gewissen Hang zu den ihnen angemessenen Handlungen in der Seele hervorbringen, so darf man um so weniger zweifeln, daß jenes Mittelverhältnis, welches sie bey dem Menschen haben müssen, auch in der Seele einen gleichen Hang gegen beyde Extreme bewirken werde.

Jede Thiergattung hat ihr eigenes Temperament.

Die Natur hat bey Vertheilung der Temperamente unter die Thiere, zuerst auf die Gattung Rücksicht genommen, und einer jeden das ihr angemessenste angewiesen, z. B. das warme und trockene Temperament für die Gattung des Löwen, das warme und feuchte für das Pferd, das kalte und trockne für den Esel, u. s. w. Indem sie aber auch für die Erhaltung dieser Thierarten sorgte, und zu dem Ende zwey Geschlechter bildete, die auch verschiedene Eigenschaften haben mußten, so war sie genöthiget, dieses ursprüngliche Tempe-

ras

rament der Gattung zu theilen, und dem männlichen Geschlechte seinen Antheil, dem weiblichen den seinigen zu geben. Der männliche und weibliche Löwe sind zwar beyde warm und trocken, der weibliche ist es aber weniger als der männliche, und so verhält sichs auch mit den übrigen Thierarten.

Jenes gleichmäßige und abgemessene Temperament, kommt der menschlichen Natur zu. Weil aber Mann und Weib verschiedene Eigenschaften haben mußten, so wurde dieses Temperament unter sie vertheilt, und ohne sich zu weit von der vollkommensten Temperatur zu entfernen, erhielt der Mann ein wenig mehr Wärme und Trockenheit, das Weib ein wenig mehr Kälte und Feuchtigkeit.

Hierinn liegt der wahre Sinn für die Fabel vom Androgyn. Nach dem Plato machten Mann und Weib anfänglich nur einen Körper und zwar von runder Gestalt aus. Dieser wurde nachher in zwey Hälften zertheilt. Die Liebe beyder Geschlechter gegen einander sey nichts anders, als das Verlangen nach Wiedervereinigung, und ein

Mit-

Mittel die Gattung zu verewigen. Die ursprüngliche Vereinigung des Mannes und Weibes ist die menschliche Natur, die beyde Geschlechter enthält, und deren Körper jenes abgemessene Temperament hat, welches, in Rücksicht auf Gleichheit und Einförmigkeit, der runden Figur gleicht. Bey der Trennung dieser Natur in zwey Geschlechter, wurde dieses Eine Temperament aber in zwey besondere getheilt, und so bildeten sich zwey einander unähnliche Körper, weil sie zur Erhaltung der Gattung verschiedene Eigenschaften bekommen mußten.

Warum den Thieren zweyerley Geschlechter gegeben worden?

Die Geschlechter sind nur der Erzeugung wegen da. Wo daher keine Erzeugung nöthig ist, da giebt es auch keine Geschlechter, wie z. B. bey den Engeln. Diese Handlung erfordert wie jede andere zwey Hauptursachen, nemlich eine wirkende und eine materielle. Hierin liegt nun die wahre Ursache, warum jede Thierart in zwey Geschlechter getheilt wurde; jedes Geschlecht bekam die Funk-

ktion einer eigenen Art von Ursache angewiesen. Daher giebt es auch nur zwey Geschlechter, weil diese beyden Ursachen zu jeder Art von Handlungen auslangen.

Das männliche Geschlecht ist warm und trocken, das weibliche kalt und feuchte.

Der Grund davon.

Da es keine Kraft und kein Vermögen giebt, die nicht zu der von der Natur ihnen angewiesenen Verrichtung gewisser Anlagen bedürften, und da unter allen körperlichen Anlagen die ursprünglichen Eigenschaften (qualitates primariae) die würksamsten und unentbehrlichsten sind, so mußten Wärme und Trockenheit als die thätigsten, jenem Geschlecht, welches die Stelle der wirkenden Ursache, Kälte und Feuchtigkeit hingegen als die leidendsten, dem andern Geschlecht, welches die Stelle der materiellen Ursache vertritt, zugetheilt werden. Hierin liegt der ursprüngliche Grund, warum der Mann warm und trocken, das Weib aber kalt und feucht ist, warum jener die Kraft

und

und die Eigenschaften der wirkenden, dieses aber der sich leidend verhaltenden Ursache besitzt.

Ueber den Antheil des Weibes an der Zeugung ist zwar unter den Philosophen noch Streit, und einige behaupten, das Weib wirke zur Hervorbringung des Thieres eben so selbstthätig mit, als der Mann. Es scheint eben nicht nöthig, hier Gründe und Erfahrungen aufzustellen, um diese Meinung zu entkräften. Gesetzt auch, sie wäre gegründet, so müßte man doch wenigstens so viel eingestehen, daß die thätige Kraft, die das weibliche Geschlecht etwan haben möchte, ungleich schwächer ist, und daß die leidende Kraft bey ihnen die herrschende sey. Dieses ist schon Beweises genug, daß auch die leidenden Eigenschaften in dem weiblichen Geschlecht die herrschenden seyn müssen.

Man darf in der That nur die natürliche Beschaffenheit eines weiblichen Körpers betrachten, um dieser Wahrheit beyzustimmen. Die Schwäche des weiblichen Körpers, die kleinere Bildung seiner Theile, die angeborne Furchtsamkeit, die weiche Beschaffenheit des Fleisches und der Ueber-

fluß von Säften, sind unverkennbare Merkmahle seines kalten und feuchten Temperaments.

Worin die Schönheit der Geschlechtec bestehet.

Indem wir als ausgemacht voraussetzen, daß der Mann warm und trocken, das Weib kalt und feuchte ist, müssen wir jetzt untersuchen, was diese Temperamente für Anlagen in der Seele hervorbringen, und welche Konstitution sie dem ganzen Körper ertheilen. In diesen zwey Dingen besteht die Vollkommenheit und Schönheit eines jeden Geschlechts. Die intellektuelle Schönheit, welche in ihnen angetroffen werden muß, ist nichts anders, als die Vereinigung aller Vermögen, die ihnen für die ihrer Bestimmung angemessene Würksamkeit unentbehrlich sind; die körperliche ist ebenfalls nichts anders, als die Vereinigung aller der körperlichen Anlagen, die als organische Bedingungen der Wirksamkeit jener Vermögen erfordert werden. So ist ein einzelner Theil schön, der die Größe, die Gestalt und die andern Einrichtungen hat, welche zu seiner ihm angewiesenen Handlung nothwen-

wendig sind; besitzt er diese dagegen nicht, oder hat er statt deren andere, die er nicht brauchen kann: so muß er nothwendig häßlich und ungestaltet erscheinen.

Es giebt zwey Arten von natürlichen Wirkungen.

Hier müssen wir ein für allemal eine Bemerkung machen, die bey diesem Gegenstande, so wie bey allen Wirkungen der Natur, von großer Wichtigkeit ist. Es giebt nemlich zwey Arten von Naturwirkungen; einige geschehen für einen bestimmten Zweck, den sich die Natur dabey vorsetzte; andere erfolgen lediglich nach dem Gesetze der Nothwendigkeit, ohne daß die Natur sie beabsichtigt hätte. Daß der Mann, zum Beyspiel, am Kinn, an den Augenliedern und Augenbraunen Haare besitzt, das hat seinen von der Natur beabsichtigten Zweck, und es schlägt der Natur niemals fehl, diesen Zweck zu erreichen, indem sie theils den Stoff dazu bereitet, theils ihn auch selbst an die bestimmten Theile hinleitet. Eine behaarte Brust ist hingegen keine Wirkung, die in den Plan der Natur gehör-

te; sonst würden alle Menschen dergleichen haben; der Ueberfluß der Materie, die sich überall, wo sie kann, einen Ausweg öfnet, ist die einzige Ursache davon.

Eben dieß läßt sich auch bey den Leidenschaften sehr deutlich bemerken. Ein Mensch z. B. der im Zorne ist, schreit, drohet, stampft, — lauter Handlungen, wodurch er seine Rache zu befriedigen sucht, welches der Zweck der Leidenschaft ist. Daß ihm aber das Angesicht glänzt, die Stirne sich runzelt, Stimme und Sprache gebrochen wird, das sind Wirkungen, die lediglich nach Naturgesetzen der Nothwendigkeit, ohne Absicht der Seele erfolgen, indem sie zu dem Ziele ihres Bestrebens, als Rache, nicht das mindeste beytragen.

Einige Vermögen und Neigungen giebt die Natur den beyden Geschlechtern mit, andere dagegen ohne Absicht.

Diesem Grundsatze gemäß läßt sich behaupten: einige Vermögen und Neigungen gab die Na-

Natur diesem oder jenem Geschlechte mit Vorbedacht und Zweck; von der Art sind die ursprünglichen Seelenvermögen an und für sich betrachtet, in ihrer ursprünglichen Beschaffenheit ohne auf die nähere Bestimmung durch Temperament Rücksicht zu nehmen, z. B. das vernünftige, sinnliche und vegetirende Vermögen, dann auch die sie begleitenden Neigungen; denn an jede Kraft eines belebten Wesens schließt sich in dem Begehrungsvermögen eine Neigung zu den ihm eigenen Thätigkeiten und Verrichtungen an. Diejenigen Kräfte und Neigungen aber, die erst aus dem Temperament ihren Ursprung nehmen, z. B. die verhältnismäßige Stärke oder Schwäche jener Grundvermögen, die Neigung zur Kühnheit oder zur Furchtsamkeit, zur Freygebigkeit oder zum Geiz, u. s. w. wollte die Natur nicht absichtlich dem einem von beyden Geschlechtern zutheilen. Denn die menschliche Natur verhält sich wie gesagt, gegen die verschiedenen möglichen Neigungen und Kräfte des Menschen gleichgültig und unbestimmt, sie muß für alle und jede eine gleiche Empfänglichkeit haben, und darf keiner einzelnen und besonderen Kraft oder Neigung einen Vorzug verstatten. Mithin ist es lediglich

ein Werk der Naturnothwendigkeit, daß sie in der Seele entstehen, eine unvermeidliche Folge des Zusammenhangs, welcher bestimmte Wirkungen mit bestimmten Ursachen verknüpft.

Es lag zwar in dem Plan der Natur, dem Manne außer den Vermögen, die seiner Gattung angehören, auch noch diejenigen zu geben, welche seinem Geschlechte eigen sind, nemlich die thätige Zeugungskraft, und Wärme und Trockenheit als materielle Bedingungen derselben; so wie dem Weibe die leidende Kraft nebst der Kälte und der Feuchtigkeit, die als materielle Ursache wirken sollten. Alle Neigungen aber, die als Folgen aus diesen Eigenschaften entspringen z. B. Kühnheit, Furchtsamkeit, Freygebigkeit, Geiz, u. s. w. sind lauter solche geistige Anlagen, welche sich wider Wissen und Willen der Natur in dem Geiste bilden. Naturwirkungen kann man sie mit Wahrheit nennen, weil sie sich in der Ordnung der Natur zufällig einfinden, und durch solche Ursachen bestimmt werden, die von der Materie abhängen. Sie sind sogar Vollkommenheiten und ihre Abwesenheit würde ein wirklicher Mangel seyn, weil die

Ursa-

Ursachen, woraus sie entspringen, mit diesen Folgen eine unzertrennliche Kette ausmachen. Ein Mann ohne Herz und ein Weib ohne Furchtsamkeit wären eben so große Naturfehler, als ein furchtsamer Löwe oder ein kühner Haase.

Einige Theile des Körpers bildet die Natur absichtlich, andere nicht.

Eben das läßt sich von der Bildung der körperlichen Theile behaupten. Die Natur hat in ihre Ideale auch die Gestalt aufgenommen, welche jeder Thiergattung eigen seyn soll, und sie würde dieselbe unfehlbar allen Individuen ertheilen, wenn sie nicht durch besondere Ursachen, dergleichen das Temperament ist, daran verhindert würde. Ist gleich der Körperbau, den sie jedem Geschlechte giebt, verschieden, so sucht sie doch die charakteristische Gestalt der Gattung so viel wie möglich zu erhalten. Ist gleich die Bauart des weiblichen Körpers von dem Körperbau des Mannes abweichend, so gleicht sie der letztern doch ungleich mehr, als der Bildung irgend eines andern Thieres.

Es giebt sonach zuverläßig einige, jedem Geschlecht eigenthümliche Theile, welche die Natur selbst absichtlich so und nicht anders bilden wollte. Dahin gehören z. B. diejenigen Organen, die sich auf die Bestimmung des Geschlechts beziehen. Alle übrigen Unterschiede dagegen, z. B. der höhere Wuchs, der stärkere Kopf, das viereckigte Gesicht des Mannes, oder der niedrigere Wuchs, der kleinere Kopf, das mehr gerundete Angesicht bey dem Weibe, (gehören nicht mit zu dem Zweck der Natur, sondern fließen aus dem, einem jedem Geschlechte zugehörigen, Temperamente nach den Gesetzen der bloßen Nothwendigkeit her, wiewohl sie, aus dem angeführten Grunde zur Vollkommenheit und Schönheit des Körpers etwas beytragen.

Worinn die Vollkommenheit des männlichen Geschlechts bestehet.

Eigenthümliche Neigungen des Mannes.

Nach diesen Voraussetzungen können wir nun die Neigungen bestimmen, welche aus dem Temperament des Mannes folgen. Die Natur gab ihm für den bereits angezeigten Zweck, Wär-

me und Trockenheit. Weil er nun warm ist, muß er nothwendig stark, und dem zufolge von Natur kühn, ruhmsüchtig, großmüthig, freymüthig, freygebig, gnädig, gerecht und erkenntlich seyn. Aus der zweyten Eigenschaft, der Trockenheit, fließt die Festigkeit, Standhaftigkeit, Geduld, Bescheidenheit, Treue, und Beurtheilungskraft.

Die Gründe von dem Entstehen aller dieser Wirkungen lassen sich leicht auffinden. Bey dem Gebrauch, den die Seele von diesen Eigenschaften macht, wird sie gewahr, was sie vermittelst derselben bewirken könne, und bestimmt sich zu den ihrer Kraft entsprechenden Handlungen. Die Empfindung der Wärme, welche die Quelle der Stärke und des Muths ist, flößt ihr Vertrauen in sich selbst ein; daher will sie so gern befehlen, daher wagt sie kühne Unternehmungen, und verachtet kleine Gefahren. Vermöge dieser Kühnheit, ist sie auch freymüthig, gerade, arglos. Sie ist ferner freygebig, weil es nicht nur der Wärme eigen ist, sich auszubreiten, sondern auch deswegen,

gen, weil das Selbstvertrauen alle Besorgniß verscheucht, daß es ihr selbst einmahl an den nöthigsten Lebensbedürfnissen fehlen könne. Es kostet sie keine Mühe, dem Feinde zu verzeihen, denn sie fühlt sich vor Beleidigungen gesichert; sie ist gerecht, weil sie zufrieden mit sich selbst, nur wenige Bedürfnisse empfindet; sie ist endlich auch erkenntlich, und zwar eben deswegen weil sie gerecht und freygebig ist.

Die Trockenheit macht hingegen, daß die Dinge in ihren Grenzen bleiben, und verhindert, daß sie nicht abfließen und sich zerstreuen. Die Seele nimmt auf ihre Weise diese Eigenschaft ebenfalls an. Sie stärkt und befestigt sich in sich selbst, verändert nicht leicht den gefaßten Entschluß, erträgt geduldig widrige Zufälle, die ihr begegnen, bleibt ihren Versprechungen standhaft getreu, und läßt sich nicht durch unverdiente Ehrenbezeigungen zu eitlem Stolze hinreißen. Die Trockenheit befördert endlich auch die Reinheit der Lebensgeister; mäßiget das wilde Feuer der Einbildungskraft, und verstattet dem Verstande die nöthige

Zeit

Zeit zur Ueberlegung, woraus denn Klugheit und Gründlichkeit im Urtheilen entspringt.

Das Temperament des Mannes ist warm und trocken im ersten Grad.

Diese natürlichen Vollkommenheiten vertragen sich aber mit den genannten Eigenschaften des Temperaments, nur in so ferne, als die letztern das gehörige Maaß überschreiten. Ist die Wärme zu groß, so wird sich die edle Kühnheit in tolle Verwegenheit, der edle Stolz in Hochmuth, Großmuth in Uebermuth, Freygebigkeit in Verschwendung, Gerechtigkeit in grausame Strenge, Gnade in unzeitige Nachsicht, Dankbarkeit in eitle Prahlsucht verwandeln. Nicht anders ist es, wenn die Trockenheit zu groß ist; dann wird nehmlich die Festigkeit der Seele in Halsstarrigkeit, Härte, Unempfindlichkeit und finsters Wesen ausarten. Die Vollkommenheit des Temperaments, die dem Manne darum, weil er Mann ist, gebührt, darf sich daher nicht zu weit von der vollkommenen Temperatur, die, nach den obigen Beweisen der

menschs

menschlichen Natur überhaupt zukommt, entfernen. Das männliche Temperament darf also nur warm und trocken seyn im ersten Grade; was darüber oder darunter ist, das macht es unvollkommen. Die Natur bestrebt sich überall das Temperament des Geschlechts dem Temperamente der Gattung möglichst nahe zu bringen, und sie entfernt sich von dem letztern nicht weiter als es nöthig ist, um jedes Geschlecht für die ihm angewiesene Bestimmung geschickt zu machen. Der mindeste Grad von Wärme und Trockenheit, der bey dem Manne die vollkommene Temperatur übersteigt, ist also schon hinreichend, um ihm die Kraft und das Vermögen einer (bey der Erzeugung selbstthätig) wirkenden Ursache zu geben.

Eben dieß läßt sich auch von der Bildung der körperlichen Theile behaupten. Es giebt eine für die Gattung, welche zwischen der, die einem jeden Geschlechte eigen ist, das Mittel hält. Denn so wie aus den angeführten Gründen, an der menschlichen Natur alles mittelmäßig seyn muß; so müßte eigentlich auch die Bildung des menschlichen Leibes, das Mittel zwischen dem Großen und

Klei-

Kleinen halten. Da aber das Temperament die bildende Kraft modificirt, und sie nöthiget den Theilen ihre angemessene Größe und Gestalt zu geben, so mußten die körperlichen Theile des Mannes den Eigenschaften entsprechen, welche in ihm die herrschenden seyn sollten, und an Größe nicht nur die Glieder des Weibes, sondern auch diejenigen übertreffen, welche für die Menschengattung überhaupt bestimmt waren.

Das Model der männlichen Gestalt.

Aristoteles bestimmt die Gestalt des Mannes nach der des Löwen, als wäre an keinem anderen Thiere die Form des männlichen Geschlechts in solcher Vollkommenheit anzutreffen, und als wenn gerade der Löwe das Muster seyn müßte, wornach sich die Gestalt des Mannes richten sollte. Allein der Mensch ist das vollkommenste aller Thiere und folglich das Muster für sie alle; der Löwe ist mehr geeignet, ein Ideal der Stärke als der Geschlechtsvollkommenheit zu seyn. Denn die Stärke erfordert mehr Hitze und Trockenheit, als für das männliche Geschlecht gehöret. Wirklich ist

auch

auch der Löwe eines von den unfruchtbarsten Thieren, welches also die Kraft und die Vollkommenheit, die dem männlichen Geschlechte zukommt, nicht einmahl in ihrem ganzen Umfange besitzt. Hierzu kommt noch der Umstand, daß sein Temperament sich zu weit von dem Mittelmaaß, welches der menschlichen Natur zukommt, entfernt und bey einer angestellten Vergleichung seines Temperaments mit dem Temperament des Mannes (welches nur warm und trocken im ersten Grad ist,) würde sich das Resultat ergeben, daß sich jenes zu diesem wie 3 zu 1 verhalte.

So viel ist ausgemacht, die schwarze Galle ist das herrschende Ingredienz in der Constitution des Löwen, so wie in dem Körper des starken muskulösen Mannes. Bey beyden ist daher der Mund groß, das Haar dicht und hart; die Stirn zwischen den Augenbraunen zusammengezogen, die äußeren Gliedmaßen groß und stark; das Fleisch hart und muskulös; die Stimme grob und in der Kehle wiederhallend; der Gang schwerfällig und von einer Seite zur andern wankend: alles Zeichen einer übermäßigen Hitze und Trockenheit, wie wir anderswo zeigen werden. Ari-

Aristoteles hat aber allem Ansehen nach hier den Mann nicht sowohl schlechthin nach seiner Geschlechtsvollkommenheit betrachtet, als vielmehr nach einer damals an Männern vorzüglich geschäzten Eigenschaft, nehmlich der Heldenkraft, als der Quelle der Tapferkeit, deren Besitzern das Recht zu herrschen damahls eingeräumet und die höchsten Ehrenbezeigungen und ausgezeichnetesten Belohnungen aufgespart wurden. Und wenn er den Panther als das Ideal des weiblichen Geschlechts aufstellt, so siehet man nur allzudeutlich, daß er mehr auf die Stärke beyder Geschlechter als auf ihre natürliche Vollkommenheit Rücksicht nimmt. Denn das Pantherthier ist zwar sehr muthig, es hat aber nicht die Gelehrigkeit, die Furchtsamkeit und andere dem weiblichen Geschlecht eigenthümliche Eigenschaften.

Wie die einzelnen Theile des Mannes gebildet seyn müßen.

Setzen wir die Meinungen der Menschen bey Seite, und folgen nur dem Plane und der Ordnung der Natur, so können wir uns die Gestalt,

die dem Manne vermöge seines Geschlechts zukömmt, nicht anders bestimmen, als nach Maasgabe seiner natürlichen Eigenschaften, und mit vergleichender Hinsicht auf die Gestalt des Weibes, welches doch unter allen lebenden Wesen die größte Aehnlichkeit mit dem Manne besitzt. Hier ergiebt sich folgendes Resultat:

Der Wuchs des Mannes ist höher und freyer als bey dem Weibe.

Der Kopf ist stärker.

Das Haar gröber, ein wenig fester und an den Enden gelockt.

Die Stirn ist minder gerundet, weniger eben, beynahe viereckigt.

Die Augenbraunen sind gröber und stärker.

Die Augen lebhafter.

Die Nase steigt in gerader Linie von der Stirn herab, und ist am Ende etwas stärker.

Die Nasenlöcher sind etwas mehr geöfnet.

Der Mund ist größer.

Die Lippen sind dünner.

Die Stimme ist stärker.

Das Kinn minder abgerundet.

Das ganze Gesicht nähert sich ein wenig der Gestalt eines Vierecks.

Der Hals muß etwas dicker seyn.

Die Schultern und die Brust breiter und stärker.

Schenkel und Gesäß minder fleischigt.

Alle Gelenke freyer.

Die äußeren Gliedmaßen größer und stärker.

Das Fleisch fester und muskulöser.

Mine und Haltung des Körpers ist edeler, und der Gang kraftvoller.

Der Grund von dieser bestimmten Gestaltung des männlichen Körpers.

Wenn man nun diese ganze Bildung nach allen Theilen in genauere Betrachtung zieht, so wird man finden, daß sich alle angegebene Züge derselben aus den beyden auf die besagte Weise gemäßigten Eigenschaften erklären lassen. Die Größe des Wuchses, des Kopfes und Mundes, die weitere Oefnung der Nasenlöcher, die Dicke des Halses, die Breite der Schultern und der Brust, die Lebhaftigkeit der Augen, die Stärke der Stimme, die Ungezwungenheit der Gelenke, der Adel der Mine, der Haltung des Körpers und des Ganges, alles das sind Wirkungen der Wärme, welche die Theile ausdehnet, und der Bewegung mehr Leben und Kraft giebt.

Hingegen die Härte des Haares, die Derbheit des Fleisches, die Festigkeit der Gelenke, die Ungleichheit und minder runde Gestalt der Stirn, die Zartheit der Lippen, die stumpfere Gestalt des Kinns und die beynahe viereckigte Form des ganzen Gesichts, sind Wirkungen der Trockenheit, wel-

welche die Theile härtet, der Bewegung der Flüssigkeiten widerstehet, und die Theile daran hindert, die runde Gestalt anzunehmen, welche ihnen sonst natürlich und angemessen ist. Im Verfolg des Werkes wird sich dieses umständlicher zeigen lassen.

Die Form der Theile zeiget die Neigungen an.

Es ist merkwürdig, daß alle diese Theile in einer gewissen Beziehung zu den Vermögen und Neigungen der Seele stehen, soferne diese durch das Geschlecht bestimmt werden. Sie dienen daher als Zeichen und Merkmale, durch deren Betrachtung sich jene Gemüthseigenschaften entdecken lassen. Bald sind diese Theile Werkzeuge jener Kräfte, und vermittelst der Kenntniß der Organe entdeckt man die Seelenkraft, für deren Dienst sie bestimmt sind. Bald entspringen beyde aus einer gemeinschaftlichen Quelle, dem Temperament, und man schließt nun vorerst von der Bildung der Theile auf das Temperament, dann von diesem weiter auf die Fähigkeiten und Neigungen, welche in dem Temperament sich gründen.

Wirklich sind breite Brust und Schultern, starke und ungezwungene Gelenkverbindungen, weitgeöfnete Nasenlöcher, und ein großer Mund, Zeichen der Kühnheit. Der dicke Hals, das harte und muskelfeste Fleisch, große äußere Gliedmaßen sind Zeichen der, sowohl körperlichen als geistigen, Stärke.

Eine viereckte Stirn, eine etwas dicke Nase, dünne Lippen, ein etwas breites Kinn bezeichnen Großmuth und hohen Muth.

Ein hoher und gerader Wuchs, erhabene Augenbraunen, ein edeler Gang und lebhafte Augen drücken Stolz aus.

Eine viereckigte Stirn und Gesicht, und ein starker Kopf sind Zeichen der Weisheit, der Festigkeit und Gerechtigkeitsliebe. U. s. w. wie an seinem Orte gezeigt wird. Man kann sonach von jedem Theile, welcher die männliche Schönheit und den guten Anstand des Mannes ausmachen, behaupten, er bezeichne die Neigung zu irgend einer besondern Tugend.

Hierin bestehet also die natürliche Vollkommenheit des Mannes, sowohl in Ansehung seiner Seelenkräfte als auch in Ansehung der Bildung seines Körpers, soferne dieselbe seinem Geschlechte eigen ist.

Worin die natürliche Vollkommenheit des Weibes bestehet.

Der vorgezeichnete Plan führt uns jetzt auf die Untersuchung über die natürliche Vollkommenheit des Weibes. Mit welcher Schwierigkeit und Gefahr ist dieß Unternehmen verknüpft! Wer es ausführen will, kann nicht umhin, die größte und furchtbarste Macht der Erde zu beleidigen. Hier ist einmahl keine Rettung; er muß jene Schönheit, welche Königen und Monarchen gebietet, der Philosophen gehorchen müssen, die die größten Veränderungen auf dem Erdboden hervorgebracht hat, er muß sie ihres hohen Herrscherſitzes berauben. Von dem Gipfel des Ruhms und der Vollkommenheit, den sie eingenommen, muß er sie zu der niedern Ordnung unvollkommener Wesen herabsteigen lassen; er muß darthun, daß alle jene Reize,

jene bezaubernde Anmuth, womit sie sich aus-schmückt, nur eine betrügerische Maske ist, wohinter sie eine zahllose Menge von Fehlern verbirgt. Sind aber menschliche Schlüsse nur einiger Gewißheit fähig; sind die Grundsätze, welche die Natur zur Erforschung der Wahrheit in unsere Seele gelegt hat, nicht gänzlich grundloß, so ist es eine über jeden Zweifel erhabene Wahrheit, daß unter allen Theilen, welche die weibliche Schönheit bilden helfen, auch nicht einer anzutreffen ist, der nicht eine Neigung des Geschlechts zu irgend einer fehlerhaften Gemüthsbeschaffenheit verriethe.

Wer heißt uns aber doch Dinge offenbaren, die die Natur so sorgfältig versteckt hat? Ein Verdammungsurtheil über diejenigen fällen, für die doch der Besitz des allgemeinen Beyfalls, der unbeschränkten Verehrung spricht? Wir finden uns hier wahrhaftig in dem nemlichen Fall, mit dem Richter, der sich durch Pflicht der Gerechtigkeit genöthiget sieht, seinem Freunde den Proceß zu machen. Wer liebt nicht die Schönheit? Wer kann aber auch der noch mächtigern Gewalt der Wahrheit widerstehen? Wahrheit ist es denn, die uns

zwingt,

zwingt, diese Schönheit zu verdammen, und einen Urtheilsspruch zu ihrem Nachtheil zu fällen, der bey aller seiner Strenge dennoch gerecht und nothwendig ist. Denn wenn sich darthun ließe, daß die Schönheit nichts denn ein gefälliger Außenschein ist, der eine Menge von Fehlern verbirgt, nichts weniger, als eine Blüthe der Herzensgüte, wie wohl ehedem Schmeichler ihr vorsagten, – vielmehr eine Hülle, welche nur Unvollkommenheiten der Natur verdeckt: so muß diese Entdeckung durchaus jene stolze Einbildung, womit sie gewöhnlich begleitet war, niederschlagen, und den Muth derer von neuem beleben, welche sie mit so viel Selbsterniedrigung anbeteten.

Dieser harte Ausspruch klingt bey alle dem doch gefährlicher, als es damit gemeynt ist. Die Rede ist nur von Neigungen, von den ersten Keimen gewisser Leidenschaften, die man noch immer ersticken kann, ehe sie Wurzel geschlagen haben. Eine solche Neigung ist, genau gesprochen, nur ein geheimes Gewicht, welches die Seele zu gewissen Handlungen hinneiget, dessen Würkung sich durch ein angebrachtes Gegengewicht, als durch

gutes Beyspiel, Unterricht, und entgegesetzte Gewöhnung leicht wieder aufheben läßt. Den Vorzug muß man den Weibern lassen, daß die eben genannten Mittel auf sie mehr, als auf die Männer wirken; wirklich findet man auch in der Regel bey diesem Geschlecht eine vollkommnere Ausübung der Tugend als bey dem männlichen.

Unter dieser behutsamen Einschränkung, läßt sich dem aufgestellten Princip zufolge behaupten, daß das Weib nach Erfordernis des Naturzwecks feucht und kalt ist. Zu Folge seiner kältern Natur, muß das Weib schwach und daher furchtsam, kleinmüthig, argwöhnisch, mißtrauisch, listig, versteckt, schmeichlerisch, lügenhaft, für Beleidigungen sehr empfindlich, zur Rache geneigt, in der Rache grausam, ungerecht, geitzig, undankbar, abergläubisch; und wegen seiner feuchtern Konstitution, muß es veränderlich, leichtsinnig, untreu, ungeduldig, leicht überredbar, mitleidig und geschwätzig seyn.

Gründe von diesen Neigungen.

Die Gründe dieser Neigungen fallen leicht ins Auge. Da Wärme das Princip der Stärke, des hohen Muthes und der Kühnheit, so muß Kälte das Princip der Schwäche, der Kleinmüthigkeit und der Furcht seyn. Aus diesen drey Eigenschaften entspringen alle übrigen, welche das kalte Temperament begleiten. Mißtrauen und Argwohn rühren von Schwäche und Furchtsamkeit her; daher trift man bey tapfern und muthigen Männern diese Fehler nicht an. Die List ist gleichfalls im Gefolge der Schwachheit, weil sie den Mangel der Kraft ersetzen soll. Daher sehen wir, daß alle schwächere Thiere listiger sind; Thiere hingegen von langem Wuchs keine Tücke besitzen, weil Stärke und langer Wuchs gewöhnlich beysammen sind. Aus der List und dem Mißtrauen folgt Verstellung, aus dieser Schmeicheley und Lügenhaftigkeit. Ferner ist der Schwache allen Arten von Kränkungen ausgesetzt, und eben darum leicht zu beleidigen, daher auch zur Rache geneigt. Denn die Rache, welche keinen andern Zweck hat, als fortgesetzte Beleidigungen zu verhindern, findet

sich

sich gewöhnlich bey schwachen Personen; daher sind Greise, Kinder und Kranke zornmüthiger als andere. Die Rache des Weibes ist aber grausam, weil Grausamkeit aus Schwachheit und Furcht entspringt. Ein großmüthiger Mensch begnügt sich mit dem Siege, ein feiger hingegen, der nun endlich den Feind in seiner Gewalt hat, treibt die Rache immer aufs äußerste, aus Besorgnis, sein Gegner möchte sich sonst etwa wieder erhohlen und die Rache an ihm erwiedern. Der Aberglaube entspringt aus der nemlichen Quelle; denn die Schwäche die immer mehr fürchtet als sie sollte, bringt die Einbildung hervor, der Himmel sey nicht leicht zu befriedigen, und man dürfe es daher ja nicht etwan an Gunstbewerbungen bey ihm fehlen lassen. Der Geitz hat gleichen Ursprung; die Furcht in Noth zu gerathen, erzeugt das Bestreben, sein gegenwärtiges Eigenthum zu erhalten, und sich noch mehr dazu zu erwerben. Dieß ist die Ursache, warum alte und melancholische Leute zu diesem Fehler so geneigt sind. Alle diese Wünsche und Bestrebungen lassen sich eben so wenig ohne Ungerechtigkeiten denken, als sie mit Dankbarkeit und Erkenntlichkeit verträglich sind.

Auf der andern Seite nimmt die Seele, auch an der feuchten Natur ihres Werkzeugs Antheil. Da nun diese beweglich, veränderlich und aller gegebenen Eindrücke empfänglich ist, so nimmt die Seele ebenfalls eine Neigung zu allen Fehlern an, welche diesen körperlichen Eigenschaften entsprechen, als zum Leichtsinn, zur Unbeständigkeit, Ungeduld, Treulosigkeit und Geschwätzigkeit, welches lauter Wirkungen der Beweglichkeit sind, so wie Leichtgläubigkeit und Mitleidigkeit als Folgen der schwächern Kraft zum Widerstand und der leichten Empfänglichkeit für jeden Eindruck anzusehen sind.

Die Neigungen des Weibes sind keine Fehler.

Da die Neigungen stark oder schwach, und die Fehler, wozu sie eine nähere Anlage hervorbringen, verschiedener Grade fähig seyn können, so ist es unläugbar, daß diejenigen Neigungen, die das Weib, in Bezug auf die Vollkommenheit seines Geschlechts besitzt, möglichst schwach sind, weil sein Temperament, wie bereits bemerkt, von der richtigen Temperatur, nur ein wenig ab-

weichet. So besitzt das Weib Furchtsamkeit, Mißtrauen, Geitz und die übrigen Neigungen im möglichst niedrigen Grade. Einige derselben können sogar unter diesen Bestimmungen für eben so viele natürliche Tugenden gelten. Mißtrauen und Verstellung verdienen alsdann den Namen der Klugheit; ein mäßiger Geiz kann Wirthschaftlichkeit heißen, ein feiner Aberglaube ist eine Art von Gottesfurcht. Rache in ihren gehörigen Schranken gehalten, ist Gerechtigkeit, und Furchtsamkeit, welche bey diesem Geschlechte die Schamhaftigkeit bildet, ist die größte Zierde des Weibes und ein Zügel, der dessen Hang zu den größten Verirrungen zurückzuhalten vermag. Wenn aber die Kälte und Feuchtigkeit dieses Maaß überschreiten, so darf man auch im geringsten nicht zweifeln, daß die angegebenen Neigungen in eben demselben Verhältnisse steigen, und wirklich in alle die Fehler ausarten, worauf ihre gewöhnlichen Benennungen führen.

Genau gesprochen, sind diese Neigungen, die man mit den Namen von gewissen Untugenden bezeichnet, keine Untugenden, sondern vielmehr natürliche Vollkommenheiten, weil sie mit der Na-

tur

tur des weiblichen Geschlechts übereinstimmen. So wie es kein Fehler an dem Haasen ist, daß er furchtsam, noch an dem Tiger, daß er grausam ist, weil ihre Natur diese Eigenschaften fordert, so kann man auch nicht sagen, daß die Furchtsamkeit, das Mißtrauen, die Unbeständigkeit u. s. w. Fehler an dem Weibe wären, weil sie diesem Geschlechte natürlich sind; im Gegentheil würde ihr Mangel eine würkliche Unvollkommenheit seyn.

Vergleicht man diese Neigungen mit denen des Mannes, so scheinen sie zwar allerdings als Fehler: allein eine Vergleichung zwischen so verschiedenen Dingen darf auch nie zum Maaßstab ihrer natürlichen Vollkommenheit gemacht werden, weil man sonst dem einem Subjekt das beylegen würde, was dem andern zugehöret; und nach einer solchen Vergleichungsart an jedem Dinge in der Welt etwas zu viel oder zu wenig finden könnte. Die Stärke des Mannes ist in Vergleichung mit der eines Löwen zuverläßig nichts anders als Schwäche, und alle die Neigungen, welche er vermöge seines Geschlechts hat, sind, so tugendhaft sie auch scheinen mögen, doch nichts desto weniger

Fehler, sobald sie man in Beziehung auf die menschliche Gattung ansieht, welche wie oben bewiesen worden, eigentlich ganz unbestimmt seyn müßte. Ja sogar diese Mittelmäßigkeit selbst, welche in Rücksicht auf menschliche Verhältnisse eine Vollkommenheit ist, erscheint als Fehler, sobald man sie mit göttlichen und übernatürlichen Dingen vergleichet.

Die Neigungen, welche das Weib vermöge seines Geschlechts bekommen hat, mögen an und für sich seyn von welcher Art sie wollen; sie sind doch Vollkommenheiten, wenn sie in den Schranken der Mäßigung bleiben, die dem ersten Grad der Kälte und Feuchtigkeit entsprechen, welche das Weib als Weib haben muß. Ueberschreiten sie aber dieses Maaß, so werden sie Fehler und entfernen das Weib von der Vollkommenheit, worauf dieses Geschlecht Anspruch zu machen hat. Das Uebermaaß dieses Temperaments verunstaltet eben so sehr seinen geistigen Charakter als alle Theile des Körpers.

Die Neigungen des Mannes sind am Weibe Fehler.

Wäre es denn aber nicht möglich, daß das Weib eben dasselbe Temperament, folglich auch eben dieselben Neigungen, als der Mann besäße, und z. B. eben so kühn, großmüthig, freygebig u. s. f. wäre? Trift man doch wirklich diese Eigenschaften bey vielen Personen des weiblichen Geschlechts an? Die Möglichkeit davon ist gar nicht zu leugnen; allein, was an dem einem Subjekt eine Vollkommenheit ist, kann an dem andern ein Fehler seyn. Die Herzhaftigkeit des Löwen z. B. wäre bey dem Haasen ein Fehler. So wäre also auch das, was für den Mann eine Vollkommenheit ist, ein Fehler und eine Unvollkommenheit für das Weib, weil es sich dadurch von der natürlichen Vollkommenheit seines Geschlechts entfernen würde. Sind diese Neigungen nicht Früchte einer guten Erziehung, des guten Beyspieles oder einer vernünftigen Angewöhnung: so scheinen sie zwar tugendhaft zu seyn, ziehen aber ein langes Gefolge von den größten Untugenden nach sich. Weiber, denen jene, dem Manne eigenthümliche Kühnheit und Herzhaftigkeit angeboren ist, sind in der Re-

gel tollkühn, unverschämt, verschwenderisch u. s. w. denn was sich einmal von der Vollkommenheit entfernt, muß fehlerhaft, und je größer der Abstand, desto ausgezeichneter müssen die Fehler werden. Es befremdet uns daher weit weniger, ein sehr furchtsames, geitziges, leichtsinniges und veränderliches, als ein kühnes, verschwenderisches und halsstarriges Weib zu finden; denn die letztern Eigenschaften entspringen aus einem dem Weibe ganz entgegengesetzten, die erstern aber aus einem Temperament, welches dem Weibe eigenthümlich ist, gesetzt auch, es habe sein gehöriges Maaß überschritten. Eben so ists mit dem Manne. Verzagtheit, Knickerey, Leichtsinn sind für ihn größere Fehler, als Tollkühnheit, Verschwendung, Hartnäckigkeit, weil diese letzten aus dem ihm eigenthümlichen warmen und trocknen, jene aber aus dem ganz entgegengesetzten kalten und feuchten Temperamente ihren Ursprung nehmen.

Worinn die Schönheit des Weibes bestehet.

Wir untersuchen jetzt die Bildung des weiblichen Körpers, insofern sie durch das Tempera-

ment bestimmt wird, und worinn die den Weibern eigene und natürliche Schönheit bestehet.

Der Wuchs des Weibes ist mehr niedrig und schlank als der männliche.

Der Kopf kleiner und runder; so auch das ganze Gesicht.

Das Weib hat viele, lange, feine und weich anzufühlende Haare.

Die Stirn ist ebener, gleicher, etwas länger und gegen die Schläfe zugerundeter.

Die Augenbraunen sind fein, weich, von einander abgesondert, und sie krümmen sich sanft um die Augen her.

Die Augen sind groß, schwarz, sanft, beschiden.

Die Nase von mittelmäßiger Größe; sie steigt in einem Zuge gegen die Lippen herab, und wird am Ende sanft zugerundet.

Die Nasenlöcher sind klein und nicht so sehr geöfnet.

Die Wangen rund.

Der Mund klein.

Die Lippen roth, ein wenig stark, nicht zusammengepreßt, unbeweglich, außer beym Sprechen oder Lachen.

Die Zähne klein, weiß und schön an einander gereihet.

Das Kinn rund und glatt, man darf nicht das geringste Härchen darauf erblicken.

Die Ohren sind klein, weich und symmetrisch.

Der Hals rund, länglicht, schlank und durchaus eben und gleich.

Die Brust fleischicht, der Busen fest, rund und von mittler Größe.

Die Schultern klein und zusammengezogen.

Der Rücken schmal und schwach.

Das Gesäß rund und fleischicht.

Das Knie rund und ohne die geringste sichtbare Spur von Gelenke.

Die Füße klein, abgerundet und fleischicht.

Die Arme kurz und gehörig abgerundet.

Die Hände lang, klein und fleischicht.

Die Finger lang, zart und rund.

Die Haut ist überall weich, zart, und überaus weiß, außer wo sich die natürliche Röthe darinn verschmelzt, wie an den Wangen, am Kinne und an den Ohren.

Im Allgemeinen zeigt sich eine gewisse Schwäche in seiner Stimme und in allen seinen Bewegungen, Schamhaftigkeit und Zurückhaltung in seiner Mine, in seinen Geberden und in der Haltung seines Körpers.

Ursachen dieser Bildung des weiblichen Körpers.

Die Kleinheit, Kürze und Zartheit seiner Theile sind Wirkungen des kalten Temperaments, welches die Stoffe zusammendrängt und ihre Ausdehnung einschränkt. Das Weiche und Fleis-

schichte derselben kommt von der Feuchtigkeit her; denn es verräth einen Ueberfluß von schleimichtem Blute. Die Runde der Theile hängt zum Theil von der Kälte, zum Theil von der Feuchtigkeit ab; denn sie entsteht bald vom Fett, welches die Zwischenräume ausfüllet, wie an den Armen, den Backen und an dem Gesäße, bald von der Kälte, welche die Gestalt der Theile zusammenzieht und von allen Seiten drückt. Die Wärme hingegen dehnt sie immer aus, und verursacht dadurch Ungleichheiten und Winkel, welche die runde Gestalt verderben. Daher ist Gesicht und Stirn des Mannes viereckigt, und Menschen die viele Galle haben, haben spitzige Winkel an der Stirn und ein sehr langes Gesicht, da im Gegentheil bei schleimichten Menschen diese Theile von runder Gestalt sind. — Das sanfte Wesen, die Bescheidenheit und Schamhaftigkeit, welche auf dem Gesicht und in allen Handlungen des Weibes sichtbar werden, sind auch Wirkungen der Kälte, welche den Muth niederschlägt, und die Bewegung der Theile zurückhält oder mildert. Die Kälte macht auch die Stimme helle und schwach, indem sie das Organ, worinn sie sich

bildet, nemlich die Kehle, verengt und die Lebenskraft schwächt. In der Abhandlung von der Schönheit wird alles dieß weitläuftiger ausgeführt werden. Hier ist nur im Allgemeinen zu bemerken, daß die Bildung des weiblichen Körpers durch das kalte und feuchte Temperament in dem Grade bestimmt wird, den die Natur zur Vollkommenheit dieses Geschlechts vorgeschrieben hat.

Alle diese Theile bezeichnen gewisse dem Weibe eigenthümliche Neigungen.

Jetzt bleibt uns nur noch übrig zu zeigen, daß alle diese Theile eine bestimmte Beziehung auf die bereits angegebenen Eigenschaften des Geistes haben; daß diese sich durch sie als durch ihre Zeichen verrathen, wenn sie sonst auch noch so versteckt seyn sollten; endlich, daß jeder einzelne Zug, woraus die weibliche Schönheit zusammengesetzt ist, auf irgend eine fehlerhafte Neigung hinweiset.

Zum Beweise dieser Wahrheit brauchten wir nichts weiter anzuführen, als die natürliche Schwäche des weiblichen Körpers, und die Bil-

dung aller einzelnen Theile desselben, welche nach der bisherigen Erörterung insgesammt Wirkungen theils der Kälte seines Temperaments, theils der in demselben herrschenden Feuchtigkeit sind. Denn die Schwäche des Körpers und der Mangel an natürlicher Wärme ist allezeit mit einem Hange zur Furchtsamkeit, zum Mißtrauen und Geitze u. s. w. vergesellschaftet. Verbindet sich damit ein Ueberfluß an Feuchtigkeiten, so entstehet daraus ein weichliches, weibisches, leichtsinniges, unbeständiges Wesen. Hieraus folgt nun, daß jeder Theil des weiblichen Körpers eine von den angeführten Neigungen bezeichnet. Um aber einen so auffallenden Satz noch weiter aufzuklären, müssen wir mehr ins Einzelne gehen, und nach den, von Aristoteles und andern großen Männern des Alterthums uns überlieferten, Regeln der Physiognomik zeigen, daß es keine fester gegründete Wahrheit gebe als eben diese.

Wirklich lehrt uns auch Aristoteles, daß ein kleines Gesicht das Zeichen von Kleinheit des Geistes und Herzens ist. Dieser Ausdruck bezeichnet den Charakter solcher Menschen, die weder Glück

noch-Unglück ertragen können, die bey der kleinsten Gunstbezeugung des Glücks übermüthig, bey dem unbedeutendsten Unfall muthloß werden; die eine kleine Weigerung, oder einen kurzen Aufschub für ein großes Unglück, eine kleine Vernachläßigung für eine große Beleidigung aufnehmen; die beständig klagen, keinem Menschen trauen, und keinen festen Entschluß fassen können. Das Weitere hierüber wird in unserer Charakteristik dieses Fehlers vorkommen.

Ein rundes Gesicht ist ein Zeichen der Bosheit und des Zorns.

Eine kleine Stirn ist ein Kennzeichen von einer fatterhaften und unverbesserlichen Gemüthsart, eine runde ist ein Zeichen von Zorn und Geistesschwäche, eine lange und ebene von dem Hange zur Schmeicheley.

Schwarze Augen drücken Furchtsamkeit, große aber Unbeständigkeit aus.

Starke und weiche Lippen sind ein Zeichen von Schwatzhaftigkeit, von Neugierde nach frem-

den Angelegenheiten und von Nachläßigkeit in seinen eignen. Einige behaupten, daß sie ein Merkmal des Geizes und der Lügenhaftigkeit sind; Fehler, welche bey den Negers, die eben solche Lippen haben, gewöhnlich angetroffen werden.

Ein kleiner Mund ist ein Zeichen der Schwäche und der Neigung zu Lügen.

Ein rundes Kinn bedeutet Neid.

Ein langer und zarter Hals bezeichet Furchtsamkeit und Geschwätzigkeit.

Ein glatter und fleischiger Busen zeiget Leichtgläubigkeit und Schwachheit des Beurtheilungsvermögens an.

Kleine und zusammengezogene Schultern sind ein Zeichen vom Geitze.

Ein fleischiges Gesäß, fleischige Hände und Füße, ein schmaler und schwacher Rücken, kleine Hände sind insgesammt Merkmale von einer weichlichen und weibischen, d. h. zärtlichen und wollüstigen Gemüthsart, welche keine Arbeit und Beschwehr-

schwehrde ertragen kann, die kleinsten Unbequemlichkeiten unerträglich findet, und bey dem Verlust des geringsten Vergnügens unleidlich ist.

An welchem Orte sich die vollkommene Schönheit findet.

Dieß ist alles, was wir über die Schönheit des Mannes und Weibes zu sagen hatten. Eine Schwierigkeit ist nur noch übrig, die allen Lesern dieser Abhandlung sogleich einfallen wird, und ohne deren Auflösung die eben aufgestellte Wahrheit wieder verdächtig werden könnte. Sie bestehet darinn, daß die von uns beschriebene Schönheit nur einem Klima, wie das unsrige, eigen ist, und für andere Himmelsstriche nicht paßt. Bekanntlich giebt es kein Land, wo nicht der Geschmack und die Urtheile darüber anders wären. Man findet sogar ganze Nationen, die sich von unserer Vorstellungsart in Ansehung der Schönheit so weit entfernen, daß Personen, welche nach unserm Urtheil ganz ungestaltet sind, ihnen für schön gelten.

Wie ließe sich wohl unter solchen Umständen eine bestimmte und sichere Idee von der Schönheit, von einer so schwankenden und vielgestaltigen Sache bilden? oder wie kann man etwas, das allem Anschein nach lediglich von Meinungen der Menschen abhängt, in den Plan der Natur aufnehmen? Gesetzt auch, sie wäre eine natürliche Vollkommenheit, wer wird über sie Richter seyn, wer wird entscheiden, welches die vollkommenste und vollendetste Schönheit sey, da jedes Volk sich für berechtiget hält, derjenigen den Preiß zuzusprechen, welche bey ihm einheimisch ist?

Die Vernunft ist unstreitig die oberste Richter in aller Nationen, die in dieser so verwikelten und delikaten Sache ein entscheidendes Urtheil fällen kann. Aber nicht die Privatvernunft eines Einzelnen hat dieses Recht, sondern die gemeine Menschenvernunft überhaupt, die ihr Urtheil auf allgemeingültige Begriffe und auf unbestreitbare Grundsätze stützt.

Diese Vernunft lehrt uns nun, daß der Leib das Werkzeug der Seele ist. Soviel verschiedene

Kräf-

Kräfte und Vermögen diese hat, eben so viele verschiedene Theile müssen in und an dem Körper seyn, als Werkzeuge jener Seelenkräfte. Denn das Organ muß so wohl der Kraft, die es anwendet, als der Handlung entsprechen, die sie vermittelst desselben ausübet. Da nun jede Kraft eine ihr eigenthümliche Handlung hat, so muß sie auch ein eigenes ihr angehöriges Organ haben, das heißt, ein Organ, welches die zur Handlung erfoderliche Stärke und Gestalt besitzt. Hätte z. B. die Säge nicht ihre gehörige Härte und Gestalt, sie würde dem Handwerksmann, der sie brauchen wollte, zu nichts helfen. Hat aber ein Organ die zur Handlung erfoderlichen Eigenschaften und Fähigkeiten, so kann man behaupten, es habe seine Vollkommenheit, weil ihm nichts zu seiner Bestimmung fehlt.

Für jede Gattung von Dingen giebt es auch ohne Zweifel nur eine einzige Vollkommenheit; denn jede Gattung hat nur Einen Hauptzweck, der ihre Bestimmung ausmacht; und hierin besteht auch ihre Vollkommenheit. Hieraus folgt also, daß jede Kraft der Seele und folglich auch das

Or-

Organ, dessen sie sich bedient, nur eine einzige Vollkommenheit haben könne. Daher kann nun auch die Schönheit, als Vollkommenheit der Theile, d. i. als die bestimmte Bildung, die sie für ihre Endabsicht haben müssen, nur eine einzige seyn, und wo diese Bildung fehlet, da ist auch nicht die vollständige und vollkommene Schönheit, welche der menschlichen Natur zukommt, vorhanden.

Jetzt fragt es sich nur, wo diese vollkommene und vollendete Schönheit zu finden sey? Um diese Frage zu beantworten, müssen wir einige oben festgesetzte Grundsätze wieder ins Andenken bringen. Die natürliche Vollkommenheit des Körpers besteht in dem Mittelmaaß des Temperaments und der Bildung einzelner Theile; und das aus den oben angeführten Gründen. Den Geschlechtern konnte dieses Temperament nicht ganz rein mitgetheilt werden, wegen der verschiedenen Eigenschaften, die sie ihrer Bestimmung gemäß haben mußten. Sie entfernen sich aber so wenig als möglich von demselben. Ein solches Klima nun, welches diesem Mittelmaaße am wenigsten widerstreitet, sondern dasselbe durch seine vollkommene Temperatur vielmehr

befördert und erhält, ist dasjenige, wo sich die vollkommene Schönheit findet. Nun ist aber unstreitig das Klima, dessen Polhöhe 45 Grade beträgt, das gemäßigste, weil es zwischen jedem Aeußersten in der Mitte liegt; folglich darf man nur daselbst und in den angränzenden Ländern die vollkommene Schönheit suchen.

Ich weiß wohl, daß es Länder giebt, die eben so liegen, und wo gleichwohl keine Spur von Schönheit anzutreffen ist, z. B. in einem Theile von China und Amerika unter dem nehmlichen Grade der Breite. Man darf aber nicht den Himmelsstrich allein, sondern muß auch noch überdem die Beschaffenheit des Bodens, den Ursprung und den politischen Zustand des Volkes in Betrachtung ziehen. Denn der Erdboden in China ist zu feucht, wegen der daselbst befindlichen großen Menge von Seen und Flüssen, in Amerika ist er hingegen zu kalt wegen der großen Waldungen, wie z. B. in Neufrankreich. Außerdem giebts auch Nationen, die zwar jetzt einen gemäßigten Landstrich bewohnen, der aber keinesweges ihr ursprüngliches Wohnland war; und die ihre frühe Bildung,

welche ihnen ihr erster Aufenthalt gegeben hatte, erhalten haben. Diese Nationen sind endlich roh und uncultivieret, und es ist außer allem Streit, daß sich die Unordnungen der Seele dem Körper mittheilen, und endlich das Temperament ändern, oft sogar die äußere Gestalt verderben. Man darf also die wahre Schönheit nicht außer Europa suchen, und man kann annehmen, Frankreich sey der einzige Aufenthalt derselben, da dieses Land zwischen den äußersten Graden der Wärme und Kälte, der Trockenheit und Feuchtigkeit, zwischen Mittag und Mitternacht, genau in der Mitte liegt.

Aus diesem Lande haben wir auch das Modell für die Schönheit des Mannes und Weibes hergenommen. Freylich ist es eigentlich nur ein flüchtiger Umriß und roher Entwurf zu einem Gemälde, dem eine besondre, diesem reizenden Gegenstande ausschließend gewidmete Abhandlung, durch Ausmalung der letzten Züge Vollendung geben soll.

Zweytes Capitel.

Von den Neigungen.

Von der Natur einer Neigung.

Um den Begriff einer Neigung zu bestimmen, dürfte vielleicht einiges Nachdenken über das Wort, das sie bezeichnet, schon hinreichend seyn. Das Wort „Neigung" giebt sattsam zu erkennen, daß sie entweder eine Bewegung ist, welche macht, daß sich die Seele zu einem bestimmten Gegenstande hinlenkt und hinneigt, oder auch nur eine Anlage zu dieser Bewegung. Denn ohne wirklich bewegt zu werden, kann etwas eine Neigung und einen Hang nach irgend einem Orte hin haben. Man kann zum Zorne geneigt seyn, ohne eine wirkliche Regung des Zornes zu empfinden. Die

Neigung ist also nicht selbst eine Bewegung, sondern nur eine Anlage zu derselben. Dergleichen Anlagen sind theils vorübergehend, theils fortdauernd und beharrlich. Man sagt aber nicht, ein Mensch sey zu einer gewissen Leidenschaft geneigt, weil er etwa durch irgend einen außerordentlichen Vorfall einmal dazu gereizt worden ist. Die Neigung muß also eine bleibende Anlage seyn, welche in die Seele schon lange und tiefe Wurzeln geschlagen hat.

Ferner, die Neigung macht, daß die Seele sich zu gewissen Gegenständen hinneigt: diese müssen ihr demnach als ein Gut erscheinen; denn sie hat nie eine Neigung, sich dem Bösen zu nähern, sondern sie bestrebt sich vielmehr sich von demselben zu entfernen. Gesetzt, diese Gegenstände wären auch wirklich etwas Böses, so müssen sie doch wenigstens gut scheinen, damit eine Neigung für sie entstehen könne. So findet ein zum Zorne geneigter Mensch Vergnügen an der Rache; und jede noch so unangenehme Leidenschaft gewährt doch immer der Natur, die für ihre Selbsterhaltung besorgt ist, eine gewisse Befriedigung. Mag immerhin die

nunft eine Leidenschaft für böse erklären, die Sinnlichkeit findet gleichwohl ihre Rechnung dabey, als bey einer Handlung, die ihr für ihren Zweck beförderlich ist.

Objekte der Neigung.

Die Gegenstände der Neigung sind von zweyerley Art, Sachen und Handlungen. Man hat Neigung für Personen, für Bücher, für Gemälde u. s. w.; aber auch Neigung zu gewissen Leidenschaften, Tugenden und Lastern. Es findet aber dabey ein merkwürdiger Unterschied statt. Es ist dem richtigen Sprachgebrauche gemäß zu sagen: dieser oder jener ist zu gewissen Handlungen *) geneigt, aber in Bezug auf Personen kann man sich eigentlich nicht so ausdrücken. Neigung für **) eine Person kann man zwar haben, aber man ist nicht zu ***) ihr geneigt. Hieraus läßt sich die richtige Folgerung ziehen, daß es zweyerley Arten der Nei-

*) que l'on eſt enclin aux actions.

**) inclination pour une perſonne.

***) que l'on ſoit enclin à une perſonne.

gung überhaupt giebt, die Neigung in enger er und eigentlicher Bedeutung, und Neigung in weiterm und metaphorischem Sinne.

Die Neigung, bey der man die Redensart „man sey zu einer Sache geneigt" gebrauchen kann, das heißt, diejenige, welche ihre Form und ihren Namen dem Subjekte, worinn sie befindlich ist, mittheilet, muß für die Neigung im eigentlichen Sinn gehalten werden; da hingegen die andere mehr Wirkung einer Neigung als selbst Neigung ist. Sie ist nemlich nichts anderes als die Bewegung, welche in dem Begehrungsvermögen vorgehet, wenn man eine Sache liebt oder verlangt. Die Neigung ist aber eigentlich nicht diese Bewegung sondern die Anlage und Richtung dazu. Wenn man nun sagt, man habe eine Neigung für eine Person, so verstehet man darunter die Freundschaft gegen sie, oder die Fähigkeit sie zu lieben; das letzte ist die eigentliche Neigung, das erste aber nur eine Wirkung derselben.

Un-

Unterschied der Neigungen.

Wir reden hier nur von der Neigung im eigentlichen Sinne, und übergehen die andern mit Stillschweigen. Diese eigentlich so genannten Neigungen sind aber selbst wieder von gedoppelter Art; einige sind nemlich natürlich, andere erworben; jene entspringen aus Naturanlagen, diese durch öftere Wiederholung, Uebung und Angewöhnung. Es giebt Menschen, die von Natur zur Liebe, zum Zorne, zur Gerechtigkeit u. s. w. geneigt sind; andere erwerben sich dagegen eine Neigung zu diesen oder jenen Tugenden, Untugenden, Leidenschaften u. s. f. wozu sie sonst keinen natürlichen Hang besitzen.

Ueber den Sitz der Neigungen.

Das eigentliche Subjekt, worinn beyde Arten von Neigungen ihren Sitz haben, ist die Seele selbst. Es giebt ganz geistige Neigungen, wie z. B. jene, die durch Künste und Wissenschaften in der Seele erzeugt werden. Dann giebt es auch körperliche, mit denen es aber eine ähnliche Be-

wandnis hat, wie mit der Leichtigkeit, womit ein Künstler, der gute Werkzeuge besitzt, seine Arbeiten verrichtet. Diese Leichtigkeit liegt doch nicht in den Werkzeugen, ob sie gleich von ihnen herrührt. Eben so ist der Hang eines Menschen zum Zorne nicht in den Organen, ob er gleich aus der Beschaffenheit derselben entspringt, weil die Anlage eines Dinges zur Bewegung und die wirklich darauf erfolgende Bewegung in einem und demselben Dinge, nicht aber in den Ursachen, befindlich seyn müssen, welche die Anlage und die Bewegung hervorbringen. Da nun die Seele sich bewegen soll, so muß folglich auch die Anlage dazu in der Seele vorhanden seyn.

Hieraus läßt sich nun leicht begreifen, daß das Begehrungsvermögen der wahre Sitz der Neigungen ist. Denn dieses ist das einzige Vermögen der Seele, welches einer Bewegung fähig ist. Es giebt aber drey besondere Zweige des Begehrungsvermögens, nemlich der Wille, das sinnliche und das natürliche Begehrungsvermögen; jeder hat seine eigenen ihm angemessenen Neigungen. Geistige Neigungen, die

z. B.

z. B. auf Künste und Wissenschaften gehen, sind in dem Willen; sinnliche, z. B. der Hang zu gewissen leidentlichen Zuständen der sinnlichen Seele sind in dem sinnlichen Begehrungsvermögen; blos körperliche endlich sind in dem natürlichen Begehrungsvermögen. Zu den letztern gehören die Neigungen der Natur zu gewissen Bewegungen der Säfte in Krankheiten, und zu allen den Handlungen, wozu die Organe von der Natur bestimmt sind. Ehe noch die Glieder im Stande sind, ihre bestimmten Verrichtungen auszuüben, ist in der Seele schon eine Neigung zu ihrer Wirksamkeit vorhanden. Daher stößt ein Bock mit dem Kopf, noch ehe die Hörner hervorgedrungen sind; der Frischling will beißen, wenn er auch seine Hauer noch nicht hat, und die Vögel suchen noch ehe sie Flügel haben, zu fliegen. So verschieden diese Theile unsers Begehrungsvermögens sind, so bemerkt man doch, daß die Neigungen des einen Begehrungsvermögens sich oft den übrigen mittheilen. Der Hang zu gewissen leidentlichen Neigungen gehet endlich in den Willen über, und die Triebe des natürlichen Begehrungsvermögens brei-

ten sich gewöhnlich über das sinnliche aus, wie das die angeführten Beyspiele beweisen.

Erklärung des Begrifs von einer Neigung.

Nach allen diesen Betrachtungen sollte man es wohl für eine richtige und bestimmte Erklärung von der Neigung ansehen, wenn man sagt, sie sey eine im Begehrungsvermögen tief eingewurzelte Anlage, welche macht, daß sich desselben zu gewissen angenehmen Gegenständen hinneigt. Will man aber die Sache richtig beurtheilen, so muß man gestehen, daß dergleichen metaphorische Ausdrücke zu Erklärung einer Sache ganz und gar nicht taugen, und daß die Worte "sich wohin neigen, Hang, Uebergewicht" die in den gewöhnlichen Definitionen einer Neigung vorkommen, im eigentlichen Verstande nur von Körpern, nicht aber von der Seele gebraucht werden können. Die Sache bedarf also noch mehrerer Aufklärung, und wir haben uns nach solchen Merkmalen und Ausdrücken umzusehen, welche dem Gegenstand unserer Untersuchung angemessener sind.

Woher die Anlage, welche das Wesen der Neigung ausmacht, entspringt.

Es ist ausgemacht, daß dem Begehrungsvermögen gewisse Bewegungen eigen sind, denen sich dasselbe öfter als andern überläßt. In diesem Fall kann man sagen, es hat eine Anlage, diese Bewegungen hervorzubringen, und die Anlage besteht in der Leichtigkeit, womit es dieselben bewerkstelliget. Jetzt entsteht nun die Frage: woher kommt diese Anlage, diese Leichtigkeit? Denn von der Schwere, der Lage und Gestalt und andern Umständen, welche den Körper einer leichten Bewegung empfänglich machen, kann diese geistige Anlage nicht herrühren.

Um nun dieses Geheimniß zu entdecken, muß man von dem Gedanken ausgehen, daß die Neigung eine feste, fortdauernde Fähigkeit und Leichtigkeit ist, die in dem Begehrungsvermögen entsteht, und daß daher die sie hervorbringende Ursache ebenfalls etwas Beständiges und Fortdauerndes seyn muß. Alle dergleichen, für diesen Fall denkbare Ursachen lassen sich auf dreye zurückführen, nehmlich die Anlagen in dem Organ des Be-

gehrungsvermögens, oder eine erworbene Fertigkeit, oder endlich die in dem Gedächtniß aufbewahrten Bilder, deren Bestimmung es ist, die Vorstellungen zu liefern, welche vor der Bewegung des Begehrungsvermögens vorausgehn. Nur diese drey Dinge allein sind bleibend, und können jene dauerhafte Anlage oder Leichtigkeit hervorbringen, worinn die Neigung bestehet. Nach dieser Voraussetzung könnte man so sagen: Wenn die Lebensgeister die Organe und der unmittelbare Sitz des Begehrens sind, wie in der Folge erwiesen werden soll, so müssen sie sich, je nachdem sie feiner oder gröber sind, mehr oder weniger leicht bewegen, und eben so muß mit ihnen auch das Begehrungsvermögen, zu einer raschern oder trägern Bewegung aufgelegt seyn. Hierinn liegt der Grund, daß es so bewegliche Gemüther giebt, welche so leicht Liebe für etwas fassen, und eben so hitzig nach dem Besitz einer Sache streben; daß es im Gegentheil Menschen von einer so schwerfälligen Gemüthsart giebt, daß beynahe nichts sie von der Stelle bewegen kann, und sie nur mit einer auffallenden Schlaffheit und Saumseligkeit nach Erfüllung ihrer Wünsche streben.

Dieser Grund gilt aber nicht allgemein für alle und jede Neigungen. Denn es entspringen nicht nur einige aus dem Instinkt, die daher gar nicht von der Beschaffenheit der Lebensgeister abhängen, sondern es giebt auch welche in dem Willen, der doch an gar kein Organ gebunden ist. Wir nehmen ja sogar Neigungen in den Engeln an, wo weder diese Ursache noch irgend eine andere körperliche Anlage statt finden kann. Eben dieses gilt auch von einer erworbenen Fertigkeit des Begehrungsvermögens. Denn eine Fertigkeit ist eine Bestimmung, welche durch mehrere Handlungen erlangt wird. Es giebt aber natürliche Neigungen, welche von der Geburt an da sind, und also von keiner Angewöhnung abhängen können.

Folglich bleibt weiter keine mögliche, allgemeine und unmittelbare Ursache von dieser Anlage und Leichtigkeit der Entstehung gewisser Begierden (worinn die Neigung bestehet) übrig, ausser die Bilder, welche sich in dem Gedächtniß des Menschen erhalten.

Wie

Wie die Bewegungen des Begehrungsvermögens vor sich gehen.

Um aber die Art und Weise, wie dieß zugehet, einzusehen, muß man bemerken, daß das Begehrungsvermögen in allen seinen Arten und Zweigen, eine blindwürkende Kraft, an und für sich selbst keiner Erkenntniß fähig, sondern der Leitung eines andern Seelenvermögens untergeordnet ist, dem es zukommt, zu bestimmen, ob etwas gut oder böse sey, und sodann dem Begehrungsvermögen eine diesem Urtheilsspruch angemessene Bewegung vorzuschreiben. Dieses Vermögen heißt in Bezug auf das obere Seelenvermögen der praktische Verstand; für die niedern Seelenkräfte aber: Urtheilsvermögen *). Ohne ein vorausgehendes Urtheil, entweder des praktischen Verstandes, oder des sinnlichen Beurtheilungsvermögens gehet keine Bewegung in irgend einem Theile des Begehrungsvermögens vor sich.

Diese Vermögen haben noch dieß Eigene, daß sie nicht nach der Natur der Gegenstände, son-

*) Estimative.

sondern nach ihrer eignen Empfindungsart für dieselben urtheilen. Nützliche Dinge erklären sie wohl öfters für schädlich, und schädliche für gut. Darüber darf man sich auch nicht wundern, weil etwas nur in gewisser Absicht Gut oder Böse heißt, und nur durch Vergleichung von der Seele dafür erkannt wird. Das Gute und Böse sind keine anschaulichen Gegenstände, die den Sinnen einen bestimmten Eindruck geben, wie etwan andere sinnliche Eigenschaften. Sie werden nur durch Vorstellungen erkannt, welche diese Seelenvermögen selbst erzeugen, ohne sie anders woher zu entlehnen, oder wie die Scholastiker sich darüber ausdrücken, sie werden durch nicht sinnliche Vorstellungen (species non sensatas) erkannt. Was dem Einen gut ist, ist es nicht für den andern; und die nehmliche Person hält jetzt für angenehm, was ihr ehedem zuwider war. Dieses beweißt doch wohl offenbar, daß das Gute und Böse lediglich von der angenommenen Vorstellungsart und Meynung abhänget.

Hier tritt nun die Frage ein: woher mag wohl dieses Vermögen jene Kenntnisse schöpfen, und

was bestimmt dasselbe zu dem Urtheile, daß etwas gut oder böse ist? Einen so weitumfassenden Gegenstand gründlich und ausführlich zu untersuchen, ist hier der Ort nicht. Wir beschränken uns vor der Hand darauf, im Allgemeinen folgendes festzusetzen. — Instinkt, Erfahrung und wahres oder falsches Räsonnement über die Gegenstände sind die Bestimmungsgründe dieses Urtheils. Nach Maaßgabe der Kenntniß die ein Mensch besitzt, von seinem Temperament und von den Theilen, die ihm als Organe untergeordnet sind; von seiner selbst eigenen Kraft oder Schwäche, die er zu besitzen glaubt, und von dem Mangel oder dem Ueberfluße worinn er sich befindet — fällt er das Urtheil, daß eine Sache ihm angemessen oder widerstreitend, nützlich oder schädlich, mit einem Wort, gut oder böse sey.

Hat nun eins von diesen Vermögen sich auf die oben beschriebene Weise eine Vorstellung von dem was gut oder böse ist, gebildet: so pflegen zwey andere Urtheile darauf zu folgen. Das eine bestimmt blos im Allgemeinen, daß das Gute gesucht, das Böse entfernt werden soll; man nennt

dieß

dieß ein praktisches Urtheil schlechthin *). Das zweyte ertheilt dem Begehrungsvermögen die wirkliche Vorschrift, das Gute zu begehren, das Böse zu verabscheuen; dieses heißt in der Schule, das ausübend praktische Urtheil **). Hierauf bewegt sich das Begehrungsvermögen, und befiehlt der den Organen beywohnenden Bewegkraft, diejenige Bewegung hervorzubringen, welche zum Genuß des Guten oder zur Entfernung des Bösen nothwendig ist.

Gemeiniglich folgen diese Handlungen unmittelbar aufeinander und geschehen in Einem Augenblick, zuweilen aber sind sie auch abgesondert und getrennt; dieß ist vornehmlich bey dem Menschen der Fall. Denn zuweilen erkennt der Verstand etwas im Allgemeinen für gut, es kommt aber nicht zu dem Urtheil, daß dieses Gut müsse gesucht werden; gesetzt, daß auch dieses Urtheil im Allgemeinen gefällt wird, so unterbleibt doch öfters die Vorschrift für den Willen, es würklich zu thun. Oefters, wenn auch alle jene Urtheile vorausgegangen sind,

ver-

*) simplement Practic.

**) Iudicium practice Practicum.

versagt doch der Wille diesem Befehl den Gehorsam; denn er ist frey; es steht bey ihm sich entweder gar nicht bestimmen zu lassen, oder eine entgegengesetzte Bewegung anzufangen. Bey den Thieren hingegen sind das praktische Urtheil und die Bewegung des Begehrungvermögens unzertrennlich mit einander verknüpft. Sobald das Beurtheilungsvermögen (Estimative) eine Sache für gut erkannt hat, muß es auch in dem nehmlichen Augenblick urtheilen, und dem Begehrungsvermögen das Streben nach derselben anbefehlen, und dieses unterläßt nie, sich jenen Urtheilen gemäß zu bewegen.

Nur der Befehl des Begehrungsvermögens an die Bewegungskraft der Glieder kann bey dem Thier aufgehoben werden. Wir sehen alle Tage, daß ein Thier eine Sache, die es begehret, sich doch nicht zu nehmen waget, weil Furcht dasselbe zurückhält. In diesem Fall ist zwar das Begehrungsvermögen wirksam und erzeuget einen Wunsch, dabey bleibt es aber nun stehen, und setzt die Organe nicht in Bewegung.

Was es aber auch hiermit für eine Bewandtnis habe, so läßt sich doch alles bisher gesagte ohne sonderliwe Schwierigkeit begreifen. Nemlich die Bewegung des Begehrungsvermögens entspricht dem praktischen Urtheile, d. h. sie ist stark oder schwach, je nachdem das Beurtheilungsvermögen mit größerm oder geringerm Nachdrucke seine Vorschrift ertheilt. Dieses praktische Urtheil entspricht wieder dem Begriff, den das Beurtheilungsvermögen sich von dem Guten oder Bösen gebildet hat; die Vorschrift ist mehr oder weniger dringend, je einen höhern Grad von Gutem oder Bösem es sich an einer Sache vorstellt. Denn ein größeres Gut verlangt einen strengern Befehl als ein kleineres, und ein solcher Befehl erweckt auch jedesmal eine heftigere Begierde.

Die Bilder in dem Gedächtnis verursachen die Neigung.

Wenn also die Bewegungen des Begehrungsvermögens von den Aussprüchen des Urtheilsvermögens abhängen, so müssen die Anlagen, die einen Hang zu dergleichen Bewegungen bestimmen, sich auch zugleich auf diese Urtheile beziehen.

Bayerische Staatsbibliothek München

Freylich nicht auf diejenigen Urtheile, welche das Beurtheilungsvermögen zum Behuf der Erkenntnis bildet, denn diese sind vergänglich, die Neigung aber ist eine bleibende Anlage, sondern wie gesagt, auf diejenigen, die im Gedächtnis aufbewahrt werden: diese letztern Urtheile sind aber von gedoppelter Art, natürliche und erworbene. Die natürlichen bestehen in den Vorstellungen, welche die Natur den Thierseelen von Geburt an eingepflanzt hat, und sind das, was man Instinkt nennt, wie wir in der Abhandlung von der Erkenntnis der Thiere gezeigt haben; die erworbenen sind ebenfalls Vorstellungen, welche nach der Handlung des Urtheilsvermögens im Gedächtnis zurück bleiben. (Unter diesem Vermögen begreife ich auch den praktischen Verstand).

Diese beyden Arten von Vorstellungen dienen dem urtheilenden Vermögen zum Vorbilde, und zur Richtschnur seiner Aussprüche. Je ausdrucksvoller und treffender sie die Vollkommenheit oder Unvollkommenheit der Gegenstände darstellen: desto nachdrücklichere und wirksamere Vorschriften bringen sie in dem Urtheilsvermögen, und desto stär-

Bayerische Staatsbibliothek München

stärkere Bewegungen in dem Begehrungsvermögen hervor:

Die natürlichen (ursprünglichen) sind unstreitig vollkommen darstellend *), weil die Natur sie selbst zur Erhaltung des Thieres bildet, und mit unauslöschlichen Zügen in die innerste Tiefe der Seele eingräbt. Die erworbenen sind dagegen nur oberflächlich; wenn sie nicht oft erneuert werden, so verlieren sie sich oder werden doch wenigstens schwächer, so, daß sie die Dinge nicht vollkommen darstellen können. Es giebt zwar auch gewisse Gegenstände, die gleich bey dem ersten Anblick einen so starken Eindruck auf das Gemüth machen, daß die Vorstellung davon sich lange Zeit in dem Gedächtnis erhält, und die erste Erkenntnis derselben eben so viel wirkt, als in andern Fällen nur mehrere und öfters wiederhohlte Vorstellungen wirken würden. So erzeugt oft der erste Anblick einer schönen Person eine dauerhafte Liebe. So giebt es gewisse Handlungen, die, um uns der scholastischen Formel zu bedienen, ganz

*) repreſentatives.

für sich allein, und auf das erstemal eine Fertigkeit (habitude) hervorbringen können. Außer diesen seltenen Fällen aber müssen die Bilder (Vorstellungen), welche die Seele erzeugt und im Gedächtnisse aufbewahret, öfters erneuert und durch neue wiederholte Vorstellungen gleichsam wieder aufgetuscht werden, wenn sie vollkommen darstellend und ausdrucksvoll werden sollen. Denn jedesmal so oft die Seele einen Gegenstand erkennet oder sich eines Gegenstandes erinnert, so oft bringt sie auch ein Bild (eine Vorstellung) von demselben hervor. In beyden Fällen ist sie wirksam, und ihre ganze Wirksamkeit besteht ja darinn, Vorstellungen zu erzeugen. Diese erneuerten Vorstellungen verbinden sich mit denen, die schon im Gedächtnis vorräthig sind, und geben diesen mehr Stärke und Lebhaftigkeit, gerade so wie mehrmals aufgetragene Farben einem Gemählde.

Eben diese im Gedächtnis aufbewahrten Vorstellungen, welche die Gegenstände aufs vollkommenste darstellen, eben diese sind es, welche dem Begehrungsvermögen die Anlage geben, sich mit Leichtigkeit nach gewissen Objekten hin zu bewegen.

Man

Man kann mit allem Rechte behaupten, daß die Seele, ausgerüstet mit diesen Vorstellungen, und im Bewußtseyn des ihr beywohnenden Vermögens, die ihr nöthigen Erkenntnisse hervorzubringen, auf eine ähnliche Weise ein gewisses Zutrauen zu sich selbst faßt, und ohne erst weiter darüber nachzudenken, Muth und Kraft zum Handeln in sich selbst empfindet, wie etwan ein Mensch von Körperkraft, Reichthum und edler Geburt, sich selbst etwas zutrauet, und selbst ohne daran ausdrücklich zu denken, sich zu jeder Zeit für Unternehmungen, die seiner Kraft angemessen sind, aufgelegt fühlt. Auf ähnliche Weise handelt die Seele; sind alle ihre Vorstellungen zur Abfassung eines Urtheils in Bereitschaft: so setzt sie alle ihre Vermögen in die zur Thätigkeit erforderliche Stimmung, und während der Handlung bemerkt man mehr als zu wohl, daß sie nicht unvorbereitet dazu kam.

Hieraus läßt sich leicht der Grund davon angeben, warum Instinkt, Temperament, Angewöhnung u. s. w. Neigungen verursachen. Alle diese Dinge setzen nemlich Vorstellungen voraus,

welche die Objekte vollkommen darstellen. Die Vorstellungen des Instinkts sind stark und tief, die, welche von Gewohnheit abhängen, müssen öfters seyn erneuert worden. Das Temperament, die Bildung der Theile, die Lebensweise u. s. w., welche die Seele allaugenblicklich empfindet und sich vorstellt, haben eben denselben Einfluß auf die Vorstellungen, wie die Gewohnheit. Ueberall also sind hier die Vorstellungen durchgängig vollkommene Darstellungen der Gegenstände; das Begehrungsvermögen kann sich alsbald bewegen, so wie nur der praktische Verstand oder das Urtheilsvermögen ihm jene Vorstellungen vorhält. Hierinn bestehet die Leichtigkeit sich nach diesen Objekten zu bewegen, so wie diese das Wesen der Neigung ausmacht. Nach diesen Voraussetzungen können wir durch folgende eigenthümliche Merkmale den bestimmten Begriff von einer Neigung erklären: Die Neigung ist eine fortdauernde Anlage, und eine von langer Zeit her erworbene Leichtigkeit des Begehrungsvermögens, sich nach gewissen ihm angenehmen Gegenständen hin zu bewegen.

Ursachen der Neigungen.

Nachdem wir das Wesen, den Gegenstand und den Sitz der Neigungen bestimmt haben, müssen wir nun auch ihre Ursachen erforschen. Von ihrer Hauptursache und unmittelbaren Quelle haben wir zwar bereits gehandelt; diese besteht nehmlich aus den im Gedächtniß aufbewahrten Vorstellungen; es giebt aber noch andere, welche zwar in keinem so nahen und unmittelbaren Zusammenhange mit der Neigung stehen, aber darum nicht minder nothwendige Bedingungen derselben sind. Da diese noch überdem bekannter und offenbarer sind, als jene: so kann ihre Betrachtung um so mehr Licht über eine so dunkele Sache verbreiten.

Außer jener unmittelbaren aber verborgenen Ursache, wovon bisher gehandelt worden, giebt es deren noch andere sowohl nahe als entfernte, und zwar theils von physischer theils von moralischer Art.

Die physischen nähern Ursachen sind der Instinkt, das Temperament, und der Gliederbau; die entfernten, die Gestirne,

das Klima, das Alter, die Nahrungsmittel und Krankheiten.

Zu den moralischen gehören, hohe oder niedrige Geburt; Reichthum und Armuth; Gewalt und Unterwürfigkeit; Glück und Unglück; ferner die bestimmte Lebensart, wohin auch Künste, Wissenschaften und Gewohnheiten zu rechnen sind; erhaltene Rathschläge, Beyspiele, Strafen und Belohnungen. Denn alle diese Dinge verursachen besondere Neigungen, indem sie die Seele bestimmen, gewisse Dinge für gut zu erkennen, und sich zu ihnen hin zu neigen. Wie dieses zugehet, soll jetzt gezeigt werden.

Der Instinkt ist eine Ursache von Neigungen.

Es darf wohl nicht in Zweifel gezogen werden, daß der Instinkt eine solche Ursache sey, so bald man erwägt, daß der Instinkt in den Vorstellungen besteht, die gleich mit der Geburt eines lebendigen Wesens zu dem Ende entstehen, damit es zu der ihm nöthigen Erkenntniß von denjenigen

nigen Gegenständen gelangen könne, die es vermittelst der Sinne nicht kennen lernen kann.

Denn da diese vollkommen darstellenden Bilder der Seele zu allen Zeiten gegenwärtig sind, so reitzen sie bey jeder Gelegenheit das Urtheilsvermögen, sie dem Begehrungsvermögen vorzuhalten. Auf diese Weise entstehet, wie oben gezeigt worden, die Neigung der Seele zu den Handlungen, welche jene Vorstellungen vorschreiben.

So erkennet die Seele die Verrichtungen, zu welchen sie bestimmt ist, und wird zur Ausübung derselben und zur Untersuchung des größten Theils der ihr unentbehrlichen Dinge hingezogen. Hieraus entspringt die Neigung der Vögel zum Fliegen, der Fische zum Schwimmen, der Menschen zum Denken, und aller Thiere zur Aufsuchung der Nahrungs- und Heilmittel, von deren Zuträglichkeit und Nutzbarkeit die Natur sie belehrt.

Das Temperament ist eine Ursache der Neigungen.

Jedermann weiß, daß das Temperament die allgemeinste und augenscheinlichste Ursache der

Neigungen ist; daß die Menschen nach Beschaffenheit der in ihrem Körper herrschenden Säfte zu diesen oder jenen Leidenschaften hingezogen werden. Der Melancholiker ist von Natur traurig und geistreich, der Choleriker feurig und zornig, der Sanguinische lustig und gesprächig; der Phlegmatiker dumm und träge. Das eine Klima bringt bekanntlich gewandte und sanfte, ein anderes gröbere und wildere Menschen hervor, weil die Beschaffenheit der Luft, welche sie einathmen, vermittelst ihres Einflusses auf das Temperament, eine solche Veränderung begünstigt. Selbst die Thiere sind furchtsam oder kühn, gelehrig oder unbändig, je nachdem sie ein kälteres oder wärmeres, dickeres oder feineres Blut besitzen.

Die Ursache, warum das Temperament diese Wirkungen hervorbringt, liegt in der dunkeln Vorstellung der Seele von den Organen, deren sie sich bey ihren Verrichtungen bedient. Zufolge der innigen und genauen Verknüpfung, worinn sie mit ihnen steht, kennt sie ihre Schwäche und Stärke, und weiß ziemlich genau zu bestimmen, was sie vermittelst derselben auszurichten oder nicht auszurichten vermag.

Ob dieſes gleich nur eine dunkle Erkenntniß iſt, ſo iſt ſie doch nicht mit derjenigen zu verwechſeln, die aus dem Inſtinkte ihren Urſprung nimmt. Der Inſtinkt giebt vielmehr eine klare und deutliche Erkenntniß, welche aber nur den ganzen Gattungen mitgetheilt iſt, und daher allen darunter enthaltenen Individuen auf gleiche Weiſe zukommt. Jene Erkenntniß dagegen, wovon hier die Rede iſt, iſt dunkel, verwirrt und in jedem Individuum verſchieden. Denn die Seele hat von der Galle in ihrer Säftemiſchung nur eine dunkele Vorſtellung. Daher ſtellt ſie ſich dieſelbe in Träumen durch nicht ganz treffende und nur einigermaaßen verwandte Bilder vor z. B. als Feuer, Kämpfe, glänzende Farben u. dgl. So geht es ihr auch mit der Melancholie, deren ſie ſich durch die Vorſtellung von Geſpenſtern, von dicker Finſterniß, von verdrüßlichen Händeln u. dgl. bewußt wird; und verhältnißmäßig mit den übrigen, wie wir in der Abhandlung von den Temperamenten ausführlich zeigen werden.

So dunkel aber auch dieſe Erkenntniß ſeyn mag, ſo iſt ſie doch hinreichend, um die Seele von dem

dem zu benachrichtigen, was sie vermittelst dieser Art von Säften auszurichten oder nicht auszurichten vermag. Durch Erfahrungen, die sie alle Augenblicke von neuem macht, lernt sie, daß die Galle eine bewegliche und thätige Feuchtigkeit, und daß sie ihr zum Angriff, zum Kampf und zur Zernichtung ihrer Beleidiger, brauchbar ist; daß im Gegentheil die Melancholie schwerfällig und unbehülflich ist, und den Lebenskräften entgegenwürkt; und so die übrigen Bestandtheile. Nach Maaßgabe dieser Erkenntniß bildet das Urtheilsvermögen solche Urtheile, die der Wirkung dieser Säfte angemessen sind, bewahret sie in dem Gedächtniß auf, und erneuert sie jeden Augenblick durch neue hinzukommende Vorstellungen. Hierdurch werden nun jene Vorstellungen vollkommen darstellend, anschaulich, und vermögend, die Neigungen hervorzubringen, welche wir an ihnen beobachten.

Die Bildung der Theile ist eine Ursache der Neigungen.

Was die Bildung der Theile betrift, so zweifelt niemand daran, daß sie ein sicheres Merkmal

von

von vielen Neigungen abgiebt, da man schon ohne Kunst durch die bloße Ansicht der Gesichtszüge ziemlich sicher die Gemüthsart und die Geistesfähigkeit einer Person einigermaaßen bestimmen kann. Menschen, welche mit gewissen Thieren einige Aehnlichkeit haben, sind auch zu den Leidenschaften derselben geneigt. Stallmeister und Jäger betrachten den Körperbau der Pferde und Hunde, um deren Vollkommenheit und Gelehrigkeit zu beurtheilen. Alles dieses und endlich auch sogar ein Sprüchswort, wornach man keinem Menschen trauen soll, der einen auffallenden Naturfehler an sich hat, ist Beweis für diese Behauptung.

Noch mehr: die Bildung der Glieder ist nicht nur ein Zeichen, sondern auch eine Ursache von den Neigungen; denn sie macht, wie das Temperament, zu gewissen Handlungen geneigt. Man sage ja nicht, daß sie selbst vielmehr eine Wirkung des Temperaments sey, und daher die Neigungen nur insoferne anzeige, als sie das Temperament zu erkennen gebe, welches den eigentlichen Grund von den Neigungen in sich enthalte, nicht aber die Bildung der körperlichen Theile. In den meisten

sten Fällen mag dieß wohl statt finden, und es ist freylich nicht zu leugnen, daß die Theile sich verlängern, zusammenschrumpfen, und verschiedene Formen annehmen, je nachdem die herrschende Feuchtigkeit beschaffen ist. Allein öfters stimmt doch auch der Körperbau mit dem Temperament nicht zusammen und eine kalte Beschaffenheit des Leibes findet sich mit einer Körperbildung zusammen, die auf Wärme hinzuweisen scheint. Herz und Gehirn sind unstreitig in einem und demselben Temperamente bald größer bald kleiner: dieß verursacht aber einen beträchtlichen Unterschied in Ansehung der Leidenschaften, worauf jene beyden Theile einen großen Einfluß haben. Und wie viele cholerische (vielgallichte) Menschen haben eine dicke und kurze Nase; wie viele melancholische hingegen eine lange und spitzige, ganz gegen die eigene Natur dieser Säfte. Wer wollte wohl behaupten, daß alle Tartarn und Chinesen von einerley Temperament seyn, weil jene ein breites Gesicht, diese eine stumpfe Nase haben? Giebt es nicht verschiedene Thierarten von einerley Temperament, wo gleichwohl der Körper ganz verschieden gebaut ist? Endlich ist es ja nicht das Tem-

perament, was die Blut- und Schlagadern durchbohret, was die Knochen durch Gelenke aneinander knüpft, die Finger von einander trennet, und jedem Thiere eine so bewunderungswürdige Form seiner Körpertheile giebt. Vielmehr ist die bildende Kraft jene Baumeisterin, nach deren Anordnung sich die Seele einen für ihre bestimmte Thätigkeiten tauglichen Körper bauen läßt. Diese Kraft sucht jederzeit das junge Thier dem erzeugenden ähnlich zu machen, und giebt daher, woferne sie nur nicht in ihrer Wirksamkeit verhindert wird, den einzeln Theilen genau eben dieselbe Größe oder Gestalt, die den Charakter ihres Urbilds ausmacht. Oefters widersetzt sich zwar das Temperament ihrem Plane, und verhindert sie, den Theilen die bestimmte Form zu ertheilen; eben so oft läßt aber auch das Temperament die bildende Kraft ohne allen Widerstand nach ihren selbst genommenen Maaßregeln handeln. So macht die Einbildungskraft der Schwangern daß die Bildungskraft die Gestalt der Theile des Kindes verändert, ohne daß das Temperament entgegenwirket. So drücken die Gestirne dem Körper gewisse Charaktere auf, die seinem natürlichen Temperament nicht entsprechen.

Wie

Wie die Gestalt wirksam ist.

Nach allen bisherigen Betrachtungen ist noch die Frage zu beantworten übrig, wie die Gestalt, eine bloße ruhende, an sich unwirksame Bestimmung, Neigungen verursachen könne. So viel ist wohl ausgemacht, daß sie dieselbe durch keine thätige Kraft hervorbringt. Denn selbst das Temperament richtet seine thätige Kraft, die es doch wirklich besitzt, nicht unmittelbar auf die Seele, indem diese keiner materiellen Bestimmungen empfänglich ist, und unmöglich durch irgend etwas im eigentlichen Sinne erhitzt oder erkältet werden kann. Das Temperament und der Gliederbau sind nur Gelegenheitsursachen und Bestimmungen welche die Seele zu ihrer Thätigkeit reitzen. Hat die Seele das Uebergewicht der Wärme in dem Körper erkannt, so erzeugt sie Urtheile den Wirkungen gemäs, die sie hervorbringen kann, und bestimmt sich darauf, die Organe nach dem gefaßten Entschlüsse wirken zu lassen. Eben so verhält es sich mit der Gestalt. Die Seele weiß zu welchen Verrichtungen diese oder jene Form tauglich ist; darnach richtet sie ihre Urtheile ein, und regt

endlich das Begehrungsvermögen an, sich ihrem gefaßten Entschlusse gemäs zu bewegen.

So wie es ferner Figuren giebt, welche die Bewegung der natürlichen Körper (den Mechanismus) befördern oder verhindern, so ist unleugbar auch mit jeder organischen Verrichtung eine gewisse Figur im Zusammenhange, ohne welche sie nur unvollkommen vor sich gehen kann. Daher hat jede Thierart und jeder Theil des Körpers nach Verschiedenheit ihrer Verrichtungen auch eine besondere Gestalt. Giebt man einem viereckten Körper, der folglich zur Ruhe bestimmt war, die runde Figur, so wird derselbe für die Bewegung empfänglicher. Eben so wenn ein organischer Theil von einer bestimmten Gestalt eine andere erhält, so verliert er die Anlage zu der Verrichtung, für welche er bestimmt war, und bekommt diejenige, welche mit seiner angenommenen ungewöhnlichen Gestalt in Verbindung stehet.

Es verhält sich hier gerade so wie mit einem Künstler, der sich eines Werkzeuges bedient, welches zu seinem entworfenen Plane nicht taugt.

Denn er thut alsdenn gerade das Gegentheil von dem, was er wollte; er durchschneidet, wo er durchbohren, er macht uneben, wo er ebenen will; und anstatt der Statur eines Menschen gießt er die eines Löwen, wenn seine Form dieses Thier darstellt.

So macht es nun auch die Seele, wenn ihre Organe ihre gehörige natürliche Gestalt nicht haben. Denn gewiß hat der Mensch, so wie jedes Thier, eine eigne und besondere Figur, welche die Natur für jeden Theil seines Organs bestimmt hat. Da nun die Seele eine Neigung zu allen Handlungen besitzt, welche den ihr zukommenden Organen angemessen sind, so muß sich diese Neigung nach Veränderung des Organs nothwendig auch mit verändern.

Wir treffen aber hier auf eine Schwierigkeit, die sich nicht leicht auflösen läßt. Die Seele erkennt nehmlich aus Instinkt die Thätigkeit, welche sie von den Organen erwarten kann, wenn anders diese ihre eigene und natürliche Bildung haben. Dieß findet aber nicht mehr statt, wenn

dem

dem Organ seine gehörige Gestalt fehlt. Denn der Instinkt giebt der Seele keine Kenntniß von einer Thätigkeit, die ihm nicht angemessen ist: die Kenntniß die er giebt ist ganz allgemein und bezieht sich auf die Gattung im Ganzen, so eine Thätigkeit ist aber ein besonderer Naturfehler, worauf der Instinkt auf keine Weise berechnet ist.

Zur Auflösung dieser Schwierigkeit ist zu bemerken, daß die Gestalt der Theile die Wirkung der bildenden Kraft ist, welche sich entweder nach dem Temperamente oder nach dem Bilde und den Eindrücken richtet, die sie von dem zeugenden Thiere erhält. Ist das erste, so ist die Gestalt nicht die Ursache, sondern nur ein Zeichen der Neigung, das Temperament aber die wahre Ursache derselben; dann erkennet die Seele die Wirkungsart des Theiles, wie wir schon gesagt haben, durch Hülfe des Temperaments. Ist aber die Vorstellung und der Eindruck des zeugenden Thieres die Ursache von der bestimmten Bildung der Theile: so ist die bildende Kraft die Ursache der Neigung; denn dieses Vermögen faßt nicht allein den Charakter der Theile des Mutterthieres, sondern auch

die Anlage zu der ihrer Gestalt angemessenen Wirkungsart in sich. Dieß ist eine so fest gegründete Wahrheit, daß auch oft ein Kind die Neigung seiner Eltern behält, ohne ihnen ähnlich zu sehen, weil das Temperament der Bildung der Theile sich widersetzt, aber nicht genug Stärke gehabt hat, ihre Anlage zur Neigung zu vertilgen. Es ist daher ausgemacht, daß nur allein die bildende Kraft den Charakter der Neigungen fortpflanzt, weil sie, neueren Erfahrungen zu Folge, das einzige ist, was mit dem Erzeugenden und dem Erzeugten in Gemeinschaft stehet.

Indem nun die bildende Kraft, welche in dem zeugenden Thiere ist, mit den Organen desselben wirkt, so bekommt sie eben denselben Hang und Anlage zur Bewegung, welche diese Organe haben, so daß sie bey Bildung des neuen Thieres diese erworbene Anlage mit auf dasselbe überträgt und sie ihnen mittheilet. Weil nun diese Anlage wie ein Gewicht anzusehen ist, das die Seele unaufhörlich zur Bewegung treibt und anregt, so bildet endlich die Seele, die davon afficiret wird, ein den erhaltenen Eindrücken gemäßes Urtheil,

und flößt sodann dasselbe dem Begehrungsvermögen ein, welches nun den nehmlichen Hang bekommt. Dieser Hang ist im eigentlichen Sinne die Neigung, welche nur in dem Begehrungsvermögen vorhanden seyn kann.

Was die entfernten Ursachen zum Entstehen der Neigungen beytragen.

Dieß waren die physischen nähern Ursachen der Neigungen. Die entferntern lassen sich fast alle auf das Temperament zurückführen. Denn die Gestirne, das Klima, das Alter, die Nahrungsmittel und Krankheiten, flößen nur insofern gewisse Neigungen ein, als sie auf das Temperament Einfluß haben. Indessen läßt sich nicht leugnen, daß einige Krankheiten auch durch Zerstöhrung der Organe eine Veränderung in den Neigungen hervorbringen; ein Mensch z. B. dessen Hände und Füße gelähmt sind, verliert die Neigung zur Laute und zum Tanzen.

Die moralischen Ursachen bestimmen das Urtheilsvermögen zu gewissen Entscheidungen, vermittelst der Kenntniß, welche sie demselben von ih-

rer Stärke oder Schwäche mittheilen. So macht Adel, Reichthum und Glück die Menschen zum Ehrgeiz, zum Stolz und zur Kühnheit geneigt; denn die Macht, die sie ihnen in die Hände geben, überredet sie von ihrer eignen Würdigkeit für alle und jede Ehrenbezeugungen, und von ihrer Fähigkeit alles Mögliche zu unternehmen. Niedrige Geburt, Armuth und Unglück bringen gerade die entgegengesetzte Wirkung hervor. Die übrigen Ursachen, als die Lebensweise, Künste, Wissenschaften, Tugenden und Laster, gründen sich theils auf die Gewohnheit, die alles leicht und angenehm macht, theils auf den Nutzen und das Vergnügen, welche daraus entspringen können. Wird alles dieses dem Urtheilsvermögen öfters vorgestellt, so bildet dasselbe günstige Urtheile für einen Gegenstand; diese werden dann in dem Gedächtniß aufbewahret, und so wird endlich (wie gesagt) dem Begehrungsvermögen, eine gewisse Neigung eingeflößt.

Hier dürfen wir aber eine Bemerkung nicht übergehen, welche mit unserm Gegenstande in genauer Verbindung stehet. Wenn wir von dem

Tem-

Temperament sprechen, so verstehen wir darunter nicht allein die Vereinigung und Vermischung der ursprünglichen Eigenschaften (qualitates primariae), sondern wir verbinden damit auch noch die abgeleiteten (qualitates secundariae). Daher spricht man nicht nur von einem warmen, kalten, trocknen und feuchten, sondern auch von einem blutreichen, galligen, schleimigen und schwarzgalligten Temperament. Denn die Säfte, von welchen das Temperament seine Benennung erhält, begreifen diese zwey Arten von Eigenschaften in sich. Unter allen abgeleiteten Eigenschaften haben Feinheit und Verdickung die größeste Beziehung auf die Neigungen. Denn jede Feuchtigkeit kann dünne und dicke seyn, und eine feine schwarze Galle ist von einer dicken mehr unterschieden als von der bloßen Galle. Jene wird, wie die Galle, Beweglichkeit, Unbeständigkeit und Hang zum Zorn; die dicke schwarze Galle aber, Faulheit, Dummheit und Starrsinn erzeugen. Die Physiologie ist in der Eintheilung der Temperamente noch zu einseitig; sie bestimmt nehmlich nur neun Arten, ein gemäßigtes, und acht, welche in dem Uebermaaße bestehen, da sie doch dieselben

noch sehr vervielfältigen könnte durch Rücksicht auf die dünne oder dicke Beschaffenheit, und auf die verschiedenen Vermischungen der Säfte, die bey den Menschen vorkommen, z. B. sanguinisch cholerisch, sanguinisch melancholisch u. s. w. wie wir in der Abhandlung von den Temperamenten bestimmter zeigen werden.

Worinn das Wesen der Abneigung besteht.

So weit reicht dasjenige, was wir über einen Gegenstand, der unter allen, was bey Betrachtung lebendiger Wesen vorkommt, vielleicht der dunkelste uud verborgenste ist, haben entdecken können. Ich muß aufrichtig gestehen, daß mir noch nichts vorgekommen ist, dessen Erklärung so viel Schwierigkeiten hätte, als die Natur der Neigung, ihre Entstehungsart in der Seele, und die bestimmte Art, wie sie das Begehrungsvermögen in Bewegung setzt. Sollte mir indeß diese Untersuchung nicht ganz mislungen seyn, so hätte ich auch, statt einer, zwey Entdeckungen auf einmahl gemacht; denn das bisherige Raisonnement, welches jenen Schwierigkeiten abhelfen sollte, läßt

sich

sich überdem zur Hebung der vollkommen ähnlichen Schwierigkeiten anwenden, die bey der Erkenntnis der Abneigung vorkommen.

Das Wort Abneigung wird hier nicht für die Bewegung des Begehrungsvermögens, welche den Haß ausmacht, sondern nur für die Anlage und Leichtigkeit jenes Vermögens zu dieser Bewegung genommen. Eben dieß war auch der Fall mit dem Worte Neigung.

So wie es natürliche und erworbene Neigungen giebt, so läßt sich dieselbe Eintheilung auch auf die Abneigung anwenden. Das Begehrungsvermögen ist der Sitz von beyden. Eben dieselben physischen und moralischen, nahen und entfernten Ursachen wirken hier und bestimmen die Seele auf eben dieselbe Weise; nur mit dem Unterschiede, daß sie entgegengesetzte Gegenstände haben, und auf entgegengesetzte Bewegungen abzwecken. Denn die Neigung beziehet sich auf angenehme Dinge, und bestimmt die Seele sich denselben zu nähern; die Abneigung hingegen, hat es mit unangenehmen Dingen zu thun, und bestimmt die Seele, sich von denselben zu entfernen.

Die Abneigung kann man demnach auf folgende Art erklären: sie ist eine fortdauernde Anlage und eine von langer Zeit her erworbene Leichtigkeit des Begehrungsvermögens, sich von gewissen Gegenständen zu entfernen, die demselben unangenehm sind.

Es ist nicht nöthig, weitläufiger zu erklären, wie die Seele diese Leichtigkeit erhält; denn alles was wir in dieser Rücksicht von der Neigung gesagt haben, gilt von der Abneigung eben sowohl wie von der Neigung.

Drittes Capitel.

Von den Bewegungen der Seele.

Die Seele bewegt sich.

Jedermann spricht von Bewegungen der Seele; jedermann sagt, daß sie sich dem Guten nähert, und vor dem Uebel fliehet, daß sie den Schwierigkeiten, die ihr in den Weg treten, bald standhaft widerstehet, bald wider denselben nachgiebt. Diese und ähnliche Ausdrücke von Bewegungen der Seele, Gemüthsbewegungen u. dgl. kommen in allen Sprachen vor. Es ist also wohl eine ausgemachte und keinem weitern Zweifel unterworfene Sache, daß sich die Seele bewegen kann, und wirklich ihre eigenthümlichen Bewegungen hat.

Sollte sie einmal die für sie nützlichen oder schädlichen Gegenstände erkennen, würde ihr diese Art von Kenntnissen nicht unnütz sondern wohl gar nachtheilig und gefährlich seyn, wenn sie kein Mittel zum Genuß des Guten, und zu Vermeidung des Bösen in ihrer Gewalt hätte: so war es durchaus nothwendig, daß mit dieser Erkenntnis auch das Vermögen sich zu bewegen vereiniget würde, um sich dem erkannten Guten nähern, und von dem erkannten Bösen entfernen zu können.

Welcher Theil des Begehrungsvermögens sich beweget.

Zu diesem Zweck bekam die Seele zwey Hauptvermögen, eins, das erkennet, das andere, welches sich beweget. Beyde befinden sich in allen Theilen der Seele. In der vernünftigen Seele erkennet der Verstand und der Wille bewegt sich; in der sinnlichen bringt die Einbildungskraft die Erkenntnis, und das sinnliche Begehrungsvermögen die Bewegungen hervor. Auch in der natürlichen Seele giebt es eine Kraft, welche auf ihre

Weis-

Weise das was für sie gut oder böse ist erkennet, und ein Begehrungsvermögen, welches alle Bewegungen, die wir in derselben beobachten, hervorbringt.

Die Bewegungen der Seele sind nicht uneigentlich zu verstehen.

Hier stoßen wir nun auf eine nicht unbeträchtliche Schwierigkeit. Die Frage ist nehmlich: wie sollen wir uns diese Bewegungen der Seele vorstellen? Bewegt sich die Seele wirklich? oder ist es etwa nur ein uneigentlicher Ausdruck, wodurch man die Handlungen der Seele nach einer gewissen Analogie mit der Bewegung der Körper vergleicht? Ich für meine Person bin über diese Frage keinen Augenblick unschlüßig; mag immerhin jede schulgerechte Philosophie es behaupten, daß diese Bewegungen uneigentlich zu verstehen wären, so bin ich nichts desto weniger der entgegesetzten Meinung, und behaupte, es sind wirkliche Bewegungen, wodurch die Seele ihren Ort verändert, und in verschiedene räumliche Verhältnisse tritt.

Die vernünftige Seele bewegt sich wirklich, so wie die Engel.

Um diesen Satz, der zur Aufklärung der Natur der Leidenschaften dienen soll, zu begründen, müssen wir zuerst die Bewegungen der vernünftigen Seele betrachten. Denn sollte es sich erweisen lassen, daß sie, so rein geistig sie auch ist, sich dennoch wirklich bewege, so würde dieß schon eine starke Vermuthung für die übrigen abgeben, welche an die Materie gebunden sind.

Dieses läßt sich aber leicht zeigen, woferne man nur mit der Theologie einverstanden ist, daß sich die Engel wirklich bewegen, von einem Orte zum andern fortgehen, sich zusammenziehen und ausdehnen, einen kleinern und größern Raum einnehmen. Nach Voraussetzung dieser Wahrheit ist der Schluß natürlich, daß die Seele als ein Wesen von eben derselben Natur, ihnen auch in Ansehung dieses nützlichen Vermögens nicht nachstehen werde.

Es ist Thatsache, daß die Seele sich ausdehnt, so wie ein Kind wächst; sich in einen kleinern

nern Raum einschränkt, wenn Glieder abgetrennt werden; daß sie endlich im Sterben den Körper verläßt, und sich an einen andern Ort begiebt. Sie muß also ganz unstreitig einer wirklichen Bewegung fähig seyn, weil in allen angeführten Fällen irgend eine Veränderung der Lage und der Stelle, wie bey den Engeln statt findet.

Und es läßt sich warlich nicht denken, daß ein Wesen von solcher Würde, wie die menschliche Seele, einer solchen Vollkommenheit entbehren müsse, die allen erschaffenen Wesen zu Theil worden ist. Jeder Körper hat durch seine Schwere oder Leichtigkeit das Vermögen sich zu bewegen; alle lebende Wesen wachsen und nehmen ab; alle Thiere bewegen sich aus innerer Kraft. Rechnet man dazu noch die Bewegung der Engel, so hat man keinen Grund anzunehmen, daß die Seele das einzige Wesen im Universum seyn soll, welches keine eigne Bewegung hat, sondern von Natur unbeweglich ist.

Die

Die Bewegungen des Willens sind wirkliche Bewegungen.

Ich weiß wohl, daß wenige Personen diese Art von Bewegungen bestreiten werden; vielmehr werden sie einwenden, das sey nicht der eigentliche schwierige Knoten, sondern man wolle wissen, ob die innern Bewegungen des Willens z. B. Liebe, Haß, Bewegungen von eben derselben Beschaffenheit sind, als diese.

Um in die Tiefen dieser Philosophie einzudringen, und ihre Feinheiten zu fassen, müssen wir von der Voraussetzung ausgehen, daß alle erschaffene denkende Substanzen gewisse Grenzen und Schranken haben, da Gott allein das unendliche Wesen ist. Was Grenzen hat, hat nothwendig eine Ausdehnung und folglich auch Theile, denn man kann sich keine Grenze ohne Ausdehnung, und keine Ausdehnung ohne — wenigstens mögliche, denkbare*) — Theile wie die Schule sie nennt, vorstellen. Diese Ausdehnung und diese Theile sind

aber

*) virtuelles et asfiguables.

aber doch von ganz anderer Art als bey den Körpern; jene sind geistig, untheilbar, können einander durchdringen, ohne an einen Ort gebunden oder von demselben eingeschränkt zu seyn; bey den Körpern sind sie dagegen materiel, theilbar, undurchdringlich, sie nehmen wirklich einen Ort ein, der sie einschließt und beschränkt. Dieß vorausgesetzt können wir behaupten, die vernünftige Seele habe eine Ausdehnung und solche Theile, wie sie den immateriellen Substanzen zukommen, das heißt, geistige, untheilbare und durchdringliche, und vermittelst dieser Theile nehme sie den Raum ein, in welchem sie sich befindet.

Wenn also die Seele, wie wir oben gezeigt haben, sich beweget, indem sie ihrer ganzen Substanz nach beweglich ist, so kann sie nicht nur aus einem Ort in den andern übergehen und einen andern Raum einnehmen, sondern auch ohne ihren Ort zu verlassen, ihre Theile in sich selbst in Bewegung setzen, gerade so wie das in einem Gefäß eingeschlossene Wasser ohne Ortveränderung in seinen eigenen Theilen erschüttert werden kann. Denn weil ihre Theile eben so beweglich sind, wie sie selbst, so kann sie von diesen Theilen bewegen, wel-

che sie will, und wie es ihr gefällt. Das eine Begehrungsvermögen kann demnach in Bewegung seyn, während daß ein anderes ruhet, oder eine entgegengesetzte Bewegung erleidet, so wie man in der Theologie von den Engeln behauptet, daß sie einige Theile bewegen können, während daß die übrigen in Ruhe bleiben. Wenn also die Seele ihren Ort im Raume verändert, so macht sie diejenige Art der Bewegung, welche man fortschreitende *) Bewegung nennt und der Bewegung der Engel ähnlich ist, wenn sie von einem Ort zum andern gehen. Bewegt sie sich aber in sich selbst, ohne ihren Ort zu verlassen, so bringt sie die inneren Bewegungen des Willens hervor. Denn so wie sie ihre Theile in sich selbst ein- oder ausgehen läßt, sie ausdehnet oder zusammenziehet, bildet sie alle Leidenschaften, wie wir hernach zeigen werden.

Sehr treffend kann man die Seele mit einem großen Abgrunde im Wasser vergleichen, der ohne seine Grenzen zu verlassen, alle Bewegungen erleidet, welche ein Sturmwind auf ihm erregt. Bald schlägt der Wind das Wasser an seine Wände,

(* passagere.

de, bald entfernt er es von denselben; bald läßt er es, wie es scheint, aus den tiefsten Schlünden heraufsteigen, bald wieder zurücktreten; und bey allem dem gehet es doch nicht aus seinen Grenzen heraus. Eben so ist es mit dem Willen. Wenn er dem Guten entgegeneilt oder vor dem Bösen flieht, so macht er sich gleichsam selbst Platz; wenn er vor- oder rückwärts gehet, so gewinnt und verliert er nichts an dem Raum, den er vorher besessen hatte, und man kann also sagen, er ist schon da, wo er hin will, und er bleibt immer an dem Orte, von dem er abgereist ist. Man ist mit einem Worte genöthiget, in dieser unermeßlichen und unergründlichen Kraft verschiedene Theile anzunehmen, welche wie Wellen auf einander folgen, und den Strom unterhalten, von dem sie sich hinreissen läßt; ist eine Welle verflossen, tritt die folgende sogleich an ihre Stelle, diese räumt nachher wieder einer andern den Platz, und so gehet es immer fort, bis endlich die Seele ganz aufhöret sich zu bewegen.

Die Erschütterung, worein die Seele die Lebensgeister und Säfte versetzt, verursacht zuweilen, daß ihre eigne Bewegung länger dauert, als

ihre ursprüngliche Absicht war. Sind die Lebensgeister und die Säfte von gröberer Beschaffenheit, so läßt sich das Treiben und Drängen, welches durch den ersten Stoß erregt war, nicht sobald wieder aufhalten, als wenn sie feiner wären; dann läßt sich die Seele selbst von ihrer Bewegung mit fortreissen. Daher dauern die Leidenschaften länger bey Männern als bey Kindern. Die letztern gehen in einem Augenblick von der Freude zur Traurigkeit über, und so wie sie aufhören zu lachen, so siehet man auch die Züge und Mine des Lachens auf einmal verschwinden; bey Männern hingegen vergehen sie langsam, und lassen auf dem Gesicht noch einige Augenblicke Spuren zurück. Dieser ganze Unterschied entstehet daher, daß die Lebensgeister der Kinder fein und zart sind, und daher, wie alle Gegenstände dieser Art, die Heftigkeit einer mitgetheilten Bewegung nicht lange unterhalten, die gröbern Lebensgeister der Männer hingegen die Bewegung längere Zeit hindurch fortsetzen.

Durch das eben aufgestellte Princip läßt sich nun leicht begreifen, wie sich die Seele in den Leidenschaften beweget. Der untersuchende Verstand

wird

wird durch Annahme dieser Wirkungsart, welche mit den körperlichen Bewegungen übereinstimmt, weit mehr befriediget, als wenn man alle Bewegung in der Seele leugnet, oder sie blos metaphorisch versteht. Wollte man aber unter dem Worte Bewegungen, solche Veränderungen verstehn, welche zwar wirkliche Bewegungen, den körperlichen Bewegungen aber ganz und gar unähnlich wären, so bliebe die Sache bey einer solchen Erklärung eben so dunkel und unbegreiflich als vorher.

Einwürfe, welche gegen die Bewegung der Seele gemacht werden.

Die Einwürfe sind mir nicht unbekannt, die Aristoteles dem Plato gemacht hat, welcher mit uns eine wirkliche Bewegung der Seele behauptete, auch die übrigen Einwürfe kenne ich recht gut, welche spätere philosophische Schulen zu den Aristotelischen hinzugesetzt haben. Es giebt nur Eine Antwort, die ihnen entgegengesetzt werden kann. Läugnet man nemlich die Bewegung der Seele, so fällt auch die Bewegung der Engel weg, welche sich eben so schwer wie eine Bewegung der mensch-

lichen Seele begreifen läßt. Und doch ist die Behauptung, daß sich die Engel bewegen, eine Wahrheit, die niemand umzustoßen wagen würde.

Man sagt freylich: alles was sich beweget, muß einen Raum einnehmen und eine Größe haben, wie der Raum; die Seele ist untheilbar und in jedem Theile des Körpers ganz und daher ohne Größe, folglich kann sie sich nicht bewegen. Noch mehr, bey jeder Bewegung muß das, was sich beweget, von dem verschieden seyn, was bewegt wird: da nun die Seele einfach und untheilbar ist, und daher nicht verschieden und abgesonderte Theile haben kann, so ists unmöglich, daß sie sich bewege. Allein trifft das nicht eben sogut die Engel, welche trotz aller dieser Gründe sich dennoch durch sich selbst bewegen. Endlich gelten jene Grundsätze zwar für körperliche, aber, wie die Metaphysik lehret, nicht für die Bewegungen geistiger Substanzen.

Bedeutender würde noch der Einwurf seyn, daß die Bewegung von Natur successiv ist, und daher Zeit voraussetzt, dahingegen die meisten Bewe-

wegungen der Seele in einem Augenblicke geschehen. Wir haben aber in der Abhandlung vom Lichte gezeigt, daß es wirklich augenblickliche Bewegungen giebt; daß die Bewegung des Lichts und der Engel, wenn sie sich zusammengezogen haben, und ihren vorigen Umfang wieder annehmen, eben auf diese Weise (nehmlich ohne Zeitfolge) geschiehet; daß folglich die Bewegungen des Willens, als innere (immanens) von eben dieser Art seyn können, da auch selbst große Philosophen annehmen, daß die Bewegungen der immateriellen Substanzen von einem Ort zum andern in einem Augenblick geschehen.

Man nimmt daher für ausgemacht an, daß die vernünftige Seele sich beweget, daß sie als beschränkte Substanz eine Ausdehnung haben muß, ohne welche keine Beschränkung sich denken läßt; daß diese Ausdehnung nicht ohne Theile seyn kann, und daß diese Theile so wie das Ganze beweglich sind. Sie kann sich also in sich selbst bewegen, indem sie ihre Theile in Bewegung setzt, und hieraus entstehen alle inneru Bewegungen des Willens.

Gilt dieses nun von der vernünftigen Seele, die doch geistiger Natur ist, so läßt es sich noch leichter von den übrigen denken, die an die Materie gebunden sind, und man wird um so weniger zweifeln, daß sie eben derselben Bewegung empfänglich sind, da die Bewegung vorzüglich ein Prädicat materieller Dinge ist. Würklich gehn auch zu derselben Zeit, wenn der Wille etwas liebt und haßt, in dem sinnlichen und natürlichen Begehrungsvermögen die nehmlichen Bewegungen vor sich; sie sind innerlich, immanent und augenblicklich, wie die Bewegung des Willens. Sind aber diese beyden Begehrungsvermögen an die Materie gebunden, so muß ja diese sich zugleich mit ihnen bewegen? Wie kann sie das aber im Augenblick, ohne Zeitfolge? Hierauf läßt sich erstlich folgendes antworten. Man darf sich nicht einbilden, daß die Materie, mit welcher das Begehrungsvermögen verknüpft ist, grob und schwer, wie die meisten Theile der Körper, sey. Eine Kraft muß ein ihr angemessenes Subjekt haben; folglich hat auch das Begehrungsvermögen, das Beweglichste in der Seele, das beweglichste Subjekt. Hat also gleich das Begehrungsvermögen

sei-

seinen Sitz in dem Herzen, so ist dieses doch nicht ganz sein erstes und vorzügliches Subjekt, sondern vielmehr die Lebensgeister, und die feuchte Wärme, welche nach der Lehre des Hippocrates, die Quelle des Lebens und in unaufhörlicher Bewegung ist. Kein Wunder demnach, wann die Materie, woran jenes Vermögen gebunden ist, so leicht und schnell der Bewegung desselben nachgiebt. Zweytens widerspricht auch eine momentane Bewegung nicht gradezu und schlechthin dem Begriff von der Materie. Es giebt ja dichte Körper, welche sich auf eben diese Art bewegen. So strebt z. B. ein schwerer im freyen aufgehangener Körper abwärts, er drückt auf die Hand, die ihn hält, und man fühlt diesen Druck, der unstreitig eine würkliche Bewegung ist, in jedem Moment. Eben so ist das Licht eine materielle Eigenschaft, welche immer von einem Subjekte unterhalten werden muß, in einer unaufhörlichen momentanen Bewegung, wie wir an seinem Orte gezeigt haben. Diese beyden Beyspiele zeigen nicht allein die Möglichkeit momentaner Bewegungen der Materie, sondern sie machen auch die Art und Weise begreiflich, wie das Begehrungsvermögen sich selbst in dem Kör-

per, und wie es die Seele beweget. Es zieht nehmlich wie ein Gewicht die Seele dahin, wohin es selbst strebt, und bewegt sich im Herzen, wie das Licht in einem durchsichtigen Körper. Dieses dringt in demselben hinein, und ströhmt wieder heraus; es verbreitet sich darinn und zieht sich wieder zusammen, ohne daß der durchsichtige Körper, das Subjekt, mit welchen das Licht verknüpft ist, etwas von diesen Veränderungen empfindet. Eben so verhält es sich mit dem Begehrungsvermögen. Ob dieß gleich auch an sein Subjekt geknüpft ist, so kann es sich doch bey der Freude erweitern, bey dem Schmerz zusammenziehen, in der Liebe ausströhmen, in dem Haß in sich selbst zurückgehen, und der Körper empfindet von allen diesen Bewegungen nichts. Zwar werden die Lebensgeister und das Herz in starken Leidenschaften auch erschüttert; allein das sind Wirkungen, welche erst nach der Gemüthsbewegung erfolgen. Außerdem giebt es auch solche Leidenschaften, welche nur allein in dem Begehrungsvermögen vorgehen, und auf jene Theile des Körpers nicht den mindesten Eindruck machen. Alles dieß zeigt zur Genüge,

daß

daß sich das Begehrungsvermögen ohne alle Veränderung in dem Körper bewegen kann.

Wie das Gute und Böse das Begehrungsvermögen in Bewegung setzen.

Eine genauere Kenntniß dieser Bewegungen setzt die Erkenntniß von dem voraus, was das Begehrungsvermögen zu denselben anreizt und bestimmt. Es gehört dieß unter die verborgensten Geheimnisse in der geistigen Natur, und nach den gemeinen Grundsätzen der Schulphilosophie ist die Erklärung desselben äußerst schwierig. Daß das Gute und Böse die einzigen Gegenstände sind, welche alle Bewegungen des Begehrungsvermögens verursachen, ist eine Thatsache, die niemand bezweifelt; allein wie das zugehet, ist schwer zu erklären, weil beydes die Seele nur mittelst der Bilder afficiret, welche sich die vorstellenden Vermögen davon bilden, und weil diese Bilder nichts weiter vermögen, als die Gegenstände darzustellen.

Dient diese Darstellung nur zur Erkenntniß der Gegenstände: so geht ihr Nutzen für das

Be-

Begehrungsvermögen verlohren, weil dieses ein blindes, und wie man sagt, keiner Erkenntniß fähiges Vermögen ist. Zugegeben, daß der praktische Verstand und das Urtheilsvermögen urtheilen, eine Sache sey gut oder böse, daß sie dieselbe dem Begehrungsvermögen vorstellen und demselben eine bestimmte Bewegung vorschreiben, die auf Vereinigung mit oder auf Entfernung von ihr abzweckt. Allein wie kann ein Vermögen, das keiner Erkenntniß, keiner Einsicht fähig ist, einsehen und wissen, daß diese Bilder, Urtheile, und Vorschriften in jenen vorstellenden Vermögen erzeuget sind? Wer belehrt dasselbe, daß es sich eben auf diese und keine andere Weise bewegen muß, um sich mit dem Guten zu vereinigen, und wieder anders, um sich von dem Bösen zu entfernen, da es doch für sich selbst gar nicht weiß, ob der Seele etwas Gutes oder etwas Böses ist dargestellt worden.

Alle diese Schwierigkeiten entstehen aus zwey in der Schulphilosophie angenommenen Grundsätzen, nehmlich, daß die Bilder der Seele aus dem Vermögen, welches sie erzeuget hat, nicht herausgehen, und daß das Begehrungsvermögen jeder

Art

Art ganz und gar keine Erkenntniß besitze. Nach diesen Voraussetzungen glaubte man nun, diese beyden Vermögen müßten entweder zufolge einer gewissen Sympathie zu einander, oder vermöge der Richtung der Seele, in deren Substanz sie alle vereiniget sind, auf einander wirken. Da aber, wie hernach gezeigt werden soll, beyde Auskunftsmittel nicht haltbar sind, so müssen wir ein drittes aufsuchen, welches diese Schwierigkeiten heben kann, ohne mit andern ausgemachten Grundsätzen in Widerspruch zu gerathen. Denn wahr ist es, daß das Bild, die Idee und der Gedanke, welche das Erkenntnißvermögen erzeuget, nicht außer sich selbst herausgehen, und daß das Begehrungsvermögen von jeder Art durchaus keine Vorstellung von dem thierischen Zustande besitze, wie der Verstand und die Einbildungskraft, durch Bilder erzeugen kann. Auf der andern Seite ist es aber eben so gewiß, daß das von dem Verstande und der Einbildungskraft erzeugte Bild ein anderes hervorbringt, welches sich über alle Theile der Seele verbreitet; zweytens, daß das Begehrungsvermögen, so wie alle Dinge, eine gewisse natürliche Kenntniß von dem, was ihm zuträglich oder nach-

theis

theilig, und von den Handlungen wozu es bestimmt ist, besitze.

Entstehungsart der Erkenntniß.

Das Erkennen ist (dieß müssen wir hier voraussetzen) eine Handlung, und zwar unstreitig die edelste in dem ganzen Reich der Natur. Die Seele ist bey dem Erkennen thätig, und bringt etwas hervor. Da man sich nun unter der Erkenntniß nichts anders denken kann, als eine Darstellung der Dinge in der Seele, so muß diese, wenn sie dabey wirksam seyn soll, diese Darstellung selbst zu Stande bringen, das heißt, das Bild, gleichsam das Portrait der Dinge entwerfen. Sonst läßt sich keine Handlung der Seele bey der Erkenntniß denken, und Erkennen heißt nichts anders, als ein Bild von den Gegenständen zeichnen, wie wir weitläufiger in der Abhandlung von der Erkenntniß der Thiere gezeigt haben.

Da es nun verschiedene Erkenntnißvermögen giebt, so muß aus den angeführten Gründen jedes ein eignes Bild für sich bilden. In der sinn-

lichen

lichen Seele finde ich drey Hauptvermögen, welche sich mit der Erkenntniß beschäftigen, nehmlich die Sinne, die Einbildungskraft, und das sinnliche Urtheilsvermögen (estimative) und in der denkenden zwey, den spekulativen und den praktischen Verstand. Also können überhaupt nur fünf Arten von Bildern erzeugt werden. Stellen diese gleich einen und denselben Gegenstand vor, so sind sie doch von einander unterschieden, nicht nur weil sie während dem Durchgang durch so viele verschiedene Prüfungen immer feiner werden, sondern auch, weil jedes Vermögen noch einige besondere Bestimmungen zu einer jeden Vorstellung hinzufügt.

Der äußere Sinn erzeuget seine Vorstellung nach dem Vorbild der sinnlichen Eindrücke, die von Außen in die Seele gelangen, er stellt seinen Gegenstand mit den Umständen des Ortes, der Zeit u. s. w. als ein Ganzes vor, woran der Sinn keine Theile unterscheidet. Nach diesem ersten Bilde formt die Einbildungskraft das ihrige; sie unterscheidet aber die Umstände und die Theile des Gegenstandes; sie trennt oder verbindet sie; und so bildet sie Urtheile, welche man gewissermaßen

spe-

spekulativ nennen könnte, weil sie nicht auf das Handeln, sondern auf das Erkennen abzwecken. Dann erzeugt das sinnliche Beurtheilungsvermögen sein Bild nach dem Bilde der Sinnen und der Einbildungskraft, fügt aber noch die Begriffe von Gut und Böse hinzu, die es mit dem vorhandenen Bilde vereiniget oder von demselben trennt, um das praktische Urtheil zu Stande zu bringen, welches das sinnliche Begehrungsvermögen bewegen soll.

Nun soll der Verstand das nehmliche Objekt erkennen; er bildet daher nach Maaßgabe aller dieser materiellen Bilder, sein eignes, welches ganz geistig ist, und alle materiellen Bestimmungen absondert; sodann betrachtet er alle Theile und Beziehungen desselben, vereiniget oder trennt sie, um spekulative Sätze daraus abzuleiten; endlich verbindet er damit die Begriffe von Uebereinstimmung, und deren Gegentheil, von Gut und Böse, und bildet daraus das praktische Urtheil, welches den Willen und das sinnliche Begehrungsvermögen in Bewegung setzt. Alles dieses erfoderte eine weitläufigere Erörterung, wozu aber hier der Ort nicht ist. Wir begnügen uns daher, nur im

Allge-

Allgemeinen die Stufenfolge in der Erkenntniß angegeben zu haben.

Die Bilder vervielfältigen sich.

Ein jedes Bild dieser Art ist eine Beschaffenheit, welche nach ihrer Erzeugung sich vervielfältiget, und wie wir schon gesagt haben, in alle Theile der Seele verbreitet. Denn jede sinnliche Beschaffenheit besizt das Vermögen sich zu vervielfältigen, und sich in der Luft und andern empfänglichen Körpern auszubreiten, wie das die Beobachtung von dem Licht, den Farben, den Tönen und den Gerüchen lehret. Es ist daher nicht wahrscheinlich, daß die edelste unter allen Beschaffenheiten, die Wirkung und das Produkt der vollkommensten Handlung eines Vorzugs beraubt seyn sollte, welcher allen andern zu Theil worden ist. Hierzu kommt noch, daß, ohne eine solche Vervielfältigung anzunehmen, sehr viele Erscheinungen an den Thieren ganz unerklärbar seyn würden.

Es wäre ganz unbegreiflich, wie die Bildungskraft bey Bildung der Theile die von der Natur vorgeschriebene Ordnung verlassen, und an-

dere durch die Einbildungskraft vorgestellte Formen ausführen könnte, wenn man nicht annehmen dürfte, daß sie mit den Bildern der Einbildungskraft in Verbindung stehet, womit ihr Produkt eine auffallende Aehnlichkeit zeigt. Da aber diese Bilder aus der Einbildungskraft nicht herausgehen, so müssen sie nothwendig andere hervorbringen, die ihnen ähnlich sind, und sich bis zu diesem niedrigen Theil der Seele herablassen, um die Gestalt vorzuzeichnen, die sie sodann den Organen mittheilet.

Noch mehr, wenn das Gedächtniß ein von der Einbildungskraft verschiedenes Vermögen ist, so müssen alle in demselben aufbewahrte Vorstellungen von eben derselben Art, das heißt, Wirkungen und gleichsam Kopieen von den erstern Bildern seyn, welche durch das Erkennen erzeugt sind, und eben so wenig, als irgend ein anderes Accidens aus einem Subjekt, oder aus einer Kraft in die andere übergehen können.

Endlich wird gar kein Zweifel an dieser Wahrheit mehr statt finden, sobald sich zeigen läßt,

daß,

daß, wenn auch diese Bilder der Einbildungskraft verloschen sind, sich doch noch Spuren davon in den übrigen Vermögen finden, und in denselben lange Zeit nach dem Verlust jener erstern noch fortdauern. Dieser Beweis läßt sich aber bis zur unmittelbaren Gewißheit führen, da das Gedächtniß auf diese Art seine Bilder erhält, da die Thätigkeit des Verstandes ihm sogar zuweilen Abbruch thut, und da die Einbildungskraft durch ihren Zutritt die Treue und Zuverläßigkeit desselben schwächt. Auch die Muttermähler, die in den Fingern eines Lautenspielers zurückbleibende Erinnerung, wenn er auch schon seine Stückchen vergessen hat; die tiefen Eindrücke und Neigungen, welche gewisse Gegenstände in dem Begehrungsvermögen und dem Willen zurücklassen, bestätigen den obigen Satz. Denn alle diese Erscheinungen lassen sich nicht begreifen, wann nicht gewisse Züge von den erstern Bildern des Verstandes und der Einbildungskraft zurückbleiben, und lange Zeit in andern Vermögen erhalten werden, nachdem jene erstern schon verschwunden sind.

Indeß darf man sich nicht etwa die Vorstellung machen, als gehörten nun jene Vermögen, worein diese Bilder übergegangen sind, darum würklich in den Rang der Erkenntnißvermögen, weil sie die Werkzeuge des Erkennens besitzen. Denn wir haben an dem angeführten Orte gezeigt, daß ein Vermögen nur denn erkennen kann, wenn es in sich selbst die Bilder von den Dingen erzeuget. Da diese Vermögen nun die Bilder, die sie haben, nicht hervorbringen, sondern als eine Wirkung des ersten von der Einbildungskraft geformten Bildes aufnehmen, so können sie keine vollkommene und deutliche Erkenntniß haben, sondern nur eine solche, die allen natürlichen Dingen zukommt, welche, wie man sagt, das, was ihnen zuträglich oder zuwider ist, ohne eigentliche Erkenntniß erkennen. So läßt die dem Eisen mitgetheilte magnetische Kraft dasselbe die Gegenwart des Magnets erkennen und empfinden, und demselben entgegenstreben.

Hat sich nun in irgend einem Theile des Erkenntnißvermögens ein Bild erzeuget, so vervielfältiget und verbreitet sich dasselbe wie ein Licht in alle die-

jenigen Theile der Seele, welche desselben empfänglich sind. Das heißt soviel: ein geistiges Bild theilt sich den geistigen, ein materielles den körperlichen Vermögen mit; und jedes derselben wirkt nach Beschaffenheit des Vermögens, von dem es gebildet ist. Ist dasselbe beweglich, wie das Begehrungsvermögen, so setzt es ebenfalls in Bewegung; ist es unwirksam wie das Gedächtniß, so bringt es keine Wirkung hervor, sondern erhält sich blos; ist es zum Bilden aufgelegt, wie die Bildungskraft, so dient es dieser zum Vorbild bey den Veränderungen, die sie in den Gliedern hervorbringt; u. s. w. Es ist hier gerade so, wie mit der oben erwähnten magnetischen Kraft. Sie theilt sich zwar allen Körpern ohne Ausnahme mit, wirkt aber deshalb nicht auf alle auf einerley Weise, den Magnet, das Eisen und die bleyglasurten Ziegeln (tailles plombées) verändert und bewegt sie, in den übrigen Körpern aber bringt sie weder eine Bewegung noch irgend eine andre Veränderung hervor.

Nun läßt sich ziemlich leicht bestimmen, wie das Begehrungsvermögen, ungeachtet seiner Blind-

heit und Erkenntnißlosigkeit gleichwohl das Gute und Böse erkennen, und sich der Natur eines jeden gemäß bewegen kann. Da nehmlich das Bild, welches das Urtheilsvermögen und der praktische Verstand erzeugt haben, sich vervielfältiget, und in alle Theile des Gemüths übergeht, so empfängt auch das Begehrungsvermögen dieses Bild, empfindet dasselbe und bewegt sich sodann auf die gehörige Weise, um sich mit dem Guten zu vereinigen, das Böse zu fliehen, es anzugreifen oder ihm Widerstand zu leisten, alles dieß nach Anweisung des Instinks und der allen Naturwesen eingepflanzten Erkenntniß, wornach sich diese mit dem, was ihnen angemessen ist, vereinigen, und das was ihnen entgegen ist, vermeiden oder bekämpfen.

Von welcher Art die Bewegungen der Seele sind.

Wir knüpfen den Faden unseres Räsonnements da wieder an, wo wir ihn abreißen mußten. Die Bewegungen des Begehrungsvermögens, sie mögen nun wirklich oder nur uneigentlich seyn, sind diejenigen, welche die Leidenschaften der Seele

le erzeugen. Die Schule hat zwar diese Benennung auf die Bewegungen des sinnlichen Begehrungsvermögens eingeschränkt, entweder deswegen, weil sie der Vernunft Gewalt anthun, oder weil der Körper dabey zugleich gewisse Veränderungen leidet, deren man bewußt wird. Betrachtet man aber diejenige Thätigkeit, worein sich die Seele versetzt, so wird man finden, daß nicht allein die Bewegung des Willens, sondern auch die des natürlichen Begehrungsvermögens derjenigen durchaus ähnlich ist, welche das sinnliche Begehrungsvermögen erleidet. Der Wille liebt und haßt gleich ihm, er empfindet Schmerz und Freude. Auch in dem natürlichen Begehrungsvermögen giebt es Bewegungen, welche diesen entsprechen, weil die Natur das Zuträgliche sucht, das Schädliche fliehet, und je nachdem das eine oder das andere ihr vorkommt, froh oder unruhig, aufgereizt oder muthlos wird. Was die Widersetzlichkeit der sinnlichen Leidenschaften gegen die Vernunft und die Veränderungen in dem Körper betrift, so sind das zwar Folgen von ihnen, aber sie gehören nicht zu ihren Wesen, sie sind allen Bewegungen jedes begehrenden Vermögens ge-

mein, und begleiten nicht einmal allezeit die Bewegungen des sinnlichen Begehrungsvermögens.

Das Begehrungsvermögen als die Quelle aller Bewegung muß unstreitig eher in Bewegung kommen, als irgend ein Theil des Körpers. Daher folgt die Erschütterung der Lebensgeister, die man in allen Leidenschaften beobachtet, und die Ursache von allen körperlichen Veränderungen ist, erst auf die Bewegung der Seele. Außerdem sind die Bewegungen des Willens oft eben so sehr der Vernunft entgegen als die des sinnlichen Begehrungsvermögens; und der Wille verändert in den geistigen Leidenschaften, z. B. in dem Ehrgeitz, in dem Neide, den Körper eben so sehr als das letztere. Man kann sogar behaupten, daß der Körper bey den Bewegungen des natürlichen Begehrungsvermögens zuweilen größere Veränderungen leidet, als bey denen des sinnlichen Begehrungsvermögens, wie das aus dem Fieber, welches gleichsam der Zorn des natürlichen Begehrungsvermögens ist, erhellet. Endlich sind auch diese Heftigkeit und die Veränderung nicht immer im Gefolge der Bewegungen des sinnlichen

Begehrungsvermögens. Einige sind der Vernunft angemessen, andere bleiben in der Seele ohne auf die körperlichen Kräfte zu wirken; sie entstehen und verschwinden so schnell, daß sie keine Zeit haben sich bis auf den Körper auszubreiten. Endlich sind ja nach der Lehre der Theologen, auch die Engel, der Liebe, des Hasses, der Freude und der Traurigkeit empfänglich.

Es ist also kein Grund vorhanden, warum man den Bewegungen des Willens und des natürlichen Begehrungsvermögens den Namen der Leidenschaften streitig machen will, man kann vielmehr behaupten, daß alle Bewegungen eines jeden Begehrungsvermögens Leidenschaften sind, weil die Seele bey allen einerley Bewegung erleidet, und einerley Zweck sich vorsetzt. Denn alle ihre Bewegungen zwecken dahin ab, das Gute zu genießen, und das Böse zu entfernen.

Diese Bewegungen erhalten verschiedene Benennungen nach dem Grad ihrer Stärke. Denn so wie man heftige Winde Orcane oder Sturmwinde nennt, so giebt man heftigen Leidenschaften den

Namen Gemüthsbeunruhigungen, Stürme der Seele. (Perturbations). Die Leidenschaften kann man auch mit Recht die Winde der Seele nennen, denn so wie eine beständig ruhige, nicht bewegte Luft ungesund ist, und so wie gemäßigte Winde die Atmosphäre reinigen, heftigere Winde aber Sturm erregen: so wird auch eine Seele, die von keiner Leidenschaft gerührt wird, schwerfällig und ungesund werden, eine mäßige Bewegung muß sie reinigen, und für die Tugend empfänglich machen. Werden aber die Leidenschaften zu heftig, so erregen sie Stürme, welche die Vernunft stöhren, die Säfte in Unordnung und Verderbnis bringen, und die ganze Verfassung des Körpers verändern.

Von der Zahl der Leidenschaften.

Da die Kunst der Menschenkenntnis sich anheischig macht, die Bewegungen der Seele zu entdecken, so müssen wir untersuchen, auf wie vielerley Weise sie sich bewegen läßt, und wie vielerley Leidenschaften es giebt, von denen sie bewegt werden kann. Zu dem Ende müssen wir voraussetzen,

setzen, daß jedes Begehrungsvermögen zwey Theile hat, nemlich Begehrungsfähigkeit *) und Thatkraft **). Durch jene strebt es nach dem Guten, und vermeidet das Böse: durch diese setzt es den Schwierigkeiten, welche sich entgegenstellen, Widerstande ntgegen, oder giebt ihnen nach. Das ganze Universum ist von lauter entgegengesetzten und widerstreitenden Dingen erfüllt, kein Wesen kann sich darinn aufhalten, ohne Feinde zu finden, die es bekämpfen und zu zerstöhren suchen. Es lag daher mit in dem weisen Plane der Natur, jedem Wesen nicht allein solche Kräfte zu geben, deren es für seine gewöhnlichen und so zu sagen häuslichen, einheimischen Verrichtungen, sondern auch andre Kräfte, die es zu seiner Vertheidigung gegen äußere Angriffe und zur Abwehrung der immerwährenden Angriffe bedarf, denen es von Außen her blos gestellt ist. Daher besitzen alle Naturwesen die zweckmäßigsten Eigenschaften nicht nur zur Erhaltung ihres Wesens, sondern auch zur Zerstöhrung ihres Feindes. Daher haben die Thiere, an denen diese

*) Concupiscible.

**) Irascible.

se Kräfte besser ins Auge fallen, zwey verschiedene Begehrungsfähigkeiten, nemlich die Begehrungsfähigkeit im engern Sinne, um das Zuträgliche zu suchen, das Schädliche zu fliehen, und die Thatkraft, um dem Bösen zu widerstehen, es anzugreifen, und wo es nöthig ist, zu zerstöhren. Diese Thatkraft ist, endlich auch dasjenige Vermögen der Seele, welches die körperlichen Kräfte regieret und leitet, je nachdem das Uebel mehr oder weniger mächtig erscheinet. Diese beyden Theile des Begehrungsvermögens können sich zusammen oder einzeln bewegen. Bey dem Schmerz wirkt nur die Begehrlichkeit und bey dem Muth nur die Thatkraft; in dem Zorne sind aber beyde zu gleicher Zeit geschäftig; denn der Zorn besteht aus Schmerz und Muth. Wenn sie sich einzeln bewegen, so erzeugen sie einfache, wenn sie aber zugleich thätig sind, vermischte Leidenschaften.

Natur und Eintheilung der einfachen Leidenschaften.

Die Schule nimmt eilf einfache Leidenschaften an, sechse in der Begehrlichkeit nemlich, Liebe, Haß,

Ver-

Verlangen, Abscheu, Vergnügen und Schmerz; und fünf in der Thatkraft, nemlich Hoffnung, Verzweiflung, Muth, Furcht und Zorn.

Hier ist aber erstens die Standhaftigkeit vergessen worden, die eine wahre Leidenschaft ist, und den Grundstoff theils für die Tugendder Standhaftigkeit, der Geduld und Beharrlichkeit, theils auch für die Halsstarrigkeit und Herzenshärtigkeit enthält. Ferner wird der Zorn und die Hoffnung unter die einfachen Leidenschaften gerechnet, da sie doch ohne Zweifel zu den gemischten gehören; denn der Zorn bestehet aus Schmerz und Muth, die Hoffnung aber aus Verlangen und Standhaftigkeit, die Abneigung wird als eine besondere Leidenschaft betrachtet, da doch Haß und Abneigung eines und dasselbe ist. Eigentlich sollte nicht einmal das Verlangen hieher gezählt werden, da es eine Art von Liebe ist, und keine von derselben verschiedene Bewegung hat.

Es giebt acht einfache Leidenschaften.

Nehmen wir nun diese vier Leidenschaften weg und setzen dafür die Standhaftigkeit in ihre

Stel-

Stelle, so bleiben nur acht einfache Leidenschaften übrig; viere in der Begehrungsfähigkeit des Begehrungsvermögens (appetit concupiscible) nemlich Liebe, Haß, Vergnügen, Schmerz; und viere in der Thatkraft, nemlich Kühnheit, Furcht, Standhaftigkeit oder Festigkeit des Muths, und Bestürzung oder das Hinsinken des Muthes, worunter die Verzweiflung mit begriffen ist.

Warum es gerade acht einfache Leidenschaften giebt.

Diese Eintheilung ist natürlich, da sie sich auf die verschiedenen möglichen Arten der Bewegungen gründet, die das Gemüth erfahren kann. Denn da die Leidenschaften Bewegungen der Seele sind, so müssen sie hauptsächlich durch die Verschiedenheit dieser Bewegungen unterschieden werden. Jene Eintheilung läßt sich auch leicht begreifen, wenn man die Bewegung der Lebensgeister in den Leidenschaften betrachtet. Denn da die Seele die selbsterfahrnen Bewegungen den Lebensgeistern mittheilt, so entsprechen die Bewegungen der Lebensgeister denen der Seele, und daraus wird es ein-

einleuchtend, daß es eben so vielerley Bewegungen der Seele, als der Lebensgeister geben muß.

Die Lebensgeister sind vier Arten der Bewegung empfänglich, und dieses sind die einfachsten und ursprünglichsten, welche allen natürlichen Körpern gemein sind, nemlich, das Aufsteigen, das Herabsteigen, das Verdünnen und das Verdicken. Denn wenn sie von dem Herzen aus nach den äussern Theilen zu ströhmen, so bewegen sie sich vom Mittelpunkte nach der Peripherie, sie steigen aufwärts, kehren sie aber in das Herz zurück, so bewegen sie sich von der Peripherie nach dem Mittelpunkte, sie steigen herab (fallen); sie verdünnen sich endlich bey dem Ausbreiten und verdicken sich bey ihrem Zusammendrängen.

Das Begehrungsvermögen erleidet verhältnismäßig eben dieselben Veränderungen. Es wechselt zwar nicht den Raum wie die Lebensgeister, und die Bewegungen desselben sind innerlich und immanent; gleichwohl setzt es seine Theile, die sich in dem Umfang der Seele befinden, in Bewegung; bald treibt es dieselben nach Außen, bald zieht es sie in das Innere

nere zurück, bald dehnt es dieselben aus, bald drängt es sie wieder zusammen.

Wenn nun diese vier Bewegungen in dem begehrlichen Theile des Begehrungsvermögens vor sich gehen, so werden die vier erstern Leidenschaften dieses Vermögens gebildet, nemlich Liebe, Haß, Vergnügen, Schmerz; in der Liebe geht die Seele gleichsam aus sich heraus, im Hasse drängt sie sich in sich selbst zurück, sie erweitert sich in dem Vergnügen, sie verengt sich in dem Schmerz.

Geschehen aber eben diese Veränderungen in der Thatkraft, das ist in demjenigen Theil des Begehrungsvermögens, der die Wegräumung der Schwierigkeiten in Ansehung des Guten und Bösen zum Gegenstande hat, so äußeren sich die vier ersten Leidenschaften dieses Vermögens, nehmlich Muth, Furcht, Standhaftigkeit, Bestürzung. Bey dem Muth gehet die Seele, wie bey der Liebe aus sich selbst heraus; bey der Furcht ziehet sie sich zurück wie bey dem Haß; bey der Standhaftigkeit ziehet sie sich zusammen und verstärkt sich, wie bey dem Schmerz; bey der Bestürzung dehnt sie sich aus und spannt sich los wie in der Freude.

Die

Die Bewegungen beyder Arten des Begehrens sind also einander ähnlich, und nur durch das Vermögen, welches sie erzeuget, und durch den Zweck der Seele verschieden. In der Liebe und in dem Muth gehet die Seele aus sich selbst heraus, dort um sich mit dem Guten zu vereinigen, hier aber um das Uebel anzugreifen, und so in den übrigen, wie wir in der besondern Abhandlung über jede Leidenschaft zeigen werden. Auch die folgenden Erklärungen von den Leidenschaften werden dieses noch bemerklicher machen.

Erklärung der einfachen Leidenschaften.

Es giebt also vier Leidenschaften der Begehrlichkeit. Die Liebe ist eine Bewegung des Begehrungsvermögens, durch welche die Seele dem Guten zustrebt, und sich mit demselben vereiniget.

Der Haß ist eine Bewegung des Begehrungsvermögens, durch welche sich die Seele von dem Bösen trennt und entfernt.

Das Vergnügen ist eine Bewegung des Begehrungsvermögens, durch welche die Seele

sich erweitert, und über das Gute ausbreitet, um es desto vollkommener zu besitzen.

Der Schmerz ist eine Bewegung des Begehrungsvermögens, durch welche sich die Seele zusammenzieht, um das Uebel, das sie drückt, zu vermeiden.

Die vier übrigen, welche zur Thatkraft des Begehrens gehören, sind:

Die Standhaftigkeit ist eine Bewegung des Begehrungsvermögens, vermöge deren die Seele sich stärkt und befestigt, um den Uebeln zu widerstehen, von denen sie angegriffen wird.

Die Bestürzung ist eine Bewegung des Begehrungsvermögens, durch welche die Seele sich abspannt, und der Gewalt des Uebels überläßt.

Der Muth ist eine Bewegung des Begehrungsvermögens, durch welche die Seele sich dem Uebel entgegenstürtzet, um es zu bekämpfen.

Die Furcht ist eine Bewegung des Begehrungsvermögens, durch welche sich die Seele zu-

zurückziehet, um in größter Eile dem Uebel zu entfliehen, das sie bedrohet.

Erklärung der gemischten Leidenschaften.

Die gemischten Leidenschaften sind aus den einfachen zusammengesetzt, und entstehen, wenn beyde Begehrungskräfte sich zu gleicher Zeit bewegen.

Die vorzüglichsten sind: Hofnung, Hochmuth, Unverschämtheit, Racheiferung, Zorn, Reue, Schaam, Eifersucht, Mitleiden, Neid, Angst.

Die Hofnung bestehet aus dem Verlangen nach dem Guten und der Standhaftigkeit des Entschlusses, den in den Weg tretenden Hindernissen und Schwierigkeiten zu widerstehen.

Der Hochmuth entsteht aus der Eigenliebe und dem Muthe andere übertreffen zu wollen.

Die Unverschämtheit ist das Resultat von dem Vergnügen und dem Muthe, unanständige Handlungen zu verrichten.

Die Nacheiferung ist ein Gemisch von Schmerz, welchen man darüber empfindet, daß man die Vollkommenheiten, die man sich an einem andern vorstellt, nicht selbst besitzt, und von der Hoffnung, daß man sie noch erlangen könne.

Der Zorn ist aus dem Schmerz über empfangene Beleidigungen und dem Muthe, sie zurückzutreiben, zusammengesetzt.

Die Reue entsteht aus dem Schmerz über selbst gewirktes Böse, und der Verabscheuung desselben, welche, wie wir an seinem Orte zeigen werden, eine Art von Muth ist.

Die Schaam entspringt aus dem Schmerz und aus der Furcht vor Schande.

Die Eifersucht ist ein Gemisch von Liebe, Haß, Furcht und Verzweifelung.

Das Mitleiden bestehet aus dem Schmerz über die Leiden eines Andern und aus der Besorgniß, wir möchten selbst in ähnliche Umstände gerathen.

Der Neid ist ein Gemisch von Schmerz und einem Grade von Verzweifelung an dem Besitz des Guten, welches wir andern zu Theil werden sehen.

Die Angst ist aus Schmerz, Furcht und Muth zusammengesetzt.

Natürliche Ordnung der Leidenschaften.

Die Rangordnung, welche diese Leidenschaften von Natur untereinander beobachten müssen, bringt es mit sich, daß die einfachen den zusammengesetzten vorgehen, weil diese aus jenen zusammengesetzt sind, und die Leidenschaften der Begehrlichkeit denen der Thatkraft, weil das Begehrungsvermögen insoferne es Begehrlichkeit besitzt, schlechthin das Gute und Böse, insoferne es aber Thatkraft besitzt, das Gute und Böse in Verbindung mit Schwierigkeiten, welches nur hinzukommende Umstände sind, betrachtet.

Vergleicht man aber die besondern Arten, so gehen Liebe und Haß allen übrigen vor. Denn die Liebe gehet vor allen denjenigen voraus, wel-

che das Gute zum Gegenstand haben, und begleitet sie, so wie der Haß alle diejenigen, die das Böse zum Gegenstand haben. Wer das Böse empfindet, ihm widerstehet, es bestreitet oder fliehet, der haßt es auch ohne Zweifel. Liebe und Haß sind auch die ersten Bewegungen, welche das Begehrungsvermögen in Ansehung des Guten und Bösen äußert.

Was Liebe und Haß in Ansehung aller Leidenschaften überhaupt sind, das sind Standhaftigkeit und Muthlosigkeit in Ansehung aller Leidenschaften der Thatkraft, sowohl der einfachen als der zusammengesetzten, denn die Seele muß in dem Muth, der Hoffnung, dem Hochmuth, der Unverschämtheit, der Nacheiferung, dem Zorn und der Reue eine gewisse Festigkeit zeigen, in der Furcht, der Schaam, der Eifersucht, dem Mitleiden, und dem Neide muß sie eine gewisse Nachgiebigkeit beweisen.

Liebe ist eher als Haß, weil das Gute von Natur vor dem Bösen vorausgehet, so wie das Wesen vor dem bloßen Mangel desselben. Vergnü-

gnügen ist eher als Schmerz, weil jenes aus der Gegenwart des Guten, dieser aber aus der Gegenwart des Bösen entspringt. Dieses gilt auch verhältnißmäßig von der Standhaftigkeit und dem Muthe in Rücksicht auf Bestürzung und Furcht. Nach diesen Regeln müssen die gemischten Leidenschaften in der angegebenen Ordnung auf einander folgen. Die Hoffnung muß an ihrer Spitze stehen, weil sie aus Liebe und Standhaftigkeit, den ersten Leidenschaften beyder Begehrungsvermögen, zusammengesetzt sind. Hierauf folgt der Hochmuth, der aus Liebe und Muth entspringt, und so weiter.

Es giebt drey Klassen der Leidenschaften.

Alle diese Leidenschaften, sowohl die einfachen als die gemischten, machen drey Klassen aus: denn sie bilden sich entweder in dem Willen, oder in dem sinnlichen, oder in dem natürlichen Begehrungsvermögen, von denen jedes aus Begehrlichkeit und Thatkraft bestehet. Nur findet hierbey der Unterschied statt, daß sie deutlicher und ausgebildeter in dem Willen als in dem sinnlichen Be-

gehrungsvermögen, und in diesem als in dem natürlichen sind. Denn es giebt einige, vorzüglich von den gemischten, welche man kaum in dem sinnlichen Begehrungsvermögen wahrnehmen kann, und wenn sie auch darinn entstehen, so sind es, so zu sagen, nur grobe Umrisse und Schattenbilder von denen, welche sich in dem Willen entwickeln. Zorn, Hoffnung, Hochmuth, Eifersucht, Nacheiferung und Neid findet man zwar bey den Thieren ganz augenscheinlich; alle die übrigen aber gleichsam nur im flüchtigen Umriße. Schaam, Unverschämtheit, Mitleiden, Reue, wird man wohl kaum bey ihnen beobachten, wenn sich gleich einige Züge und Spuren davon entdecken lassen. Sogar die einfachen Leidenschaften sind in dem natürlichen Begehrungsvermögen so undeutlich, daß ihnen noch niemand die Benennung der Leidenschaften gegeben hat, da sie doch wie wir gezeigt haben, wirkliche Leidenschaften sind, und so genannt werden müssen. Gleichwohl verdient hier bemerkt zu werden, daß die Leidenschaften der Thatkraft *) deutlicher sind

*) qui appartiennent à l'irascible.

sind als die übrigen. Denn es ist ausgemacht, daß die Natur den Uebeln widerstehet, und sie bestreitet, zuweilen aber den Muth dazu verlieret, und den Kampf aufgiebt. Kein Ausdruck kömmt in der Arzneywissenschaft öfterer vor, als der, die Natur ist gereizt. Anderswo haben wir schon gezeigt, daß das Fieber der Zorn des natürlichen Begehrungsvermögens ist. Kühnheit, Zorn, Festigkeit und Muthlosigkeit werden also auch in diesem niedern Vermögen der Seele erzeugt. Die Leidenschaften der Begehrlichkeit sind aber nicht so offenbar: Liebe, Haß, Vergnügen, Schmerz lassen sich nicht so merklich wahrnehmen als die übrigen. Und doch müssen sie nothwendig auch in diesem Vermögen erzeugt werden. Denn das Böse kann man nicht angreifen oder fliehen, ohne es zu hassen; Haß ist nemlich die erste Bewegung, welche das Böse in dem Begehrungsvermögen hervorbringt; der Zorn kann aber nicht ohne Schmerz seyn, welcher einen Bestandtheil desselben ausmacht.

Folglich ist das natürliche Begehrungsvermögen des Hasses und des Schmerzes, mithin

auch der Liebe und des Vergnügens empfänglich, da dieses entgegengesetzte Bestimmungen sind, welche einem und demselben Subjekte zukommen. Ferner, wenn die Natur das, was ihr schädlich ist, erkennt und es fliehet, so muß sie auch das ihr Zuträgliche erkennen und aufsuchen; dieses wäre aber nicht möglich, wenn sie nicht selbst der Liebe als der ersten Bewegung, die das Begehrungsvermögen in Rücksicht auf das Gute erzeuget, fähig wäre, so wie endlich die Gegenwart des Bösen ihm Schmerz verursacht, so muß auch die Gegenwart des Guten ihm nothwendig Vergnügen einflößen.

Diese Leidenschaften sind aber, wie gesagt, so schwach und verborgen, daß die Sinne sie kaum wahrnehmen können; und sie nur allein durch Vernunftschlüsse entdeckt werden.

Die Ursache dieser Verschiedenheit liegt zum Theil darinn, daß ein Begehrungsvermögen beweglicher ist als das andere. Der von der Materie entbundene Wille bewegt sich leichter als das sinnliche Begehrungsvermögen, und dieses wieder

leich-

leichter als das natürliche Begehrungsvermögen, da jenes einen viel feineren und daher beweglichern Stoff zum Gegenstande hat. Die Ursache liegt aber zum Theil auch darinn, daß eine mehr oder weniger vollkommene Erkenntniß dieses begehrenden Vermögen erleuchtet. Der Verstand erkennet mehrere Dinge und diese weit vollkommener, und theilt daher auch dem Willen eine größere Mannichfaltigkeit von Bewegungen mit, als die Einbildungskraft; diese besitzt hingegen wieder eine größere und vollkommenere Erkenntniß, als das natürliche Vermögen, und bildet mehr Leidenschaften in dem sinnlichen Begehrungsvermögen, als man deren in dem natürlichen antrift.

Wie die Leidenschaften des einen Begehrungsvermögens sich dem andern mittheilen.

Eine Sache von großer Wichtigkeit ist noch zu betrachten übrig, daß nehmlich die Leidenschaften, die sich in diesen drey Begehrungsvermögen bilden, einander mittheilen, so daß die Leidenschaften des Willens in das sinnliche und natürliche

Be-

Begehrungsvermögen, und umgekehrt die Leidenschaften dieser Vermögen in den Willen übergehen. Es ist Thatsache, daß der Wille sich öfters zu dem Vergnügen, zum Schmerz und zu der Liebe hinreißen läßt, durch welche das sinnliche Begehrungsvermögen afficiret ist, so wie auch die Liebe, die Freude und Traurigkeit des Geistes sich über den Körper verbreiten, und in diesen ähnliche Bewegungen hervorbringen.

Nun will man aber auch das wissen, wie diese Mittheilung geschiehet, und da liegt nun die Schwierigkeit. Es scheint nehmlich als könnten materielle Dinge nicht auf geistige wirken, folglich sinnliche Güter und Uebel den Geist nicht afficieren, oder angenehme oder unangenehme Gegenstände für ihn seyn. Der Verstand vermag zwar seiner seits die Bilder der Einbildungskraft zu erheben und in geistige umzuschaffen; allein es stehet doch nicht in der Gewalt der Einbildungskraft, die geistigen Ideen des Verstandes in körperliche Bilder umzuwandeln. Demnach dürften die geistigen Güter und Uebel weder die sinnnliche Seele rühren, noch in ihr Leidenschaften erzeugen können.

Zur

Zur Beantwortung dieser Einwürfe, und zur Lösung dieser Schwierigkeit könnte man die scholastische Formel anführen: Es giebt eine Art von Sympathie zwischen den Vermögen der Seele, und sie sind so enge mit einander verbunden, daß es sich nicht denken läßt, daß das eine nicht empfinde, was in dem andern vorgehet; oder, sie sind alle mit einander verknüpft in der Substanz der Seele, welche von allen der Mittelpunkt, das Princip und gleichsam das Hauptrad ist, worinn sie alle befaßt werden; die Seele läßt also eins nach dem andern wirken, den Handlungen gemäß, welche geschehen sollen. So kommt z. B. das Begehrungsvermögen nach der Vorstellung der Einbildungskraft in Bewegung, und die Glieder bewegen sich nach der Bewegung des Begehrungsvermögens, entweder, weil diese Vermögen eine Sympathie zu einander haben, oder weil die Seele sie in Bewegung setzt, und in dieser Ordnung wirken läßt. Dieses vorausgesetzt, würde man leicht erklären können, wie die Leidenschaften des einen Begehrungsvermögens in das andere übergehen. Denn da diese Vermögen entweder durch Sympathie oder durch die Bestimmung der Seele

nach einander wirken, so muß nicht allein der Wille, wenn er von dem Verstande aufgeklärt worden ist, sondern auch alsdann das sinnliche Begehrungsvermögen sich bewegen, so wie, wenn die Einbildungskraft in dem sinnlichen Begehrungsvermögen eine Bewegung erzeugt hat, auch der Wille wiederum wirksam werden muß.

Allein wir müssen offenherzig gestehen, daß diese Meinungen den Geist nicht vollkommen befriedigen. Das Wort Sympathie ist einer von denen Ausdrücken, welche die Schwierigkeiten nur umgehen, und unserer Unwissenheit schmeicheln. Sollten durch sie die vernünftige und sinnliche Seele einander ihre Leidenschaften mittheilen, so müßte nothwendig jede Wirkung des Willens in das sinnliche Begehrungsvermögen und umgekehrt übergehen; so müßte jede Art der Traurigkeit mit Schmerz und jeder Schmerz mit Traurigkeit begleitet seyn. Dieses stimmt aber nicht mit der Wahrheit überein. Nur ein hoher Grad von Traurigkeit äussert sich in dem Körper, und ein kleiner Schmerz rührt den Geist nicht, und setzt ihn in keine Traurigkeit. Diese Sympathie schließt ferner nicht die

natür-

natürliche Handlungsweise der Vermögen aus. Nun ist es eine von der Natur bestimmte Ordnung, daß das sinnliche Begehrungsvermögen durch die Einbildungskraft belehrt werde, und daß diese nur sinnliche Gegenstände vorstellt. Wie kann also die Einbildungskraft den Gegenstand einer geistigen Leidenschaft vorstellen? Wie können von der andern Seite der Verstand und der Wille, zwey geistige Vermögen sich durch körperliche Gegenstände bewegen lassen? Und wie kann z. B. der Schmerz Traurigkeit in dem Geiste erwecken, welche Sympathie auch immer zwischen beyden statt finden mag? Endlich setzt auch die Sympathie immer einige Erkenntniß voraus. Denn das Eisen muß die Gegenwart des Magnets empfinden, wenn es sich demselben entgegen bewegen soll. So müßte also auch jedes Begehrungsvermögen das Urtheil derjenigen Kraft, die es erleuchtet, erkennen: gleichwohl ist es ein blindes Vermögen, und für keine Erkenntniß empfänglich.

Nach der andern Vorstellungsart ist es die Substanz der Seele, welche diese Vermögen wirken läßt. Da dieses aber nicht anders geschehen

kann,

kann, als wenn sie Kenntniß von der Ordnung besitzt, welche die Vermögen bey ihren Wirkungen beobachten müssen; und vorzüglich, wenn sie die Art und Weise kennet, auf welche das Begehrungsvermögen sich in jeder Leidenschaft bewegen muß: so müßte die Seele Kenntnisse von unendlich vielen Dingen aus sich selbst nehmen, und vermöge ihrer Substanz, ohne Hülfe eines andern Vermögens sie erkennen. Dieß findet aber bey keinen erschaffenen Wesen statt, und ist nur ein Vorzug des göttlichen Wesens.

Wir müssen also ein anderes annehmlicheres Medium aufsuchen, durch welches Körper und Geist ihr empfundenes Gute und Böse einander mittheilen. Zu dem Ende muß man bemerken, daß der Geist, der edelste und vorzüglichste Bestandtheil des Menschen, gleichsam der König dieser kleinen Monarchie ist, der auf jeden nicht ganz unwichtigen Vorfall derselben ein wachsames Auge hat, und für den Körper vorzüglich Sorge trägt, weil er das Werkzeug seiner meisten Handlungen ist, und mit ihm ein Ganzes ausmacht, für dessen Bestand und Erhaltung er sich eben so sehr als für

sei-

seine eigne Fortdauer interessirt. Nun darf man sich nicht wundern, wenn der menschliche Geist sich von dem Guten und Bösen, welches den Körper trift, rühren läßt, und eben dieselben Leidenschaften erzeuget, welche jenes in dem sinnlichen Begehrungsvermögen erwecket; dieses kann er sehr leicht bewerkstelligen. Er wird die Phantomen gewahr, welche die Einbildungskraft von dem Guten und Bösen gebildet hat; nach diesen bildet er nun seine Ideen und Urtheile, welche er nachher dem Willen vorhält.

Dieß ist die Art und Weise, wie sich die Leidenschaften des Körpers dem Geiste gewöhnlich mittheilen; anders geht es aber zu, wenn die Leidenschaften des Geistes dem Körper sich mittheilen. Der Verstand theilet sie (aus den bereits angeführten Gründen) der sinnlichen Seele nicht vermittelst der Erkenntniß mit, sondern der Wille flößt sie unmittelbar durch die Bewegung dem sinnlichen Begehrungsvermögen ein. Es läßt sich nehmlich gar wohl denken, daß der Wille das Begehrungsvermögen bewege, da Bewegung etwas ist, was den kör-

perlichen und geistigen Dingen gemeinschaftlich zukommt; es ist aber nicht ohne viele Widersprüche denkbar, daß die Gedanken des Verstandes sich der Einbildungskraft mittheilen sollen, da geistige Dinge niemals körperlich werden können. Um diesen Satz mehr in das Licht zu setzen, müssen wir bemerken, daß der Wille eine unmittelbare Herrschaft über alle Theile der Seele und über alle körperliche Werkzeuge der willkührlichen Bewegung ausübt. Ohne Dazwischenkunft des sinnlichen Begehrungsvermögens kann er die Glieder in Bewegung setzen; indem es gar nicht wahrscheinlich ist, daß, wenn der Verstand einen Entschluß gefaßt hat, z. B. die Hand auszustrecken, diese Bewegung auf Anordnung der sinnlichen Seele, die weder von dem Gegenstande noch von dem Bewegungsgrunde zu dieser Handlung die geringste Kenntniß hat, geschehen müsse. Hat nun der Wille diese Gewalt über die Glieder, so wird sie ihm mit noch mehrerem Rechte über das Begehrungsvermögen zukommen; denn dieses liegt ihm näher, es ist noch beweglicher als die Glieder, und muß ihm daher mehr unterworfen seyn. Der Wille kann es also bewegen, und ihm dieselben Bewegun-

gungen mittheilen, die er in sich selbst hervorgebracht hat.

Alle sowohl körperliche als geistige Dinge bringen, wenn sie in Bewegung gerathen sind, in den mit ihnen verbundenen Gegenständen, eine Bewegungsfähigkeit hervor, d. h. einen gewissen Eindruck, wodurch sie diesen Objekten ihre eigene Bewegung mittheilen. Hierdurch setzen gestoßene und geschleuderte Körper ihre durch die Hand mitgetheilte Bewegung selbst alsdenn fort, wenn sie nicht mehr mit ihr in Verbindung stehen. Durch sie stoßen die Engel die Körper fort, und verjagen die bösen Geister, weil sie keine andere Kraft und kein anderes Mittel, wirklich und physisch auf die Dinge zu wirken, als die Mittheilung der Bewegung haben.

Ist dieß, so muß der Wille, wenn er sich bewegt, seine Bewegung dem sinnlichen Begehrungsvermögen mittheilen, und dasselbe in Bewegung setzen, ohne daß es einer vorgängigen Erkenntniß der Einbildungskraft bedürfte. Zwar vermag es sich nicht eher zu bewegen, als bis es

von jenem Vermögen aufgeklärt worden ist; dieses findet aber nur dann statt, wenn es sich von selbst beweget, ohne durch eine fremde Ursache, wie hier der Fall ist, dazu genöthiget zu werden.

So wie nun der Wille diesem Begehrungsvermögen seine Bewegung einflößet, so theilet auch dieses jenem seine Bewegung mit. Denn alles was sich beweget, theilt seine Bewegung den in der Nähe befindlichen Dingen mit, wenn diese nicht etwa durch ihre Schwere oder durch eine entgegengesetzte Bewegung widerstehen. Der Wille und das Begehrungsvermögen widerstehen einander öfters durch die widerstreitenden Bewegungen, worinn sie sich versetzen. Weder die Glieder noch die übrigen Körper beweisen sich jedes mahl gegen ihren Antrieb folgsam, weil ihre Schwerkraft zuweilen stärker ist, als die Bewegung, welche der Wille und die Begehrungskraft ihnen mittheilen.

Der einzige Einwurf, den man hierwider etwa machen könnte, wäre der: diese Bewegungen des Willens und der Begehrungskraft würden in diesem Falle keine Lebenshandlungen (actions vita-

vitales) seyn, die sich nicht erzwingen noch von Aussen hervorbringen lassen, sondern aus dem Innern der Kraft, welche sie ausübt, von selbst hervorgehen. Hierauf läßt sich aber antworten; wenn der Wille und die Begehrungskraft einmahl die fremde Bewegung empfangen haben, so wirken sie nun von selbst, und bringen ihre eigenthümlichen, innern Lebenshandlungen hervor. So bewegt sich ein Mensch, der gestoßen worden, hernach von selbst; oder wenn einer gezwungen wird, etwas wider seinen Willen zu thun, so ist zwar ursprünglich sein Wille gewaltsam erschüttert, endlich aber giebt er selbst seine Einwilligung zu der Handlung, und setzt sich zur Hervorbringung derselben in eigne Thätigkeit. Auf eine ähnliche Weise verhält es sich mit diesen äußern Bewegungen, die der Wille und die Begehrungskraft einander wechselsweise mittheilen. Sie sind an und für sich keine wirklichen Leidenschaften, insoferne nehmlich diese Vermögen sich nicht selbst bewegen: So wie es aber Springfedern giebt, welche bey der leisesten Anregung sogleich in Bewegung kommen, so sind auch diese Vermögen so beweglich, daß sie, so bald sie einen Eindruck von dem andern erhalten

haben, von selbst handeln, und wirkliche Leidenschaften hervorbringen. Indeß läßt sich wohl auch das nicht leugnen, daß sie oft erschüttert werden, ohne sich selbst zu bewegen; und wenn der Wille, indem er von einer Leidenschaft des sinnlichen Begehrungsvermögens sich nicht hinreißen lassen will, dennoch eine sanfte Gewalt empfindet, die ihn zu ihr hinziehet, so kann man wohl sagen, daß er Eindrücke von der Bewegung erleide, welche ihm das Begehrungsvermögen mittheilet, ohne doch selbst zu wirken, und sich in Bewegung zu setzen.

Der Unterschied, welcher diese Art von Leidenschaften auszeichnet, bestehet darinn. Der Verstand erkennet sogleich den Gegenstand, welcher das sinnliche Begehrungsvermögen gerührt hat. Wenn hingegen die Einbildungskraft, die den Gegenstand des Willens nicht erkennen kann, die durch den Gegenstand in dem Begehrungsvermögen erzeugte Bewegung wahrnimmt, so stellt sie sich nur einen dieser Bewegung angemessenen Gegenstand und Bewegungsgrund vor, und macht auf diese Weise die Leidenschaft vollständig. Eben das thut sie auch in den Träumen, in der Liebe

der

der Zuneigung, und in den Leidenschaften, welche die Musik einflößet, wie anderswo gezeigt worden. So bald nehmlich die Seele in dem Bewegungsvermögen oder in den Lebensgeistern eine Bewegung bemerkt, die einer gewissen Leidenschaft eigenthümlich ist, so stellt sie sich, ob sie gleich das Objekt dieser Bewegung nicht kennt, ein anderes derselben Leidenschaft angemessenes vor. So stellt sich ein Mensch, der nach dem Affekt des Zorns eingeschlafen ist, im Schlafe allerley Feinde und Kämpfe vor, weil die Leidenschaft, nach Wahrnehmung der in den Lebensgeistern noch fortdauernden Unruhe Gegenstände vorbildet, welche mit dieser Bewegung übereinstimmen.

Eben so verhält es sich mit der Musik und der Liebe der Zuneigung. Beyde flößen den Lebensgeistern Bewegungen ein, welche gewissen Leidenschaften ähnlich sind, diese Bewegungen bestimmen die Seele, welche sie erkennet, sich Objekte vorzustellen, welche mit diesen Leidenschaften ähnlich sind; und so entstehen die Leidenschaften selbst.

Kurz, wenn die Einbildungskraft die durch den Willen in dem Begehrungsvermögen hervorgebrachte Bewegung empfindet, so bildet sie sich einen Gegenstand von der Art, als sie bedarf, um gerade dieselbe Leidenschaft zu erzeugen. Dieß ist aber nur ein unbestimmtes verworrenes Bild, welches die Leidenschaft nicht scharf genug bestimmt. Daher kann man in diesem Zustande öfters nicht eigentlich sagen, warum man eben traurig oder lustig ist; man empfindet zwar irgend ein Gut oder ein Uebel, kann aber doch nich bestimmt angeben, von welcher Art dasselbe eigentlich sey.

Von dem Sitz und dem ersten Subjekte des Begehrungsvermögens.

Alles bisher gesagte zeigt deutlich genug, daß das Begehrungsvermögen das erste Subjekt aller Leidenschaften ist, insoferne diese in gewissen Bewegungen bestehen, und daß es auffer ihm weiter kein der Bewegung fähiges Vermögen der Seele gebe. Da aber die Seele die Form des Körpers ist, und da alle Vermögen ihre eigenthümliche Organen haben, die sie bewohnen, und worinn

sie sich wirksam beweisen: so müssen wir nun noch untersuchen, welcher Theil des Körpers der eigentliche Sitz des Begehrungsvermögens ist, worinn dasselbe seine ersten Bewegungen erzeuget. Diese Untersuchung gehört nothwendig in unsern Plan, weil wir all augenblicklich von dem Entstehungsorte der Leidenschaften werden reden müssen.

Zuerst müssen wir voraussetzen, daß die Vermögen der Seele von ihrer Substanz unzertrennlich sind, und daß sie allenthalben wo die Seele ist, auch angetroffen werden. Einige Vermögen aber, die zu ihrer Wirksamkeit gewisse Organe nöthig haben, wirken nur in diesen, ob sie gleich allenthalben sind, wo die Seele ist.

Die geistigen Vermögen bedürfen keiner Organe, da sie an die Materie nicht gebunden sind, folglich sind und wirken sie allenthalben, wo die Seele ist, z. B. der Verstand und der Wille. Die Thätigkeit des Verstandes scheint zwar mehr in dem Kopfe, und die des Willens mehr in dem Herzen als irgend wo anders zu seyn, diese Theile sind aber deshalb nicht ihre Organe, sondern nur

ihre untergeordneten Hülfsvermögen sind darinn befindlich, und man schreibt den obern Vermögen die Wirkungen der ihnen untergeordneten zu, so wie man das dem Regenten zuschreibt, was durch seine Ministers geschieht.

Anders verhält es sich mit den körperlichen Vermögen. Diese müssen an einen bestimmten Theil des Körpers gebunden seyn, welcher die Stelle ihres Subjekts und Werkzeuges bey Ausübung ihrer Handlungen vertritt. Daß das sinnliche und natürliche Begehrungsvermögen in diese Klasse gehören, ist wohl keinem Zweifel unterworfen; darüber ist man aber sehr uneins, wo für jedes dieser Vermögen sein eigentlicher Sitz zu bestimmen sey.

Ueber den Sitz des sinnlichen Begehrungsvermögens.

Was das sinnliche Begehrungsvermögen betrift, so lehrt die Erfahrung, daß das Herz in jeder Leidenschaft ohne Unterschied beunruhiget und bewegt wird, und daß sich alle, auch die geheim-

sten

sten nicht ausgenommen, durch das Schlagen der Arterien verrathen. Nach der gemeinen, und selbst nach der biblischen Sprache ist das Herz nicht nur die Quelle von allen Leidenschaften, die den Körper verändern, sondern auch von allen Affektionen und Bewegungen der Seele. Es ist folglich der Sitz, das Subjekt und das erste Organ des sinnlichen Begehrungsvermögens.

Bey Insekten und Schlangen bemerken wir aber auch, daß die vom Herzen getrennten Theile noch empfinden und sich bewegen, wenn man sie berührt. Selbst an vollkommenern Thieren hat man die Bemerkung gemacht, daß die Glieder sich noch einige Zeit nach der Absonderung dieses Theiles bewegten. Unsere neuesten Beobachtungen machen es wahrscheinlich, daß in dem Embryo Bewegung und Empfindung vorhanden ist, noch ehe das Herz und das Gehirn gebildet ist. Endlich sind auch Hunger und Durst sinnliche Begehrungen; und jedermann weiß, daß nicht das Herz, sondern der Magenmund das eigentliche Subjekt derselben ist. Es giebt überhaupt keinen empfindlichen Theil, der sich nicht in eben demselben Augen-

genblicke, da er verletzt wird, bewegte; und doch kann man das Herz nicht für die Ursache dieser Bewegung ausgeben. Nach diesen Thatsachen dürfte es in der That den Anschein haben, als befände sich das Begehrungsvermögen überall, wo Empfindung ist, weil es erst durch diese seine Weisung erhält, und sich ohne dieselbe nicht bewegen könne. Daher glaubten auch einige, das Gehirn, als das Princip der Empfindung und Organ der Einbildungskraft, müsse auch der Sitz des sinnlichen Begehrungsvermögens seyn.

Aus allen diesen Beobachtungen kann man schließen, daß es zwey Arten des sinnlichen Begehrungsvermögens gebe, ein allgemeines, welches sich auf die Erhaltung des ganzen Thieres bezieht, und z. B. die gewöhnlichen Leidenschaften der Liebe und des Hasses hervorbringt, und ein besonderes jedem Theile eigenthümliches. Das erste hat ohne Zweifel seinen Sitz in dem Herzen; als der Quelle des Lebens und dem Mittelpunkt, von wo alle Kräfte, die das Thier regieren, ausströmen. Das zwey-

te

te hat seinen Sitz in jedem einzelnen Theile, wie z. B. der Hunger und Durst in dem Magen u. sw.

Da aber doch diese beyden Begehrungskräfte von einerley Natur sind, indem sie beyde einerley Bewegung, einerley Objekte, einerley Zwecke haben, und nur wie einartige Theile eines Ganzen verschieden sind, so müssen sie auch ein gemeinschaftliches Subjekt von einerley Art haben. Hieraus folgt nothwendig, daß in dem Herzen ein gemeinschaftliches Organ, als das erste Subjekt des ihnen gemeinschaftlichen Vermögens, anzutreffen seyn müsse.

Um dieses Organ zu entdecken, müssen wir etwas von dem Obigen wiederholen, daß nehmlich alle Kräfte der Seele unzertrennlich von der Substanz der Seele sind, und dennoch nicht allenthalben, wo die Seele ist, sondern nur in gewissen Theilen ihre Wirksamkeit äußern. Dieß kann aber von keiner andern Ursache herrühren, als weil diese Theile eine besondere Einrichtung und Struktur zur Unterstützung der Wirksamkeit der Seelenkräfte haben, es sey nun, daß sie für die Eindrücke der

Objek-

Objekte empfänglicher sind, wie das Auge, welches durchsichtig seyn mußte, um dem Lichte und den sichtbaren Bildern einen Durchgang zu gewähren, und so auch die übrigen Sinne, oder daß sie mehr Fähigkeit besitzen, die Thätigkeit der Seele zu realisiren, wie z. B. die Muskeln, welche darum die Werkzeuge der willkührlichen Bewegung sind, weil sie aus Fleisch und Sehnen bestehen, die einer Zusammenziehung fähig sind, ohne welche dergleichen Bewegungen nicht möglich wären.

Derjenige Theil, worinn das Begehrungsvermögen seinen unmittelbaren Sitz hat, muß also zur Wirksamkeit desselben tauglich seyn, und weil diese in nichts andern, als in der Bewegung bestehet, so muß dieses Organ die zur Bewegfähigkeit erforderlichen Anlagen haben. Nun giebt es aber keine andere Anlage zur Bewegung als Leichtigkeit und Feinheit. Das Organ und erste Subjekt des Begehrungsvermögens muß daher aus einer feinen und leichten Materie bestehen, die sich an allen den Orten findet, wo die Bewegungen der Seele geschehen. Da nun alles dieses auf nichts anders als auf die Lebensgeister paßt, so folgt daraus,

daß

daß das Begehrungsvermögen in diesen als in dem ersten Subjekt seinen Sitz habe.

Es giebt aber überhaupt zwey Arten von Lebensgeistern, einige sind fix und an bestimmte Theile des Körpers gebunden, die ersten Bande der Seele und des Leibes; andere sind herumirrend und flüchtig, welche vom Herzen aus die Wärme überall verbreiten, und in jedes einzelne Glied hinbringen. Die fixen Lebensgeister müssen das erste Subjekt des Begehrungsvermögens seyn, weil sie den beweglichsten Bestandtheil aller Glieder ausmachen, ein beharrliches und dauerhaftes Wesen haben, wie das Begehrungsvermögen, und unläugbar beseelt sind. Denn die Vermögen der Seele können in keinem unbeseelten Subjekte seyn. Die flüchtigen Lebensgeister hingegen, die nicht nur Seelen- und lebloß sind, wie man gewöhnlich glaubt, sondern auch eben so wenig ein dauerhaftes Wesen haben, als die Flamme, die nur durch beständiges Entstehen und Vergehen unterhalten wird, können ein fortdauerndes unveränderliches Vermögen der Seele, von welcher Art das Begehrungsvermögen ist, nicht als Subjekt in sich fassen.

Diesem zu Folge ist das Herz wohl der Sitz des Begehrungsvermögens, aber nur wegen der fixen Lebensgeister, welche zu den Bestandtheilen desselben gehören. Eben so ist es auch mit jedem Gliede, in Ansehung des besondern Begehrungsvermögens.

Ueber den Sitz des natürlichen Begehrungsvermögens.

Was wir von dem sinnlichen Begehrungsvermögen gesagt haben, das läßt sich auch auf das natürliche anwenden. Auch dieses letztere ist gedoppelt, ein allgemeines und ein besonderes. Jenes hat seinen Sitz in dem Herzen; es treibt die Lebensgeister und Säfte nach allen Theilen, bewegt sie im Fieber, und ist die Ursache von den Krisen und andern ähnlichen Veränderungen, welche sich auf den ganzen Körper beziehen. Dieses hat seinen Sitz in bestimmten einzelnen Theilen, es ziehet das ihm Zuträgliche an sich, treibt das Schädliche aus, verursacht die Zusammenziehung der Fibern, und Nervenzuckungen u. dgl.

So wie aber das sinnliche Begehrungsvermögen nur deswegen in dem Herzen und andern Theilen seinen Sitz hat, weil die fixen Lebensgeister Bestandtheile derselben sind; so gilt eben dieses auch von dem natürlichen Begehrungsvermögen. Diese Lebensgeister dienen auch diesem zum ersten Subjekt und Organ, aus eben den Gründen, warum sie es bey jenem sind. Denn weil diese Kraft der beweglichste Theil der vegetirenden Seele ist, so muß sie ein zur Wirklichmachung ihrer Bewegungen taugliches Subjekt haben, und dieses besteht, wie gesagt, in nichts anderm als in den Lebensgeistern.

Wahrscheinlich wird man uns folgenden Einwurf machen: „verschiedene Vermögen erfordern verschiedene Organe; beyde Begehrungsvermögen sind nicht allein der Art, sondern auch der Gattung nach verschieden, denn sie gehören zu zwey verschiedenen Rangordnungen der Seele, folglich können die Lebensgeister nicht das Subjekt für beyde zugleich seyn.“ Dieser Einwurf läßt sich aber leicht beantworten, da die Erfahrung jenen Sätzen widerspricht. Eben dieselben Lebensgeister sind

die Bedingungen des Gefühls und der Bewegung; eben dieselbe Substanz des Gehirns ist das Subjekt aller höhern Kräfte der sinnlichen Seele, und so einfach auch das Fleisch ist, so besitzt es doch die empfindende und vegetirende Kraft u. s. w.

Vornehmlich aber, die Bewegung des natürlichen und des sinnlichen Begehrungsvermögens ist, als Bewegung betrachtet, von einerley Art und Beschaffenheit; sie entstehet in beyden auf einerley Art. Die Verschiedenheit zwischen beyden ist nur zufällig und gehet die Bewegung nichts an. Sie beruhet nur auf der Ursache und Beschaffenheit des bewegenden Objekts, welches nicht zum Wesen der Bewegung gehört. In dem einen wird das sinnliche Vermögen, durch ein sinnliches Gut oder Uebel; in dem andern das natürliche Vermögen durch ein natürliches Gut oder Uebel bestimmt. Beyde bewegen sich aber auf eben dieselbe Weise, und erzeugen einerley Leidenschaften. Es läßt sich daher sehr gut denken, daß beyde Kräfte für einerley Handlung auch einerley Subjekt haben.

Wir

Wir haben hier nur noch dieß hinzuzusetzen: je größer die Quantität von fixen Lebensgeistern in einem Theile ist, desto stärker und wirksamer ist darinn auch das Begehrungsvermögen von beyden Arten. Das allgemeine und das besondere Begehrungsvermögen unterstützen sich einander oft wechselseitig, oft wirken sie aber auch isolirt. Doch auf diese Materie werden wir von Zeit zu Zeit zurückkommen, wenn wir von den Leidenschaften insbesondere handeln.

Um die allgemeine Betrachtung der Lebensgeister zu beendigen, müssen wir jetzt noch untersuchen, was nach der Bewegung der Seele und der fixen Lebensgeister in dem Körper vorgehet. Denn obgleich das Wesen jeder Leidenschaft eben in dieser Bewegung bestehet, so kann man doch behaupten, es sey nicht eher vollständig, als bis die Erschütterung des Herzens und eine Veränderung im ganzen Körper hinzukommt. Wenn sich also die Seele bewegt hat, so werden das Herz und die Lebensgeister ebenfalls in Bewegung gesetzt. Wenn nehmlich die Seele ihre eigene Entschließungen ausführen will, so muß sie in den Leidenschaf-

ten des Willens und des sinnlichen Begehrungsvermögens die Muskeln, und in den Leidenschaften des natürlichen Begehrungsvermögens die Fibern in Bewegung setzen. Denn die Muskeln sind die Werkzeuge der willkührlichen, die Fibern aber der durch das natürliche Begehrungsvermögen möglichen Bewegung. Die Entstehungsart aller dieser Bewegungen soll jetzt erkläret werden.

Viertes Capitel.

Von der Bewegung des Herzens und der Lebensgeister in den Leidenschaften.

Die Bewegung des Herzens geschiehet um der Lebensgeister willen, die Bewegung der Lebensgeister des ganzen Körpers wegen. Das Herz bewegt sich, um die Lebensgeister hervorzubringen und zu erhalten. Diese bewegen sich aber, um allen Theilen Lebenswärme und nothwendige Nahrung zuzuführen, und die Säfte von einem Ort zum andern zu versetzen, je nachdem es die Seele für nothwendig hält, wie dieß in den Leidenschaften, in den Krisen und andern Fällen geschiehet.

Um dieses gehörig zu begreifen, werden wir etwas weiter ausholen, und vorerst untersuchen müssen, was die Lebensgeister, von denen man soviel spricht, eigentlich sind, aus welcher Materie sie bestehen, und wie sie erzeugt werden. Die Philosophie und Arzneykunst haben sich darüber noch nicht befriedigend erkläret, und die Zweifel, welche sie noch übrig gelassen haben, geben einem jeden Gelehrten die Freyheit, seine Vermuthungen zur Aufklärung einer so verborgenen Sache vorzutragen.

Welches ist das Wesen der Lebensgeister.

Ohne eine scharfe Untersuchung über die Elemente, woraus unsere Körper zusammengesetzt sind, anzustellen, ist es doch eine gewisse durch die Erfahrung bestätigte Wahrheit, daß alle zusammengesetzte Körper aus dreyerley Bestandtheilen bestehen. Einige sind nehmlich fein, wirksam und flüchtig; andere grob, leidend und schwer; die dritten sind von feuchter Art, und dienen zum Verbindungsmittel zwischen den beyden ersten, einander gerade entgegengesetzten, Bestandtheilen; denn

denn sie haben etwas von der Feinheit der ersten, und von der gröbern Beschaffenheit der zweyten, und nach ihrer Absonderung wird die ganze Zusammensetzung zerstöhret, weil sie das Band sind, welches alle Bestandtheile mit einander verbindet. Die feinen Bestandtheile nennt man nun die Geister (Lebensgeister), weil sie so wenig Materie, und so viel Kraft besitzen, daß sie nicht in die Klasse der Körper zu gehören scheinen. So lange sie mit den übrigen vereiniget sind, vertreten sie als die wirksamsten Theile die Stelle der Hauptorgane für die Formen, und sind gleichsam das Band, durch welches sie in dem Körper zurückgehalten werden. Denn die Natur, welche immer die äußersten Grenzen durch etwas Mittleres, das mit beyden in Verhältniß stehet, zu vereinigen weiß, bedienet sich der feinere Theile, welche wenig Materie haben, um die ganz und gar unmateriellen Formen, mit den gröbern nur allzumateriellen Theilen zu verbinden.

Zwar lassen sie sich absondern, und können auch alsdann noch fortdauern, wie die Versuche mit den Destillationen ausweisen. So ziehet man

z. B. den Geist vom Wein, vom Schwefel u. s. w. ab. Und ob sie gleich alsdann die Brauchbarkeit verlieren, welche sie in Vereinigung mit den natürlichen Formen besaßen, so behalten sie doch ihre Substanz und ihre Feinheit.

Materie der Lebensgeister.

Die Pflanzen nähren sich von den Säften, die sie aus der Erde ziehen, welche, wie alles Zusammengesetzte, ihre feinen und geistigen Theile haben. Diese vergehen also nicht, sie gehen in die Thiere über, welche sich von Pflanzen nähren, und aus einem Thiere in ein anderes, welchem jenes zur Nahrung dient. Das Blut ist also unstreitig von diesen feinen Wesen angefüllt, welche die natürliche Wärme in den Blutadern noch mehr verdünnt und verfeinert, um daraus die Organe der Seele zu bilden; diese machen den Stoff aus, welchen die Natur zur Bildung und Unterhaltung der Lebensgeister gebraucht, weil alles was sein ist, nur aus einem Stoffe von ähnlicher Natur erzeugt werden kann.

Bil-

Bildung der Lebensgeister.

Um diese ganze geheimnißvolle Einrichtung begreiflich zu machen, stelle man sich die Sache etwa so vor. Das Blut in der Hohlader dringt in die rechte Herzkammer, wo es durch die Wärme und Bewegung dieses hitzigsten aller körperlichen Theile erwärmet wird. Hierauf gehet es ganz siedend und gleichsam in Dunst aufgelöst heraus und tritt in die Lunge, wo es die eingeathmete Luft antrift, die durch ihre kühle Beschaffenheit die von diesem Blute überall ausdünstenden Theile verdicket; diese Theile sind eben die geistigen, von denen es angefüllt ist, und die sich bey dem kleinsten Grade von Wärme absondern und ausdünsten. Die Natur thut also eben das, was man bey der Destillation des Weingeistes vornimmt, wo man den Recipienten mit kalten Wasser umgiebt um die in Dunst aufgelößten Geister des Weins zu sammlen und zu verkörpern, damit sie mit andern Theilen wieder fortfließen. Daher ist die Vene, welche das Blut ganz siedend in die Lunge bringt, so dicke als eine Arterie, damit sie die Zerstreuung, welche vor der Abkühlung möglich wäre, verhin-

dere; die Arterie hingegen, welche nach der Abkühlung dasselbe aufnimmt, so dünne als eine Vene, weil die Zerstreuung nun nicht mehr zu befürchten ist. Vielleicht ist auch hierin der Grund zu finden, warum diese Arterie nur zwey Klappen hat, da sonst alle in das Herz führende Gefäße deren drey haben. Denn diese Klappen haben offenbar keinen andern Zweck, als die Heftigkeit des ein- und ausströhmenden Blutes zu verhindern. Die venenartige Arterie brauchte aber dazu nicht soviel Vorbauungsmittel, da das Blut, welches sie führet, nachdem es abgekühlet und durch die in der Lunge befindliche Luft temperirt worden, ohnehin nicht sehr ungestümm mehr seyn kann. Auf alle Fälle entspringt daraus die unabänderliche Nothwendigkeit des Athemholens. Denn wenn diese in siedende Dünste aufgelößte Blutstheile nicht verdickt und verkörpert würden, so würden sie unaufhörlich verfliegen. Da sie aber den Stoff, und die feinsten und reinsten Bestandtheile der Lebensgeister ausmachen, so würde gar keine neue Zeugung vorgehen, wenn die Natur nicht das Mittel gefunden hätte, diese Dünste durch die frische Luft, welche unaufhörlich von der Lunge an-

gezo-

gezogen wird, zu verdicken. Daher kann das Athemholen keinen Augenblick ausgesetzt werden. Denn alle Theile des Körpers bedürfen eines beständigen Einflusses der Lebensgeister, und das Herz muß sie daher alle Augenblicke erneuern, welches aus dem angeführten Grunde, ohne das Athemholen nicht geschehen könnte.

Die gemeine Vorstellungsart behauptet zwar: die Luft sey ein Bestandtheil der Lebensgeister; die natürliche Wärme und selbst das Feuer können der Luft zu ihrer Temperatur nicht entbehren, weil ohne diese ihre Fortdauer nicht möglich sey. Das Athemholen sey darum so nothwendig, weil dadurch Luft zuu Herzen geführet, und der übermäßige Grad von Hitze in demselben gemäßiget werde. Die Anatomie lehret dagegen, daß kein Gefäß Luft in dieses Eingeweide führet, und die venenartige Arterie, von der man sich einbildete, sie sey dazu bestimmt, wird immer mit Blut angefüllt gefunden, und leitet wahrscheinlich alles Blut, welches in die Lunge kommt, zum Herzen. Auch die Fische haben ihre Lebensgeister, und doch ist in ihnen keine Luft, welche zu ihrer Erzeugung

die-

dienen könnte. Die Bewegung ihrer Kiemen entspricht der Bewegung der Lunge, und jene bringen eben dieselbe Wirkung mit dem Wasser, welches sie allaugenblicklich an sich ziehen, als diese mit der Luft, welche sie einathmen, hervor.

Ich will zwar nicht leugnen, daß die mit diesen feinen Theilen, die aus allen Körpern ausdünsten, angefüllte Luft, welche wir einathmen, den Lebensgeistern nicht einen gewissen Stoff gebe, der sich mit ihnen vermische, und in das Herz und die Arterien durch die Oefnungen der Gefäße eindringe. Daher empfinden die Thiere die Beschaffenheit der Luft, welche sie einathmen; und die Gerüche gewähren, nach Hippokrates, die schnellste Nahrung. Alles das ist aber doch nur etwas Zufälliges, und liegt außer dem Plan der Natur. Die Abkühlung durch die Luft geschiehet nicht zur Mäßigung der allzustarken Hitze, sondern aus dem angeführten Grunde, der sowohl vom Feuer als den Lebensgeistern gilt. Die Kälte der Luft verdickt die Ausdünstungen, welche sich entzünden sollen; sie drängt sie zusammen und verhindert ihre Zertheilung. Das Feuer brennt daher bey starker

Käl-

Kälte heller, weil der Brennstoff sehr zusammengehäuft ist. Auch das Sonnenlicht vermindert die Hitze des Feuers, weil es die Ausdünstung, wovon es genähret wird, verdünnt und zerstreuet. Die Luft mäßiget zwar auch die Hitze des Herzens, wenn sie sehr stark ist; dieß ist aber doch nicht der Hauptzweck der Natur, sondern ein kleiner Nebendienst, ein Vortheil, den sie nach der ihr eigenen Wirthschaftlichkeit aus dem Hauptzweck ziehet. Doch wir lassen dieß dahin gestellt seyn.

Ist nun das Blut aus der rechten Herzkammer in die Lunge gegangen, so ergießt es sich in die linke. Hier wird es, um mich so auszudrücken, wieder von neuem auf den Ofen gebracht, in Bewegung gesetzt und erschüttert; die feinsten Theile verfeinern sich in dem Grade, daß sie alle Bestimmungen erlangen, wodurch die Geister zu Lebensgeistern werden; jetzt bekommen sie ihre Form und Kraft, und treten an die Stelle und in die Verrichtung derjenigen ein, welche in die Glieder sind vertheilt worden.

Ursache von der Bewegung des Herzens.

Es läßt sich hieraus schließen, daß die Bewegung des Herzens zur Erzeugung der Lebensgeister dient; ob aber diese der Hauptzweck sey, um dessen willen die Natur dem Herzen die Bewegung gegeben habe, läßt sich so leicht nicht bestimmen. Alle Thiere haben diese Lebensgeister, aber nicht bey allen findet sich diese Bewegung. Man kann sie also nicht für durchaus nothwendig zur Erzeugung der Lebensgeister ansehen.

Die Natur hat in diesem Falle, dünkt mich, mehr auf die Erhaltung, als auf die Erzeugung der Lebensgeister Rücksicht genommen. Jedes Ding wird durch das, was ihm natürlich und angemessen ist, erhalten. Da nun die Bewegung den Lebensgeistern natürlich ist, indem sie von feurigem, und nach der Vorstellungsart des Aristoteles, von eben demselben Wesen sind, als das Element der Sterne, so müssen sie, wie diese Körper, in beständiger Bewegung seyn. Die Bewegung des Feuers kann man nicht aufhalten, ohne es auszulöschen, und alles was die Bewegung der

Lebens-

Lebensgeister verhindert, z. B. alle narcotische Mittel und Ueberfluß der Säfte, verdirbt und zerstöhret das Thier. Es gehörte also zur Weisheit der Natur, einen Mechanismus zu erfinden, wodurch die Lebensgeister unaufhörlich bewegt werden könnten, um sie durch etwas ihnen angemessenes und natürliches zu erhalten. Hierzu konnte aber kein zweckmäßigeres Mittel gefunden werden, als die Bewegung des Herzens und der Arterien, welche alle Augenblicke die mit dem Blute vermischten Lebensgeister aufregt und aufwecket. Denn da das Blut dicke und schwer ist, so wäre zu befürchten gewesen, sie möchten durch die Schwere desselben erstickt werden, wenn nicht das bewunderungswürdige Triebwerk, welches das Blut in den Arterien in aufhörlicher Bewegung erhält, diese Unordnung verhinderte. Daher begleiten immer Arterien die großen Venen, damit ihre Bewegung, die im Blute enthaltenen Lebensgeister erschüttere. Die kleinen Blutadern bedürfen dieser Verbindung nicht, weil sie nur eine kleine Quantität von Säften in sich fassen, welche die Bewegung der Lebensgeister nicht hemmen kann. Bey blutloßen Thieren, ist diese Bewegung weder so merklich noch

so

so nothwendig, weil die Säfte feiner sind, und fast nichts anders als Serum enthalten, welches den Lebensgeistern leichter nachgiebt.

Der Hauptzweck, warum die Natur dem Herzen die Bewegung mittheilte, war also die Erhaltung der Lebensgeister. Dieß hinderte sie aber nicht, sie auch noch zu andern Nebenzwecken zu gebrauchen. Denn in einer guten Wirthschaft sucht man immer so zu verfahren, daß alles, was zum Hauptzwecke dienet, auch noch nebenher andere Vortheile gewähre, deren man außerdem hätte entbehren können. So wendet nun auch die Natur die Bewegung des Herzens noch dazu an, um den Stoff der Lebensgeister zu verfeinern, die Unreinigkeiten aus demselben zu entfernen, die Hitze zu mäßigen, damit sie nicht übermäßig werde, die Lebensgeister in die äußersten Ende der Arterien zu treiben, damit sie die Wärme und Lebenskraft über alle Glieder verbreiten. Lauter nützliche Verrichtungen, die aber doch keinesweges unentbehrlich nothwendig waren, da sie in vielen Thieren auch ohne Bewegung des Herzens bewirkt werden.

Die Bewegung der Lebensgeister hat einen dreyfachen Zweck.

Wir gehen zu der Bewegung der Lebensgeister zurück. Sie hat, wie bereits gezeigt worden, zum Zweck, die Lebenswärme allen Theilen mitzutheilen, ihnen das Blut, wovon sie ernährt werden sollen, zuzuführen, und die Säfte von einem Orte zum andern zu versetzen, wie es in den Leidenschaften, in den Krisen und andern Fällen geschiehet.

Der Beweis von der ersten Behauptung ist nicht schwer zu führen. Denn Jedermann gestehet ein, und Sinne und Erfahrung belehren uns, daß alle Wärme und Stärke der Glieder von den Lebensgeistern entspringt, welche das Herz erzeuget, und daß die Glieder erkalten und ermatten, sobald dieser Einfluß aufhöret.

Die Lebensgeister führen das Blut in die Glieder.

Den Umlauf des Blutes hat aber noch kein Philosoph von den Lebensgeistern abgeleitet; alle

sehen vielmehr entweder den Druck des Blutes durch das Schlagen des Herzens, oder eine anziehende Kraft, welche es nach jedem Theile hinziehet, als die Ursache desselben an. Es muß also gezeigt werden, daß diese Meinungen nicht haltbar sind, und daß nur allein die Lebensgeister das Blut in die Blutadern treiben können. Das Blut muß nehmlich durchaus entweder fortgestoßen, oder angezogen, oder geleitet werden. Findet nun weder das erste noch das zweyte statt, so folgt, daß etwas das Blut leiten müsse; und dazu können nur allein die Lebensgeister gebraucht werden.

Die meisten Physiologen, welche den Umlauf des Blutes behaupten, nehmen keine Lebensgeister, zum wenigsten nicht als vom Blute verschiedene Körper an; sie glauben das Blut bewege sich in den Blutadern nur vermöge des Stoßes, welchen es durch das Schlagen des Herzens erhalte, und alle Bewegung, die es erleide, rühre von der Wirksamkeit dieses Theiles her. Den Umlauf des Blutes wollen wir nicht bestreiten, ob er gleich mit großen Schwierigkeiten verknüpft ist; denn seine Wirklichkeit läßt sich noch immer annehs

nehmen, wenn er gleich nicht auf die angenommene Art und Weise bewirket wird. Zu unserm Zweck reicht es schon hin, zu zeigen, daß das Schlagen des Herzens nicht die Ursache von der Bewegung des, vorzüglich in den Blutadern fließenden, Blutes ist. Alsdenn läßt es sich leicht darthun, daß nur allein die Lebensgeister das Blut an die Oerter, wohin es fließt, führen können; daß sie folglich von den Säften verschiedene Körper sind, welche durch die Bewegung der Seele, aber nicht des Herzens bestimmt werden, und daß sie sich auf eine von der Bewegung des Herzens ganz verschiedene Art und Weise bewegen können.

Wir setzen also, dieser Meinung zufolge voraus, daß das Herz durch seine Zusammenziehung das in seine Kammern aufgenommene Blut in die Arterien, und durch diese heftige Bewegung bis an ihre äußersten Enden forttreibt, damit es in die nahe gelegenen kleinen Venen und dann durch die Hohlader in das Herz zurückfließe, hierauf wieder in die Arterien und aus diesen abermahls in die Venen zurückgehe, und auf diese Art einen uns-

aufhörlichen Kreislauf aus einer Ader in die andere mache.

Der Herzschlag treibt das Blut nicht in alle Gefäße.

Es möchte sich allenfalls denken lassen, daß das Blut vermöge des Stoßes, den es vom Herzen bekommt, durch die Schlagadern fließe; aber unbegreiflich bliebe es doch immer, wie die Wirkung dieses Stoßes sich bis in die Venen erhalten soll, da sie durch so viele Krümmungen und Hindernisse, die das Blut auf seinem Wege findet, geschwächt werden muß.

Das Blut sollte also den Eingang der Gefäße öfnen, sich durch das Fleisch hindurchdrängen, alle Eindrücke, welche die Luft und andere äußere Ursachen allaugenblicklich auf diese Theile hervorbringen, überwinden, durch die Kraft des ersten Stoßes mit eben derselben Geschwindigkeit in das Herz steigen, mit welcher es herabgestiegen ist? So etwas ist undenkbar. Ich will zwar zugeben, daß der Zwang, den es bey dem Uebergange in

die

die kleinen Gefäße leidet, die Heftigkeit der Bewegung unterhalten könne; daß diese aber noch fortdaure, wenn es in größere Blutadern tritt, da die Weite des Kanals ihm mehr Spielraum giebt, dieß kann man nicht annehmen, ohne der Erfahrung und der Vernunft zu widersprechen. Es muß hier eben so gehen, wie mit den Flüssen und Bächen, welche ihren schnellen Lauf so bald verlieren, als sie aus einem engen in ein weites Bette übergehen.

Sollte das Schlagen des Herzens und der Arterien die Bewegung des Blutes verursachen, so müßte sich ohne Zweifel die Natur vergessen haben, da sie den Venen, und vorzüglich denen an den untern Theilen, wo das Blut so dicke und schwer ist, und so einen langen Weg bis zum Herzen zu gehen hat, nicht eben dasselbe Schlagen mitgetheilt, wie den Arterien. Hier müßten ja die Ursache und die Werkzeuge dieses wunderbaren Forttreibens stärker seyn, da sie eine größere und stärkere Masse zu leiten und sogar in die Höhe zu treiben haben, als das Blut in den Arterien ist, welches herabsteigt, und überdem auch feiner und beweglicher ist.

Die Urheber dieser Meinung haben nicht bedacht, daß die flüßigen Körper die Wirkung eines Drucks nicht lange Zeit erhalten können, wenn er nicht sehr stark ist, und daß der Druck des Herzens zu schwach ist, als daß er das Blut einen so langen Raum hindurch und bey so vielen Hindernissen in Bewegung erhalten könnte. Würde das Blut auf diese Weise gestoßen, so müßte es die Blutadern so stark auftreiben, daß sie allezeit voll und gespannt erscheinen müßten, vorzüglich wenn es genöthiget ist, in die Höhe zu steigen. Es müßte endlich, wenn die Blutadern geöfnet werden, so wie bey den Arterien, durch immer wiederholte Absätze herausfließen, indem es nach dieser Voraussetzung durch einerley Druck in beyden bewegt wird. So sehen wir, daß das Wasser in den hydraulischen Maschinen immer verhältnißmäßig mit den Erschütterungen fließet, die es bey dem Eintritt in den Kanal erhält.

Wozu sollte man ferner in den Venen eine Bewegung des Blutes annehmen, welche nicht nur von der Bewegung, die in den Knochen vorgehet, wenn das Blut zur Ernährung derselben in

ihr Innerstes dringt, sondern auch von derjenigen verschieden ist, die den Saft der Pflanzen in alle einzelne Theile leitet? Denn dieser Saft und das Blut ist das letzte Nahrungsmittel, wovon sich Thiere und Pflanzen erhalten; es ist nur ein Vermögen, durch welches beyde bestimmt werden; und die Natur, welche in allen ihren Wirkungen gleichförmig ist, würde diese Wirkungsart gewiß nicht abändern, da sie auf einerley Weise geschehen kann und soll.

Noch mehr, wäre der Druck die einzige Ursache der Bewegung des Blutes, so müßte er es auch von allen natürlichen Bewegungen seyn, welche in demselben vorgehen. Gleichwohl hängt die Versetzung der Säfte, welche die Natur in den Krisen veranstaltet, und die Zweckmäßigkeit, welche sie bey Bewegung derselben von einem Theile zu dem andern so genau beobachtet, von einem andern Princip ab. Denn die Kraftäußerung des Herzens muß sich allen Gefäßen im gleichen Grade mittheilen, und kann nicht das Blut bestimmen, mehr nach dem einen als nach dem andern Orte hin zu fließen. Wie könnte also das Blut bey Entzün-

dungen der Milz durch jene Ursache in das linke Nasenloch, und nicht in das rechte steigen? Sollte das Schlagen des Herzens in Diarrheen die Galle in die Eingeweide treiben? Wer führt die wäßerigen Theile des Blutes (serosités) bey kritischen Schweißen zur Haut? Denn alle diese Bewegungen entspringen aus der Natur, und werden durch die Venen vermittelt, oder doch zum wenigsten angefangen, obgleich das Triebwerk des Herzens und der Arterien gar nichts dazu beyträgt.

Da endlich die Natur bey ähnlichen Verrichtungen die Hülfsmittel nicht vervielfältiget, so muß sie das Blut durch eben dieselben Kräfte steigen lassen, durch welche sie den Chylus in die Höhe treibet, indem sie ihn bestimmt, daß er aus den Eingeweiden in die Gefäße, und aus diesen dahin gehet, wo er nöthig ist. Nun wird aber niemand behaupten, daß das Schlagen des Herzens zu dieser Bewegung diene, indem es gar keine Verbindung mit den Eingeweiden hat, welche den Chylus in die Höhe zu treiben vermöchte. Das Blut kann also eben so wenig als der Chylus durch diesen Druck in Bewegung gesetzt werden.

Wir

Wir müssen also eine andere Ursache aufsuchen, von welcher man nicht nur den gewöhnlichen Lauf und alle andere Bewegungen des Blutes, welche zwar außerordentlich, aber dennoch natürlich sind, wie z. B. in den Leidenschaften, sondern auch die Bewegung des Chylus und anderer beweglichen Säfte in dem menschlichen Körper ableiten kann. Wenn man nun alle Triebwerke und Werkzeuge, welche die Natur zu dieser Wirkung gebrauchen kann, untersucht hat, so wird man finden, daß die Lebensgeister nur allein dazu tauglich sind.

Das Blut wird nicht von den Fibern angezogen.

Die Anziehungskraft (attraction) darf man hier nicht mit aufstellen, obgleich die Alten sie für die einzige Ursache der Bewegung des Blutes hielten. Denn die Anziehung ist doch eigentlich nur eine eingebildete Bewegung, welche mit der Vernunft und Erfahrung streitet.

Die Anziehung ist nehmlich nur auf zweyerley Weise möglich, entweder durch einen Körper, der das Blut berühret, und es an sich anziehet und annähert, oder durch eine in den Theilen befindliche magnetische Kraft, welche sich in den Gefäßen ausbreitet, sich des Blutes bemächtiget, und es nach sich ziehet, so wie die Kraft des Magnets das Eisen sich nähert. Diese zwey Arten der Anziehung haben zwey Systeme gebildet, in welche sich die Aerzte von Entstehung der Arzneykunde an bis auf unsere Zeiten getheilt haben.

Einige glaubten nehmlich, die geraden Fibern, welche die Struktur der Venen mit ausmachen, besäßen die Anziehungskraft, und vermittelst derselben würde das Blut von einem Theile zum andern geleitet. Allein diese Physiologen haben nicht bedacht, daß ein Körper, der eine Flüßigkeit anziehen soll, sie berühren, durchdringen und in allen Theilen zurückhalten müsse, denn sonst würden die nicht berührten Theile entwischen und nicht mit angezogen werden. Man kann diese Erfahrung machen, wenn man mit der Hand irgend eine Flüßigkeit anziehet. Diejenigen Theile, wels

welche durch die Hand nicht angehalten werden, fließen alsdann fort, und trennen sich von den übrigen. Nun ist es aber ausgemacht, daß die Fibern nur die Oberfläche des flüßigen in der Blutader berühren, und ihre Kraftäußerung mag noch so stark seyn, so würde doch die Flüßigkeit in dem innern Raume des Gefäßes fortfließen.

Hierzu kommt noch der Umstand, daß die Fibern nicht anders als durch Zusammenziehen und Zusammendrücken der Venen anziehen können: dann müßte man aber etwas von dieser Bewegung empfinden, wie es der Fall mit dieser Art von Bewegung in den Gedärmen ist. Da man nun nicht die geringste Spur von diesem Zusammenziehen und Zusammendrücken der Venen wahrnimmt, wie stark sie auch immer zur Hervorbringung dieser Bewegung seyn müßte, so hat man Grund anzunehmen, daß die Bewegung nicht auf diese Art hervorgebracht wird.

Was aber bey dieser Frage vollkommen entscheidet, ist der Umstand, daß der Nahrungssaft der Pflanzen durch ihre Kanäle auf eben dieselbe Wei-

Weise und durch eben dieselbe Kraft geleitet wird, wie das Blut in den thierischen Körpern. Gleichwohl erleiden die Fibern der Pflanzen keine solche Zusammenziehung, als man bey den Venen annimmt. Man muß also ein anderes Mittel aufsuchen, durch welches der Nahrungssaft in ihre Zweige steigen kann, und eben dasselbe muß sich auch bey den Thieren finden, um das Blut allen Theilen zuzuführen.

Ich füge nur noch die Bemerkung hinzu, daß die Knochen, ihrer Annahme nach, ihre Nahrung ohne Hülfe der Fibern anziehen, und daß das Blut sich zuweilen in den Leidenschaften so reissend beweget, daß diese vorgebliche Bewegung der Fibern für diese Geschwindigkeit nicht zulangen kann, indem diese sich nur langsam und durch wiederholte Zusammenziehungen bewegen können, die für einen so langen Raum, als das Blut durchläuft, viel Zeit erfordern würden.

Es gfebt keine magnetiſche Kraft, welche das Blut anzieht.

Die andere Meinung, welche die magnetiſche Kraft zu Hülfe nimmt, hat zwar mehr Eingang gefunden; ſie ſtützt ſich aber auf keinen andern Grund, der ſie begünſtigte, als auf die Schwäche der erſtern, und die Unmöglichkeit, welche man fand, den Umlauf des Blutes aus einem andern Grunde als dieſen beyden abzuleiten. Sie gründet ſich alſo nur auf einige Beyſpiele, z. B. des Magnets, der des Eiſen, und der Purgiermittel, welche die Säfte anziehen, und einige andere ähnliche Dinge. Allein dieſer Beweis iſt noch ſehr ſchwach und hat nicht einmal eine ganz ſichere Grundlage, weil wir uns ſchmeicheln, darthun zu können, daß weder der Magnet, noch die Purgiermittel, noch irgend etwas anders eine Anziehungskraft hat.

Laſſen wir dieſes auch jetzt dahingeſtellt ſeyn, ſo müſſen doch die Vertheidiger dieſer Meinung vorausſetzen, (wie ſie es auch wirklich thun) daß dieſe Kraft ſich in jedem Theile befindet, denn ihrem

rem Vorgeben nach, giebt es keinen Theil, der nicht Blut zu seiner Nahrung anziehet. Dieses vorausgesetzt, kann man fragen, ob diese Kraft überall in gleichem oder in verschiedenem Grade anzutreffen ist. Nimmt man das erste an, so kann, da es obere und untere Theile giebt, das Blut unmöglich in die obere fließen, weil die unteren dasselbe eben so stark als jene anziehen, und kein Grund gedenkbar ist, warum es mehr durch den Eindruck der einen als der andern bestimmt werden sollte. Besitzen hingegen einige diese Kraft in höherem Grade, so werden diese alles Blut an sich allein ziehen, und die nöthige gleichmäßige Vertheilung in den ganzen Körper kann nie zu Stande kommen, weil es da zurückgehalten wird, wo die magnetische Kraft am stärksten ist. Denn hier muß das Blut in dem nemlichen Falle seyn, wie das Eisen, welches, wenn es in der Nähe von mehreren Magneten liegt, sich allezeit dem stärksten annähert. Ferner wenn es wahr ist, daß die natürlichen Kräfte nach geraden Linien einwirken, wie kann die Anziehungskraft bey den unzähligen Krümmungen der Venen und Arterien diese Regel beobachten? Und welches Gemisch oder vielmehr welche

Vers

Verwirrung würde nicht in den Gefäßen entstehen müssen, wenn jeder Theil seine magnetische Kraft verbreiten sollte?

Ist endlich nach dieser Theorie die Gleichförmigkeit der Substanz, der Grund dieser Anziehung, wie kann das veränderte und verdorbene Blut, in die Adern fließen? Wie können die mineralischen Wasser, welche nicht gekocht werden und nicht die Form des Blutes erhalten, ganz rein in die Gefäße übergehen? Welche Gleichförmigkeit oder Sympathie können alle diese so sehr von einander verschiednen Dinge mit der Leber, mit dem Herzen oder einem andern Theile haben, von dem sie angezogen werden? Und warum kann das Blut aus dem Körper herausfließen, wenn es von dieser Kraft zurückgehalten wird; so wie der Magnet den Eisenfeilig anhält und nicht fallen läßt.

Es giebt überall gar keine Anziehungskräfte.

Es ist sogar überhaupt ein Irrthum wenn man glaubt, daß in der Natur wirklich Anzie-

hungs-

hungskräfte vorhanden seyn; die Natur weiß von keiner andern Kraft, als der, welche sich durch die Bewegung der Körper äußert, und alle Dinge, deren Bewegung durch jene Kräfte bewirkt seyn soll, werden vielmehr durch eine andere Art von Bewegung, als die Anziehung, in Bewegung gesetzt. Wer könnte sich auch in der That vorstellen, daß eine bloße Eigenschaft dichte und schwere Körper mit solcher Schnelligkeit und Gewalt fortreissen könne? Welche Bewegung kann eine unkörperliche Kraft haben, um starke Körper zu fassen und fortzuführen? Wie ist es möglich, daß diese Kraft wieder zurückkehret, da dieses keine andere vorwärts gehende Kraft thut? Müßte sie nicht, nachdem sie die Körper, welche sie anziehet, entführet hat, den Raum, wo sie denselben gefunden hat, verlassen, welcher gleichwohl beständig von derselben Kraft erfüllet bleibt?

Man kann zwar nicht leugnen, daß der Magnet eine Kraft hat, welche er außer sich verbreitet. Allein diese ist nicht anziehend, sondern äußert sich nur an dem Eisen, welches nachher sich von selbst dem Magnet, so wie dieser dem Eisen nähert.

Denn

Denn legt man beyde auf das Wasser, so daß sie frey schwimmen können, so werden sich beyde einander nähern, wenn sie von gleicher Stärke sind; ist aber das Eisen schwerer oder angebunden, so wird sich nur der Magnet dem Eisen entgegen bewegen. Beyde ziehen einander nur so an, wie man von der Sonne sagt, daß sie die Dünste an sich ziehe, welche, von ihr erwärmt, ihrer Leichtigkeit wegen von selbst aufsteigen.

Die Purgiermittel ziehen nicht an.

Auch die Purgiermittel wirken nicht durch die Anziehungskraft. Einige legt man an die Fußsohle und an die untere Gliedmaßen, und sie erregen demungeachtet Brechen, zum sichern Beweis, daß sie die Säfte nicht anziehen, da sie, anstatt sich dieselben zu nähern, vielmehr die entgegengesetzte Bewegung darinn hervorbringen. Außerdem müssen die Purgiermittel, als natürliche Kräfte, die ihnen angemessenen Säfte, in einem jeden Subjekte ohne Ausnahme anziehen; gleichwohl thun sie das in schwachen oder in leblosen Körpern nicht. Die scharfsinnigsten Untersucher über die Art und

Weise, wie die Reinigung eigentlich bewirkt wird, zeigen auch, daß die Abführungsmittel keine andere Kraft haben, als die Säfte aufzulösen und zu trennen, wie das Laab die Milchtheile absondert; nach der Trennung stößt sie die Natur, welche davon gereizt worden, aus. Hieraus erzieht sich, daß die Ausleerung nicht durch die Anziehung, sondern durch den Stoß geschieht.

Weder der Schmerz noch der Zorn hat eine Anziehungskraft.

Man behauptet zwar noch, daß der Schmerz und der Zorn eine anziehende Kraft äußern; es sind aber eigentlich die Lebensgeister, welche die Natur mit dem Blute den Gliedern zum Beystande zusendet. Es ist eben so wenig eine wirkliche Anziehung als die durch den leeren Raum geschehen soll; denn ein Unding kann keine Kraft besitzen. In diesem Falle aber stoßen die Körper einander von selbst fort, um eine Unordnung zu verhindern, welche die Natur nicht duldet.

Es giebt also keine Anziehungskräfte, und man darf sie folglich nicht in den Thieren aufsuchen, um aus ihnen die Bewegung des Blutes in den Venen zu erklären.

Aber vielleicht könnte man die Wahrheit eingestehen, daß das Blut nicht angezogen wird, und dabey dennoch behaupten, daß so wie das Eisen, wenn es die magnetische Kraft empfunden hat, sich von selbst beweget, so auch das Blut nach Empfindung der sympathetischen Kraft, welche die Theile äußern, sich selbst ihnen entgegen bewege. Diese Auskunft würde in der That nicht zu verwerfen seyn, wenn man nur diese sympathetische Kraft gehörig darthun könnte. Allein wie läßt sichs wohl denken, daß sie in so verschiedenen Subjekten, als Pflanzen und Thiere, als Glieder von so verschiedenem Bau und Temperament, gesunde und kranke Theile sind, vorhanden sey? Und wenn sie auch wirklich existirte, welche Verbindung könnte man wohl zwischen ihr und dem Blute, welches oft verändert und verdorben ist, zwischen ihr und den mineralischen Wassern,

welche man trinkt, zwischen ihr und den Giften, die sich in dem Körper vertheilen, annehmen?

Endlich stimmen weder diese noch die andern angegebenen Erklärungen mit der Regelmäßigkeit, welche die Natur bey der Bewegung des Blutes beobachtet, noch mit den mehresten Erschütterungen, welche es in den Leidenschaften erleidet, noch mit der Vertheilung des Chylus und anderer Säfte in dem Körper recht zusammen; und man muß nothwendig auf die Lebensgeister als auf die allgemeine Ursache aller dieser Wirkungen zurückkommen.

Da das Blut sich nicht von selbst beweget, und alles was durch etwas anderes bewegt wird, entweder fortgestoßen oder angezogen oder geleitet werden muß; da ferner die Anziehung und der Stoß hier nicht statt finden kann, so muß sich unstreitig ein anderer Körper, der das Vermögen besitzt, sich selbst zu bewegen, mit dem Blute vereinigen, und seinen ganzen Lauf regieren. Da wir nun wissen, daß die Lebensgeister die ersten Werkzeuge der Seele sind, welche die Natur allen Theilen zusendet, um sie in Wirksamkeit zu setzen, welche

sie

sie mit dem Blute vermischt, um es flüßig zu machen, und welche sie selbst in die widernatürlichen Säfte eindringen läßt, um sie zu kochen und auszuführen: so darf man wohl nicht daran zweifeln, daß sie den Umlauf der Flüßigkeit in den Gefäßen vermitteln, weil ihr Daseyn schon dazu dient, sie flüßig zu erhalten, und weil keine andere Substanzen vorhanden sind, welche sich mit den Säften vereinigen könnten, um sie an alle Oerter hinzuleiten. Die Lebensgeister sind auch in der That sehr bewegliche Körper, welche wo nicht selbst beseelt sind, doch wenigstens unmittelbar von der Seele bestimmt werden, und nur allein das Blut in allen den verschiedenen Verhältnissen, welche wir dabey wahrnehmen, bewegen können.

Die Lebensgeister sind es, welche das Blut allen Theilen zuführen.

Ja ohne Zweifel sind sie es, die das Blut in seinem gewöhnlichen Laufe ohne Mühe aufsteigen und ohne Uebereilung herabsteigen lassen; sie, die dasselbe in alle Theile und sogar in das Innere der Knochen zu ihrer Ernährung ein-

führen. Sie sind es, welche in den Leidenschaften auf verschiedene Art nach den verschiedenen Absichten der Seele dasselbe bewegen, die es den verletzten Theilen zu ihrer Herstellung zuführen, und die da machen, daß es die durch Erfahrung bekannte Regelmäßigkeit in seinen Bewegungen beobachte. Mit einem Wort, die Natur ist das Princip und die Quelle dieser Verrichtungen; diese Natur ist aber nichts anders als die Seele und ihre Vermögen, welche zu ihrer Thätigkeit gewisser Organe bedürfen, und diese Organe können keine andern als die Lebensgeister seyn, denen man alle diese Wirkungen zuschreiben kann.

Diese vermischen sich also mit dem Blute, und wenn sie die Bewegung und die Anweisung der Seele empfangen haben, so führen sie Blut und Säfte an alle die Orte hin, wohin die Seele sie zu bringen befiehlt, so wie ungefähr die bewegte Luft die mit ihr vermengten Dünste mit sich fortführet, oder wie die Ausdünstungen der Erde die mit ihnen verbundenen Stoffe in die Höhe heben. Denn das darf man wohl nicht in Zweifel ziehen, daß eine so richtige und regelmäßige Oekono-

nomie bey der Mannichfaltigkeit von Verrichtungen durch eine Kraft bestimmt werde, welche über die materiellen Kräfte erhaben, an der geheimen Einsicht Theil nimmt, welche Gott in der Seele zur Erhaltung des Thieres verborgen hat. Die Seele setzt also einzig und allein die Lebensgeister in Bewegung, und schreibt ihnen die bestimmte Leitung der Säfte vor.

Die Lebensgeister sind beseelt.

Hier stoßen wir auf die schwierige Frage: wie die Seele die Lebensgeister in Bewegung setzt? ob als vom Körper getrennte Werkzeuge, oder als Organe, die sie beseelt? ob überhaupt die Lebensgeister beseelt sind oder nicht? Nach der gewöhnlichen Meinung verneinet man jene Frage, und behauptet, daß sie abgesonderte Werzeuge sind, welche den Einfluß der Seele den Theilen mittheilen, und durch die Bestimmung der Seele geleitet werden, so wie ein Pfeil von dem Bogen abgeschossen, seinem bestimmten Ziele entgegen gehet. Betrachtet man aber diese Richtung, und die Art und Weise, wie sie geschehen könnte, etwas näher,

so findet man, daß es nur schöne Worte sind, welche die Sache ganz und gar nicht erklären, sondern vielmehr tausend Schwierigkeiten zurück lassen, die den Verstand nöthigen, einen andern Ausweg zu suchen.

Sollte diese Bewegung und Richtung den Lebensgeistern als getrennten Werkzeugen gegeben werden, so müßte das in dem Herzen geschehen, wo sie erzeugt werden, und woher sie alle ihre Stärke und Kraft erhalten. Dieser Einfluß müßte sich ferner auf die ganze Masse der Lebensgeister, die aus dem Herzen ausströmet, erstrecken, weil sie nicht von einander getrennt sind. Wie wäre es alsdann aber möglich, daß einige mehr nach diesem als nach einem andern Ort hingehen? Wie kann die eine Leidenschaft, z. B. die Liebe, sie an die Stirn, eine andere, an die Augen wie der Zorn, eine dritte an den untersten Theil der Wangen und Ohren wie die Schaam, ströhmen lassen?

Wie könnten sie sich in größerer Menge auf kranke Theile werfen, als auf gesunde? Denn so

wie

wie bey einer Fontaine der Druck des Wassers allen Kanälen in gleichem Grade mitgetheilt wird, und der Röhrenmeister mit aller seiner Kunst nicht machen kann, daß wenn alle Kanäle geöfnet sind, das Wasser mehr durch den einen als den andern hervor springe: so läßt es sich auch nicht denken, daß die Lebensgeister mehr dem einen als dem andern Theile zuströhmen, da die Aeste der Arterien, durch welche sie fließen, alle auf gleiche Art geöfnet sind.

Noch mehr, wenn man bedenkt, daß die Lebensgeister in dem Zorne sich des Giftes bemächtigen, welches in dem Blutadern befindlich ist, und dasselbe in die Zähne der Thiere führen; wie sie in Krankheiten die Säfte unterscheiden, welche die Krankheit verursacht haben, um sie auszuführen, so wird man leicht einsehen, daß die Leitung der Seele nicht hinlänglich ist, diese Wirkungen hervorzubringen, sondern daß eine lebendige (vital) Erkenntniß und Unterscheidung nöthig ist, welche nur von einem beseelten Organ herrühren kann. Wollte man sagen, die Seele sey die Ursache von dieser Unterscheidung und Wahl, so müßte sie sich mit

den Säften vermischen, um sie trennen zu können, und man würde eingestehen müssen, daß die Seele selbst in den Säften befindlich sey. Dieß ist aber mit größeren Schwierigkeiten verknüpft, als wenn man die Lebensgeister als beseelt annimmt. Denn oben ist schon gezeigt worden, daß die Lebensgeister diese Bewegungen vermitteln.

Endlich hat auch die Richtung bey Dingen die einen Anstoß erhalten, weiter keinen Einfluß, als daß ihre Bewegung auf das ihnen angewiesene Ziel bestimmt wird, die Stärke und Geschwindigkeit aber die ihnen von der bewegenden Ursache mitgetheilt worden, nimmt nicht ab, sondern dauert in eben demselben Grade bis an das Ziel fort. Gleichwohl gehen die Lebensgeister oft an andere Orte, als welche ihnen die Seele bey ihrer ersten Bestimmung angewiesen hatte, und auf ihrem Laufe bewegen sie sich zuweilen stärker oder langsamer, als der ihnen mitgetheilte Grad erfordert. Bey dem Schaamgefühl z. B. sollten sie das Blut über das ganze Gesicht verbreiten, um gleichsam die Seele vor der Schande, die auf sie fallen wird, zu bedecken und zu verbergen, da sie hingegen ihrer

ersten Bestimmung entgegen sich an die äußersten Enden der Ohren und den untersten Theil der Wangen anschließen. Oefters fangen sie eine Krise durch einen Schweiß an, und vollenden sie durch den Urin, und in dem Kampfe, welchen sie die Natur anfangen hieß, ermatten sie zuweilen und ziehen sich zurück.

Dann treibt auch die Seele nicht bloß die Lebensgeister an, sondern sie ziehet dieselben auch zurück, sie dehnt sie aus und ziehet sie zusammen. Was wird nun jene vorgebliche Richtung in allen diesen Fällen bewirken? Wie kann sie dieselben ins Herz zurückführen, wenn sie von demselben entfernt sind? Müßte man da nicht eine Anziehungskraft annehmen, welche sie an dem äußersten Ende des Körpers faßte, und zu ihrer Quelle zurückbrächte. Wir haben aber schon gezeigt, daß diese Kraft eine bloße Einbildung ist, und auf jeden Fall müßte sie ein Subjekt haben, welches sie an den Ort, wo sie wirken soll, hinbrächte, wovon man sich keine Vorstellung machen kann.

Noch größer wird die Verlegenheit, wenn man angeben soll, wie die Seele die Lebensgeister ausdehnen und zusammenziehen könne, wenn sie von dem Herzen entfernt sind. Denn es giebt in der Natur keinen Stoß und keine Richtung, durch welche diese Bewegungen mitgetheilt werden könnten. Wärme oder Kälte könnten es allein thun; da diese aber langsam wirken, so können sie nicht die Ursache von der schnellen Ausdehnung und Zusammenziehung der Lebensgeister seyn. Die Seele müßte ferner diese Kräfte in die Gefäße senden, um diese Wirkung hervorzubringen, und bey der Furcht z. B. Kälte entstehen lassen, um die Lebensgeister zusammenzuziehen, welches sich aber ohne Ungereimtheit weder sagen noch vorstellen läßt; denn wenn in irgend einer Leidenschaft Kälte beobachtet wird, so ist sie nicht die Ursache der Zusammenziehung der Lebensgeister, sondern nur eine Folge derselben.

Endlich sind auch alle Physiologen darinn einstimmig, daß die Lebensgeister den Theilen des Körpers die Lebenskraft sowohl zur Empfindung als zur Bewegung mittheilen. Die Erfahrung

bestä-

bestätiget auch diese Wahrheit; denn sobald als diese nicht mehr zufließen, so hört das Leben, die Bewegung und die Empfindlichkeit auf. Wäre dieß möglich, wenn sie nicht beseelt wären? Die Seelenvermögen sind nicht von ihnen unzertrennlich. Einige haben auch wirklich behauptet, daß die Lebensgeister der Theile nicht sowohl eigentlich die Lebensvermögen, als vielmehr nur eine gewisse Qualität ertheilen, welche die vorhandenen Kräfte nur in Thätigkeit setzt, und ohne welche sie nicht wirken können.

Aber von welcher Natur diese Qualität ist, wird nicht gesagt, und es ist gar nicht wahrscheinlich, daß eine einzige Qualität mit so vielen verschiedenen Vermögen und Verrichtungen in Verbindung stehe.

Genug, die größten Philosophen, welche diesen Gegenstand gründlich untersucht haben, fanden sich in so großer Verlegenheit, wenn sie nach der gewöhnlichen Meinung einen vernünftigen Grund von der Bewegung der Lebensgeister angeben sollten, daß sie offenherzig gestanden, es

sey

sey eine der unbegreiflichsten Erscheinungen in der Natur; und alles, was sie darüber gesagt haben, hat weder sie noch diejenigen befriediget, welche ihre Behauptung annehmen wollten.

Was hindert uns also die Lebensgeister als beseelt anzunehmen? So verschwinden alle Schwierigkeiten, und Organe, welche mit so viel Unterscheidung handeln, die sich in so mannichfaltigen Lagen bewegen, und so verschiedene Handlungen hervorbringen, müssen nothwendig ein inneres Princip des Lebens haben.

Einwürfe.

Zwey Bedenklichkeiten sind nur noch möglich. Die eine: es sey nicht wahrscheinlich, daß Körper, welche unaufhörlich in Bewegung sind, und sich alle Augenblicke zerstreuen, beseelt seyn sollen; die zweyte: das Leben, welches allen Theilen des Körpers gemeinschaftlich seyn muß, könne sich nicht in den Theilen befinden, welche von dem Ganzen des Körpers getrennt sind. Dieß ist aber der Fall bey Lebensgeistern, welche mit den festen

Thei-

Theilen in keinem Zusammenhange und außer aller Verknüpfung stehen.

Was nun den ersten Punkt betrift, so ist es falsch, daß sie sich immer so schnell zerstreuen, als man sagt. Die Lebensgeister, welche das Blut durch die Venen führen, erhalten sich lange Zeit, und durchlaufen den nehmlichen Raum als das Blut. Man beobachtet alle Augenblicke, daß, wenn sie sich in einem Theile angehäuft und nach der Vorschrift der Seele gewirkt haben, sie wieder zu ihrer Quelle zurückkehren. Gesetzt auch, sie zerstreueten sich so, warum könnten sie dann nicht beseelt seyn? Eine lange Dauer ist keine nothwendige Bedingung des Lebens, und es giebt Theile, wie z. B. die weichsten Fleischtheile, welche, nachdem sie beseelt waren, gleich darauf aufgelößt und durch eine starke Hitze zerstreuet werden können. So bald als die Lebensgeister die nothwendigen Eigenschaften erlanget haben, wodurch sie taugliche Werkzeuge der Seele sind, so fließt die Seele in sie ein, und beseelet sie, wenn sie aber verfliegen, oder die nothwendige Verbindung mit ihrem Princip verlieren, so verläßt die Seele sie

eben

eben so wie andere Theile, welche sich vom Körper lostrennen.

Aber wie? Kann die Seele einen einfachen, gleichartigen und unorganischen Körper, dergleichen die Lebensgeister sind, beseelen? Warum sollte sie das nicht können, da sie den feuchten Grundstoff, das Fleisch, die Fibern und alle andere gleichartige Theile beseelet. Sagt man, die Seele verlangt einen organischen Körper, so ist das nicht von den einzelnen Theilen, welche einfach und unorganisch sind, sondern von dem ganzen Körper zu verstehen, den sie beseelen soll. Ja da der Körper dem größten Theile nach aus festen, unbeweglichen Theilen bestehet, so mußte er auch feine, bewegliche Theile haben, damit er zu den verschiedenen Verrichtungen, wofür er bestimmt ist, tauglich wäre, und da die Seele immer in Thätigkeit ist, so mußte sie auch ein Organ haben, das sich beständig bewegte.

Was zweytens die Verbindung der Lebensgeister mit den andern Theilen betrift, so ist sie um so weniger zu bezweifeln, da die geringste Unter-

terbrechung derselben die Lebenshandlungen unterbricht. Denn daraus entstehen bey heftigem Schmerz und Vergnügen Ohnmachten, indem die Lebensgeister so heftig fortgestoßen werden, daß sie den nothwendigen Zusammenhang mit dem Herzen verlieren. Daher entstehen, wie Hippokrates sagt, bey Verstopfung der Venen, Schlagflüsse, indem die in ihnen enthaltene Materie den Lauf der Lebensgeister hindert, und ihren Zusammenhang unter einander aufhebt.

Womit können sie sich aber vereinigen, um an der sich über alle körperliche Theile erstreckenden Verbindung Antheil zu nehmen? Ohne Zweifel mit den geistigen Bestandtheilen des Herzens, das heißt, mit den fixen Lebensgeistern, welche mit ihnen einerley Wesen haben. Dazu dient vielleicht das Schlagen des Herzens. Denn durch die Bewegung, welche das Herz ihnen mittheilet, macht es, daß sie in einander eindringen; es verbindet und lötet sie gleichsam zusammen, wenn man sich dieses Ausdrucks von so feinen Wesen bedienen darf.

Nur ein Umstand könnte hier noch einigen Zweifel zurücklassen, nemlich der, daß die Lebensgeister sich mit dem Blute und mit den Säften vermischen, bey welcher Vermischung es sich nicht leicht begreifen läßt, wie die Verbindung, die sie unter einander haben müssen, bestehen kann.

Allein man darf hier nur an das Licht denken, welches durch die Wolken dringt; denn es hat Strahlen, die nicht durchgehen können, und die andern, welche das Vermögen dazu haben, entfernen sich zwar von einander, aber keiner verliert doch den Zusammenhang mit dem leuchtenden Körper. Oder, um bey dieser Art von Körpern stehen zu bleiben, es verhält sich eben so wie mit den Ausdünstungen, diese vereinigen sich mit der Luft, sie machen mehrere Linien aus, die sich von beyden Seiten ausbreiten, aber in der Regel bleiben sie immer noch mit dem Körper, aus welchem sie ausdünsten, in einiger Verbindung. Auf ähnliche Weise muß man sich auch die Lebensgeister vorstellen. Sie gehen aus dem Herzen als eine Reihe von geistigen Strahlen und Linien, welche sich nach allen Seiten zu von einander entfernen, und

die

die Säfte durchdringen, ohne sich doch von ihrem Princip zu trennen. Dieß ist um so wahrscheinlicher, da nicht nur Dinge von einerley Wesen sich nicht gerne von einander trennen, sondern auch die Seele alles anwendet, um eine solche Trennung zu verhindern, weil sie weiß, daß ihre ganze Wirksamkeit aufhören müßte, sobald die Verbindung unter den Lebensgeistern unterbrochen ist.

Die Lebensgeister mögen aber beseelt oder nicht beseelt seyn, so ist doch so viel gewiß, daß sie sich bewegen, und daß ihnen die Seele ihre Bewegung mittheilet. Man könnte zwar einwenden, das Herz bewege sie in den Leidenschaften, weil es sich wie die Lebensgeister, öfnet, verschließet, erweitert und zusammenziehet, und weil wahrscheinlich das Herz, als die Quelle des Lebens und selbst der Lebensgeister, auch die Ursache von allen Bewegungen derselben seyn müsse. Die Erfahrung lehrt uns aber doch, daß viele Leidenschaften in dem Gemüth entstehen, ohne daß man eine Veränderung in dem Schlagen des Herzens und der Arterien dabey beobachtet, da hingegen die Lebensgeister dabey ohne Zweifel in Bewegung sind.

Sie sind auch so leichte und bewegliche Körper, daß die kleinste Regung der Seele sie erschüttern muß. Von dem Herzen läßt sich dieß aber nicht behaupten; dieses hat schon mehrere Masse und Schwerkraft, und seine Verrichtung ist für das Leben so nothwendig, daß sie ohne eine dringende Nothwendigkeit und starke Kraftäußerung nicht unterbrochen und gestöhrt werden darf.

Die Lebensgeister werden also bey schwachen Leidenschaften allein beweget, und nur bey stärkern wird das Herz mit den Lebensgeistern, durch die Veränderungen der Seele afficirt.

Warum das Herz und die Lebensgeister sich in den Leidenschaften bewegen.

Allein welchen Zweck setzt sich die Seele bey diesen Bewegungen vor, und welchen Nutzen ziehet sie aus denselben? Da ihr Zweck ist, sich mit dem Guten zu vereinigen, und das Böse zu fliehen oder zu bekämpfen, so darf man wohl nicht zweifeln, daß sie zur Erreichung dieses ihres Zwecks diese Organe gebrauche, und in die erfor-

derliche Bewegung setze. Einige leisten auch wirklich, was sie von denselben erwartet; andere hingegen sind dazu ganz und gar unnütz. Wenn die Lebensgeister in dem Zorne Gift und Galle absondern, und in die Zähne der Thiere führen, so sind das gleichsam die Waffen, mit welchen die Thiere ihre Feinde angreifen und zernichten können. In der Liebe und Freude regen sie die reinsten und süßesten Theile des Blutes auf, welches mit diesem Gemüthszustande übereinstimmt, der nur angenehme Gegenstände verlangt, und durch die Aufregung so widriger und bösartiger Säfte, als die Galle und die schwarze Galle ist, gestöhrt werden würde. So kann man nun behaupten, daß in jeder Leidenschaft die Bewegung der Lebensgeister den Zwecken der Seele vollkommen entspreche, wie wir in der speciellen Abhandlung über die einzelnen Leidenschaften zeigen werden.

Allein gegen eine Bewegung dieser Art, giebt es tausend unnütze, welche mehr dazu dienen, die Verblendung und Uebereilung der Seele zu verrathen, als ihre Absichten zu realisiren. Daß das Herz in der Freude und Liebe sich öfnet und erweis-

tert, daß es sich in der Furcht und Traurigkeit verschließt und zusammenzieht, daß die Lebensgeister dort sich ausbreiten und herausgehen, hier sich zurückziehen und zusammendrängen; alles dieß stehet mit der Erreichung ihres Zwecks in keinem Zusammenhange. Die Seele mag sich wohl einbilden, sie verschafte dem Guten einen leichtern Eingang, wenn sie das Herz öfnen, und verschließe ihn dem Bösen, wenn sie es zusammenziehe; sie nähere sich den Gegenständen, wenn sie die Lebensgeister nach den äußern Theilen dränge, und entferne sich von denselben, wenn sie dieselben in das Herz zurückziehe.

In der That kommt aber weder das Gute noch das Böse je in das Herz, und die Bewegung der Lebensgeister kann die Seele weder mehr nähern noch mehr entfernen als sie vorher war. Ausgebreitet in dem ganzen Körper ist sie schon da, wohin sie die Lebensgeister bringen, und sie verläßt nicht den Ort, von welchem sie dieselben zu entfernen suchen. Unterdessen darf man sich doch nicht über den Irrthum wundern, worein sie in diesen Fällen geräth. Denn da sie keine genaue Kenntniß von allen sie angehenden Dingen besitzt,

so

so wird sie durch die unvermuthete Darstellung des Guten und Bösen überrascht, und bey der daraus entstehenden Unruhe thut sie eben alles, was sie kann; sie setzt ihre Organe nach der Ansicht und dem Ziele, welches sie gewählt hat, in Bewegung, und thut mancherley, was sie ihrem Ziel näher bringt, aber noch weit mehr, was dazu unnütz oder wohl gar schädlich ist. In ihren gewöhnlichen von der Natur vorgeschriebenen Handlungen täuscht sie sich sehr selten; denn sie treibt regelmäßig die Lebensgeister in die Theile, um ihnen die Lebenswärme einzuhauchen, das Blut, das zu ihrer Nahrung dient, zuzuführen, und um die nothwendigen Ausleerungen zu veranstalten, weil hier der Instinkt sie leitet, und ihr genau vorzeichnet, was sie zu thun hat. Wenn ihr aber nun dieser Beystand fehlet, so handelt sie wie ein Mensch, der seine Instruktion pünktlich befolget, und sich sehr in Verlegenheit siehet, wenn er etwas thun soll, was nicht in derselben enthalten ist; er richtet sich alsdann nach dem, was er bey ähnlichen Gelegenheiten gethan hat, und weil er im Gedränge ist, so setzt er den Ausgang der Sache zuweilen mit glücklichen öfters aber mit unglückli-

chern Erfolg, als er sich eingebildet hatte, auf das Spiel.

Eben so handelt die Seele, wenn etwas Gutes oder Böses sie überrascht. Da sie in den Vorschriften des Instinkts nicht findet, was sie in diesen Fällen zu thun hat, so beobachtet sie ihr gewöhnliches Verfahren, sie treibt die Lebensgeister vorwärts oder ziehet sie zusammen, wie sie es bey den nothwendigen Lebenshandlungen zu thun pflegt; und bey der Verwirrung und dem Mangel an Einsicht, hat sie weder Zeit noch Kenntniß um zu beurtheilen, ob ihr die Lebensgeister zu ihrem Zweck dienlich seyn dürften oder nicht.

Welches Vermögen setzt die Lebensgeister in Bewegung.

Es ist also ausgemacht, daß die Seele die Lebensgeister in Bewegung setzt, damit sie allen Theilen die Lebenswärme mittheilen, ihnen das Blut zu ihrer Nahrung zuführen, und wenn sie es für gut hält, die Säfte von einem Orte zu einem andern versetzen, wie es in den Leidenschaften,

ten, in den Krisen und andern ähnlichen Fällen geschiehet. Jetzt ist nur die Frage, welcher Theil der Seele ihnen diese Bewegungen mittheilet. Ist es der vegetative, oder der sinnliche Theil? Was die Vertheilung der Lebenswärme, des Nahrungssaftes und auch die Versetzung der Säfte in den Krankheiten betrift, so darf man nicht im geringsten daran zweifeln, daß die vegetative Seele das Princip aller dieser Handlungen ist. Die Schwierigkeit betrift nur die Bewegung der Lebensgeister in den Leidenschaften. Denn von der einen Seite scheint es, als wenn die sinnliche Seele sie bewegen müsse, weil sie die Leidenschaften verursacht, weil dieser ihre Bewegung sich wirklich auf sinnliche Güter und Uebel bezieht, und den nehmlichen Zweck, als die sinnliche Seele, verfolgt. Auf der andern Seite sind die Bewegungen der sinnlichen Seele willkührlich, und wie man aus der Bewegung der Glieder siehet, so hängt es von dem Belieben der Seele ab, ob sie geschehen oder nicht geschehen sollen. Die Bewegung der Lebensgeister in den Leidenschaften ist dagegen nothwendig bestimmt; die Seele kann sie weder hervorbringen noch verhindern, wenn sie gleich wollte. Dieses

scheint daher eine Wirkung der vegetativen Seele zu seyn; und da beyde in Verbindung stehen, und einander wechselsweise unterstützen, so vereiniget sich vielleicht diese mit der sinnlichen, und leistet ihr Beystand, um den Besitz des Guten zu bewirken, und das gegenwärtige Uebel abzuwenden.

Ohne weiter auf die letzten Gründe zu achten, welche sich auch leicht beantworten lassen, müssen wir den ersten beytreten, welche beweisen, daß die sinnliche Seele die Lebensgeister in den Leidenschaften beweget. Oft verbinden sich zwar mit diesen die Bewegungen der vegetativen, wie man bey großen Schmerzen erfähret; dieser Fall tritt aber nur dann ein, wenn das Gute oder das Uebel beträchtlich sind, und einen so starken Eindruck machen, daß sie bis auf die vegetative Seele einwirken; sind sie aber unbedeutend, so bleibt sie in Ruhe, und läßt das sinnliche Vermögen ganz allein wirken, welches denn auch wirklich die Lebensgeister in Thätigkeit setzt.

Die Lebensgeister sind auch in der That die allgemeinen Werkzeuge für alle Functionen der See-

Seele; und alle Vermögen von jedem Range brauchen sie in gleichem Grade zu ihrem Dienst. Sie dienen dem Leben, dem Gefühl, der Bewegung und selbst der Vernunft; sie wirken bey den erhabensten Nachforschungen wie bey den natürlichen Handlungen. Sie sind gleichsam ein Werkzeug, dessen sich mehrere Künstler zu Hervorbringung verschiedener Werke bedienen. Mit eben demselben Quadranten, dessen sich der Maurer bey Aufführung einer Mauer bedient, bildet der Geometer seine Figuren, und mißt der Astronom den Himmel und die Sterne aus. So werden auch die Lebensgeister, welche dem natürlichen Vermögen zu den niedrigsten Handlungen des Lebens gedient haben, von der sinnlichen Seele zu den thierischen Verrichtungen gebraucht, und selbst der Verstand bedient sich ihrer zu den erhabensten Operationen.

Allein ihre Bewegung ist doch in den Leidenschaften nicht frey, wie sie doch seyn müßte, wenn der Bestimmungsgrund derselben so wie der willkührlichen Bewegungen in dem sinnlichen Begehrungsvermögen wäre. — Dieser Einwurf hat

nichts

nichts zu bedeuten. Denn selbst diejenigen Lebensgeister, welche in den Nerven fließen, um diese Bewegungen hervorzubringen, und die ohne Zweifel durch das sinnliche Begehrungsvermögen bewegt werden, haben bey ihrer Bewegung nicht mehr Freyheit als bey derjenigen, welche in den Venen und Arterien vorgehet. — Die Nothwendigkeit der Bewegung findet sich öfters eben so gut bey dem sinnlichen als bey dem natürlichen Vermögen. Obgleich die Muskeln die Werkzeuge der willkührlichen Bewegung sind, so sehen wir doch, daß das Athemholen, welches durch sie vermittelt wird, nicht frey ist; die Bewegung des Herzens, welches gleichsam ein aus mehreren Muskeln zusammengesetztes Ganze ist, und einen Nerven aus dem Gehirn erhält, damit er demselben Empfindlichkeit und Bewegung mittheile, gehört dennoch nicht in die Klasse der willkührlichen Bewegungen. Selbst der Wille ist ungeachtet seiner absoluten Freyheit, dennoch nicht bey seinen ersten Regungen frey, und wenn er sich auch noch so lange Zeit zur Betrachtung des Guten und Bösen nimmt, so stehet es doch nicht in seiner Gewalt, das Gute zu hassen und das Böse zu lieben.

Woher entspringt also dieser Unterschied? Wahrscheinlich aus dem Instinkt, der ein Gesetz ist, welches die Seele zwingt, seine Vorschriften für das Beste des Thieres zu erfüllen. Dieses Gesetz bestimmt alle Handlungen des natürlichen Vermögens, und schreibt der sinnlichen Seele alle Bewegungen vor, die sie ununterbrochen hervorbringen muß, z. B. die Bewegungen des Herzens, der Lunge, der Lebensgeister, aber auch alle zufällig bestimmte Bewegungen, wo die Erkenntniß der Sinne vergeblich ist. Denn wenn auch die Bewegung der Lebensgeister in den Leidenschaften nicht unmittelbar durch den Instinkt geschiehet, so läßt doch die Seele die Lebensgeister, wie wir eben gesagt haben, nach der Vorschrift wirken, welche ihr der Instinkt bey andern ähnlichen Fällen gegeben hat.

Von welcher Art die Bewegung des Herzens und der Lebensgeister in den andern Leidenschaften ist.

Soviel von der Bewegung des Herzens und der Lebensgeister in den Leidenschaften des sinnlichen

chen Begehrens. Jetzt müssen wir untersuchen, ob in den Leidenschaften des Willens und des natürlichen Begehrens jene Bewegung auf eben dieselbe Art erfolget.

Fürs erste kann man behaupten: viele Leidenschaften entstehen in dem Willen, ohne daß sich das Herz oder die Lebensgeister bewegen, weil der Wille ein geistiges Vermögen ist, das von selbst ohne Vermittelung eines Organs wirken kann. Diese Leidenschaften müssen aber sehr schwach seyn; denn wenn sie etwas stärker werden, so bleibt die Bewegung des Herzens und der Lebensgeister, wie bey den Leidenschaften des sinnlichen Begehrens, nicht aus.

Hieraus folgt aber keinesweges, daß der Wille an sich und allein nicht die heftigsten Leidenschaften hervorbringen könnte, (wie wir aus dem Beyspiel der Engel abnehmen können) sondern nur, daß bey dem Menschen, in welchem die körperlichen und geistigen Vermögen vereiniget sind, beyde nothwendig zusammenwirken müssen, wenn einem von beyden ein beträchtliches Gut oder Uebel vor-

vorgestellt worden ist, es sey nun, daß, wie gesagt, die Bewegung des einen sich dem andern nothwendig mittheilet, oder daß die Seele in diesen Fällen gleichsam in ihre eigne Kräfte ein Mißtrauen setzt, und daher alle, die sie nur irgend besitzt, zur Bewegung aufregt. Daher begnügt sie sich bey großen Schmerzen nicht damit, das sinnliche Begehrungsvermögen zu bewegen, um dem Uebel, welches sie preßt, zu entgehen, sondern sie läßt auch in dem obern Vermögen zu eben demselben Zweck die Traurigkeit entstehen; und, als wäre auch dieses noch nicht hinlänglich, so erregt sie noch öfters ein Fieber in dem natürlichen Vermögen, damit es jenen Feind vertreiben oder zerstöhren soll.

Es giebt keine einzige Leidenschaft dieses untern Vermögens der Seele, in welcher nicht die Lebensgeister erschüttert werden; sie müssen aber doch schon stark seyn, wenn sie das Herz bewegen sollen, denn es verhält sich mit ihnen anders, als mit den Leidenschaften der übrigen Begehrungsvermögen, die, so gemäßigt sie auch immer sind, doch die Bewegung des Herzens verändern können.

Wirk-

Wirklich sehen wir, daß in Verwundungen und Geschwülsten die Lebensgeister sich mit Ungestüm dahin zudrängen, ohne daß die geringste Veränderung in dem Schlagen des Herzens und der Arterien vorgehet: auch in den Krisen erfolgen beträchtliche Ausleerungen, und doch erleiden diese Bewegungen keine Veränderung. In dem Fieber aber, welches der Zorn des natürlichen Vermögens ist, in der Bestürzung, die sich zuweilen in bösartigen Krankheiten einfindet, und in den Zuckungen, welche vor dem Tode hergehen, gehet eine merkliche Veränderung in dem Puls vor.

Der Grund dieses Unterschiedes liegt in der Natur des vegetirenden Vermögens, welches materieller ist, und folglich mehr Schwerkraft besitzt als das sinnliche. So wie ein fauler Mensch nur mit den leichtesten Sachen sich zu thun macht und schwerere Arbeiten nur dann übernimmt, wenn ihn die Nothwendigkeit dazu zwinget, so läßt sich auch dieses Vermögen nicht leicht in Bewegung setzen, und es begnügt sich in schwachen Leidenschaften schon damit, die Lebensgeister in Bewegung zu setzen, weil das nicht viel Mühe kostet;

aber

aber es denkt nicht daran, das Herz, eine nicht so leicht zu bewegende Maschine, zu erschüttern, außer nur dann, wenn ihm das Uebel sehr bedeutend scheint, und es für nöthig hält, alle seine Organe und Kräfte zum Widerstand gegen dasselbe aufzubieten.

Wie die Seele den Körper in Bewegung setzt.

Doch wir vergessen den schwierigsten Punkt in dieser Sache, nehmlich wie die Seele das Herz und die Lebensgeister, und mit einem Worte, alle Theile des Körpers in Bewegung setzt. Es läßt sich nicht leicht begreifen, wie ein Ding, das selbst keinen Körper hat, einen Körper, noch mehr wie ein unbewegliches Ding, wofür man die Seele halten darf, die Glieder eines Thieres bewegen kann. Soviel siehet man wohl ein, daß sie sich vermittelst der Muskeln bewegen, und daß die Muskeln durch die Zusammenziehung der Fibern wirken, woraus sie bestehen: aber hier ist die Frage, wie die Seele die Zusammenziehung der Muskeln verursacht.

Man sage ja nicht: das Begehrungsvermögen bestimme die Bewegkraft, welche in den Gliedern ist, und diese Kraft führe die erhaltenen Befehle aus. Denn das sind bloße Worte, welche anstatt die Sache aufzuklären, sie nur noch mehr verdunkeln und verwirren. Wer die Natur dieser Bestimmung, die mögliche Art und Weise wie das Begehrungsvermögen sie giebt, und wie die Bewegkraft sie empfängt, näher betrachtet, der wird über den Gegenstand dieser Untersuchung dadurch nicht mehr verständiget seyn als vorher, und nicht einsehen können, wie die Fibern sich zusammenziehen und verkürzen. Um uns daher geschwind und mit wenig Worten diese Schwierigkeit aufzuklären, behaupten wir, daß sich alle Theile bewegen, weil die Seele, welche mit ihnen vereiniget ist, sich selbst beweget, und die Theile nöthiget, eben diese Bewegung anzunehmen, zu welcher sie sich bestimmt hat, so daß sich die Fibern zusammenziehen, weil das geistige Wesen, das sie beseelt, sich selbst zuerst zusammenziehet, und dadurch verursacht, daß sich die Fibern verkürzen.

Eben das muß man auch von den Lebensgeistern behaupten. Wenn sie in den Leidenschaften einen Ort mit dem andern wechseln, wenn sie sich erweitern oder zusammendrängen, so ist es die Seele, welche ihnen diese Bewegungen mittheilt, indem sie sich selbst darein versetzt.

Man wird keine Schwierigkeit finden, dieses anzunehmen, wenn man sich an dasjenige erinnert, was wir im vierten Kapitel dieses Werkes gesagt haben. Wir zeigten nehmlich daselbst, daß die Seele in ihrer ganzen Substanz beweglich sey; daß sie eine eigne Ausdehnung und also auch Theile habe, welche sie nach Gefallen bewegen könne. Denn unter dieser Voraussetzung ist es gewiß, daß sie, indem sie mit den Gliedern vereiniget ist, sich in keine Bewegung versetzen kann, ohne denselben eine ähnliche mitzutheilen.

Allein wenn das so ist, könnte man sagen, so ist es nicht nothwendig, daß die Lebensgeister durch die Muskeln laufen, um sie zu bewegen, weil die Seele, die in jedem Theile ist, nicht von den Lebensgeistern die Kraft zu entlehnen braucht,

welche sie selbst schon besitzt. Wir haben diese Schwierigkeit, welche alle Schulen verwirrt hat, schon berühret. Denn einige behaupten, die Lebensgeister führen die Bewegkraft bey sich, andere, sie enthielten nur eine gewisse nicht animalische Qualität, eine Anlage zur Bewegung, welche das in den Theilen des Körpers befindliche Bewegvermögen in Wirklichkeit setzt.

Beyde irren unstreitig, wenn sie, wie sie wirklich thun, voraussetzen, daß die Lebensgeister nicht beseelt sind; die erstern nehmlich darin, daß sie den Körpern animalische Kräfte beylegen, von denen sie doch annehmen, daß sie kein Leben besitzen; die andern darinn, daß sie eine eingebildete Qualität voraussetzen, ohne sie zu erklären, welche daher die Sache eben so zweifelhaft läßt, als sie zuvor war.

Also müssen wir annehmen, die Lebensgeister geben den Theilen nicht die Bewegkraft, sondern die Vorschrift des Beurtheilungsvermögens, ohne welche keine Bewegung geschehen kann.

Man

Man muß, um sich dieß begreiflich zu machen, sich an den Inhalt der vorhergehenden Abhandlungen erinnern. Das Begehrungsvermögen nehmlich bewegt sich nur auf dem Befehl des Beurtheilungsvermögens, welches vorschreibt, was geschehen soll; diese Vorschrift bestehet in einem Bilde oder einer Idee, welche dasselbe in sich selbst bildet; ist dieses Bild erzeugt, so vervielfältiget und verbreitet es sich wie ein Licht über alle Theile der Seele.

Durch die Lebensgeister nun geschiehet diese Mittheilung. Denn da alle körperliche Handlungen vermittelst der ihnen angemessenen Organe geschehen, so muß die Erkenntniß in dem Gehirn wirklich werden, wo alle zu dieser Handlung nothwendigen Organe vorhanden sind. Weil aber die Theile, welche das daselbst Beschlossene ausführen sollen, von dem Gehirn entfernt sind, so bedarf die Seele noch gewisser Diener, welche die in ihrem Rathe gefaßten Entschlüsse überbringen, ohne welche, wie in einem wohl verwalteten Staate nichts geschehen kann und darf.

Dieses Amt begleiten nun die Lebensgeister; sie ertheilen den Theilen des Körpers die Beschlüsse und Anordnungen des Beurtheilungsvermögens, worauf jene, wie schon gesagt, sich in Bewegung setzen.

Fünftes Capitel.

Von den Tugenden und Lastern, als Gegenständen der Beurtheilung für die Kunst der Menschenkenntniß.

Da die Kunst der Menschenkenntniß sich anheischig macht, die Tugenden und Laster, so verborgen sie auch seyn mögen, zu entdecken, so ist sie verpflichtet, zu bestimmen, von welchen Tugenden und Lastern sie das verstanden wissen wolle, und ob dieses ihr Vermögen allgemein sey, oder ob es sich nur auf einige erstrecke. Zu dem Ende muß sie sowohl die Tugenden als die Laster aufzählen, damit sie diejenigen angeben könne, welche in den Kreis ihrer Erkenntniß gehören.

Ehe das aber kann gezeigt werden, muß man wissen, daß die Tugenden und Laster Fertigkeiten sind, welche in der Seele durch mehrere moralische Handlungen erzeugt werden, die durch öftere Wiederholung eine Neigung und Leichtigkeit zurück lassen, ähnliche Handlungen zu unternehmen.

Worin moralische Handlungen bestehen.

Unsere Seele bringt Handlungen von doppelter Art hervor, nehmlich nothwendige und freye. Die Schule nennt die erstern Handlungen des Menschen; die zweyten hingegen menschliche Handlungen, weil sie dem Menschen eigenthümlich sind, insofern er vernünftig ist, und unter allen Thieren allein das Vermögen der Freyheit besitzt. Einige verwechseln die menschlichen Handlungen mit den moralischen, welche letztere dasjenige ausmachen, was man gute oder böse Sitten zu nennen pflegt, und welche Lob oder Tadel, Belohnung oder Bestrafung verdienen.

Allein wenn es freye Handlungen giebt, welche gleichgültig d. h. weder gut noch böse sind,

wie

wie viele Philosophen annehmen, so muß noch ein Unterschied zwischen den menschlichen und moralischen statt finden, und jene werden sich zu diesen wie die Gattung zu einer Art verhalten, so daß alle moralische als freye Handlungen menschliche, nicht aber alle menschliche moralisch sind, weil man einige von diesen weder gut noch böse nennen kann.

Worin die gesunde Vernunft bestehet.

Die moralischen Handlungen sind insoferne gut oder böse, als sie der gesunden Vernunft gemäß sind, oder ihr widerstreiten. Unter gesunder Vernunft verstehen wir aber die richtige Kenntniß von dem Zweck und von den Mitteln, die zu der menschlichen Vollkommenheit gehören. Diese Vollkommenheit ist nun theils Vollkommenheit des Verstandes zur Erkenntniß der Wahrheit, theils Vollkommenheit des Willens, um seine Bestimmung, das höchste Gut zu erlangen. Hiermit stimmt auch der Sprachgebrauch überein. Denn unter der Kunst denkt man sich eine Fertigkeit des Verstandes, nach der gesunden Vernunft zu urtheilen, und unter der Tugend eine Fertigkeit des

Willens, nach eben dieser gesunden Vernunft zu handeln. Es giebt also eine gesunde Vernunft, oder einen richtigen Grundsatz für den Verstand und für den Willen; jene führt zur Wahrheit, diese strebt nach dem Guten.

Die Quellen dieser gesunden, vernünftigen Grundsätze sind Gott, Natur und Räsonnement. Gott läßt die Menschen erkennen, was er von ihnen fodert; diese Erkenntniß ist die allgemeine Regel unserer Gedanken und Handlungen. Die Natur flößt uns ebenfalls allgemeine Kenntnisse ein, welche gleichsam die ersten Führer sind, welche sie uns giebt, damit sie unsern Geist zum Ziele seiner Bestimmung leiten sollen. Von dieser Art sind theils die allgemeinen Begriffe, die den theoretischen Wissenschaften zum Grunde liegen, theils die (praktischen) Naturgesetze, welche unser sittliches Verhalten bestimmen. Endlich hat auch die räsonnirende Vernunft, von diesen ursprünglichen Kenntnissen und von der Erfahrung unterstützt, Regeln für die Künste und Wissenschaften, bürgerliche Gesetze für die Erhaltung der menschlichen Gesellschaft und Maximen für das Betragen jedes einzelnen erfunden. Wer nach den aus einer dieser Quellen hin-

hinfließenden Grundsätzen handelt, der handelt nach der gesunden Vernunft. Um uns aber nicht zu weit von unserm Gegenstand zu entfernen, so ziehen wir aus dem eben gesagten das Resultat, daß die moralischen Handlungen mit der gesunden Vernunft übereinstimmen, wenn sie entweder durch das göttliche Gesetz, oder durch die natürlichen und bürgerlichen Gesetze, oder durch das Raisonnement der Moralphilosophie bestimmt sind.

Warum die Tugenden ein gewisses Mittelmaaß beobachten.

Unter vielen Regeln, welche diese Philosophie giebt, findet sich eine, welche beynahe auf alle unsere Untersuchungen einfließt, nehmlich daß die Handlungen des Willens, des sinnlichen Begehrungsvermögens, und selbst die daraus entstehenden Tugenden ein mittleres Verhältniß beobachten müssen, welches von dem Uebermaaß und dem Mangel gleich weit entfernt ist. Die Tugend hält daher allezeit die Mittelstraße zwischen zwey einander entgegengesetzten Lastern. Wenn gleich einige, z. B. die Gerechtigkeit, die Menschenliebe

und

und einige andere, an diese Regel nicht gebunden zu seyn scheinen: so giebt es doch allezeit eine Mittelstraße, welche sie den philosophischen Prinzipien gemäß befolgen müssen.

Auf welchem Grunde diese Mittelmäßigkeit beruhet, ist schwer zu entdecken. Gewöhnlich giebt man ihn so an: die Uebereinstimmung der Handlungen mit der gesunden Vernunft bestehe eben darinn, daß sie weder mehr noch weniger enthalten als sie sollen; das Unvernünftige entspringe daraus, daß irgend ein Umstand oder sonst etwas hinzugesetzt werde, welches nicht dazu gehöre, oder abgeschnitten, was ihnen wesentlich zugehöret; dieser Zusatz oder diese Wegnahme habe das Uebermaaß oder das Mangelhafte der Handlungen zur Folge. Allein eigentlich setzt dieser Grund das schon voraus, wovon eben die Frage ist. Denn man kann ja immer noch fragen, warum diese Dinge oder Umstände angemessen oder nicht angemessen sind, und kann hier nach Belieben diese oder jene Parthey ergreifen.

Zweckmäßiger, dünkt mich, ist es daher, wenn man sagt, die Mittelmäßigkeit der Handlungen gründe sich auf die der Seele eigenthümliche und natürliche Gleichgültigkeit. Denn da eine Handlung nichts anders ist als ein Fortschritt und Ausfluß der thätigen Kraft, so muß sie auch eben dieser Kraft angemessen seyn. Die Seele ist nun gleichgültig und unbestimmt, weil sie der Möglichkeit nach alles ist; folglich müssen es ihre Handlungen auch seyn. Hieraus entspringt nicht nur ihre Freyheit, Handlungen zu thun oder zu unterlassen, sondern auch die Mittelmäßigkeit, welche sie ihnen bey ihrer Ausübung mittheilet. Sie wird zwar alsdann, durch die Handlung, welcher sie sich hingiebt, bestimmt, allein sie behauptet dabey doch ihre Gleichgültigkeit, durch das Mittelverhältniß, welches sie der Handlung giebt. Denn was sich in der Mitte befindet, ist weniger bestimmt als die beyden äußersten Grenzen, und diese sind bestimmter als das Mittelglied. Daher müssen die Bewegungen des sinnlichen Begehrungsvermögens, welche bey allen Thieren desto vollkommener sind, je mehr sie sich nach einer Forderung der Natur dem Uebermaaß oder dem Mangel nähern,

bey dem Menschen gemäßiget seyn, weil sie sich der Vernunft unterwerfen, und daher auch nach ihr richten müssen.

Die moralischen Handlungen, welche die durch die gesunde Vernunft vorgeschriebene Mittelmäßigkeit haben, sind gut und lobenswürdig; wenn sie aber das Mittelmaaß durch Zuviel oder zu Wenig überschreiten, so sind sie böse und haben keinen sittlichen Werth. Sie heißen tugendhafte oder lasterhafte Handlungen; wer sie aber begehet, hat deshalb noch keinen Anspruch auf den Besitz der Tugend oder des Lasters. Denn ein Mensch wird darum noch nicht tugendhaft oder lasterhaft genannt, weil er etwa eine gute oder eine böse Handlung ausgeübt hat, sondern er muß mehrere ausgeübt, und sich dadurch eine Fertigkeit erworben haben; er kann jene Benennung nur dann erhalten, wenn und weil er Tugend oder Laster besitzt, die, wie schon mehrmahls gesagt, in gewissen Fertigkeiten bestehen.

Ueber den Sitz der moralischen Fertigkeiten.

Aber wo sind diese Fertigkeiten? in welchem Theile der Seele bilden sie sich? Die Schwierigkeit betrift weder den Verstand noch den Willen. Denn da die Fertigkeiten aus Handlungen entstehen, so müssen sie in denjenigen Vermögen zur Wirklichkeit kommen, welche den Grund von den Handlungen enthalten. Es läßt sich auch nicht bezweifeln, daß die moralischen Handlungen, welche aus freyer Wahl geschehen sollen, aus den freyen Vermögen des Verstandes und des Willens entspringen, und daß daher die Tugenden und Laster in diesen Vermögen als ihrem wirklichen Subjekte enthalten sind. Es ist hier also nur allein von dem sinnlichen Begehrungsvermögen die Frage, ob auch dieses für Tugend und Laster eine Empfänglichkeit habe, weil dasselbe kein freyes Vermögen ist, und keine vernünftigen Grundsätze, als die oberste Regel für alle moralischen Handlungen erkennen kann. Der eigentlich schwierige Punkt ist eben der, daß dieses Vermögen den obern Vermögen unterworfen ist, und daß seine

Bewegungen zu tugendhaften oder lasterhaften Handlungen werden, je nachdem es dieselben mäßiget, oder ein gewisses Uebermaaß oder einen Mangel darinnen zuläßt. Wenn nun diese öfters wiederholten Bewegungen eine Neigung und Leichtigkeit zu Hervorbringung ähnlicher Handlungen zurücklassen, so entsteht daraus eine Fertigkeit, welche nichts anders als eine Tugend oder ein Laster zu seyn scheint. Folglich wäre das sinnliche Begehrungsvermögen der Tugend und des Lasters eben so gut fähig als der Wille.

Daß in dem sinnlichen Begehrungsvermögen Fertigkeiten entstehen, ist ausgemacht. Es lehrt dieses nicht allein das Abrichten gewisser Thiere, sondern auch unsere eigene Erfahrung von der Leichtigkeit, womit sich unser Begehrungsvermögen zu gewissen Handlungen hinneigt, wenn es dieselben mehrmalen gethan hat. Hierzu kommt noch, daß das Begehrungsvermögen nicht auf eine einzige Handlungsweise eingeschränkt ist, und daß seine Bewegungen in Rücksicht des nehmlichen Gegenstandes bald stärker bald schwächer sind. Es muß daher nothwendig einiger Fertigkeiten

keiten fähig seyn, und öftere Wiederholung gewisser Handlungen muß eben dieselbe Leichtigkeit in demselben erzeugen, welche in allen andern auf ähnliche Weise wirksamen Vermögen entstehet.

Zur Hebung dieses Zweifels, müssen wir als einen sichern Grundsatz annehmen, daß die Fertigkeiten, welche die Thiere erwerben, nicht unter die Zahl der Tugenden und Laster können gerechnet werden, daß folglich das sinnliche Begehrungsvermögen des Menschen, welches mit dem der Thiere einerley Rang einnimmt, an und für sich auch keiner andern Fertigkeiten fähig seyn kann.

Weil aber bey moralischen Handlungen der Wille allezeit zugleich mit diesem Begehrungsvermögen wirket, so entstehet zu gleicher Zeit in dem Willen eine, und in dem sinnlichen Begehrungsvermögen eine andere Fertigkeit, wovon die erste wirklich tugendhaft oder lasterhaft, die zweyte aber gleichgültig, das heißt, weder gut noch böse ist. Da man nun aber beyde nicht unterschied, so legte man dem sinnlichen Begehrungsvermögen bey, was nur dem Willen angehörte. Die Fertigkeiten der zweyten Art sind, um alles was sich von ih-

nen sagen läßt, zusammenzufassen, gleichsam nur der Stoff und der Körper für die Tugenden und Laster, deren Form und Wesen in dem Willen enthalten ist. Die Tugenden des Willens sind mit Geist und Leben begabte Tugenden, und die Quelle des Verdienstes, der Achtung und des Lobes; die Tugenden des sinnlichen Begehrens hingegen sind gleichsam Gemälde ohne Geist und Leben, und ohne Kraft etwas zu wirken, sie müßten sich denn in Gesellschaft der erstern befinden.

Wenn einer z. B. von Natur zur Mäßigkeit geneigt ist, so kann er leicht eine Fertigkeit darinn erlangen; das ist aber alsdann keine Tugend, welche Lob oder Belohnung verdienet, wofern der Wille nichts dazu beygetragen hat. Diese Fertigkeit muß auch durch die gesunde Vernunft aufgeklärt seyn, sonst gehört sie mit den Fertigkeiten des sinnlichen Begehrungsvermögens in einerley Rang, ja man könnte behaupten, sie sey lasterhaft, weil sich der Wille nicht durch Einsicht gehörig hat leiten lassen. Es ist nicht genug, daß der Wille gute Handlungen thue, er muß sie auch auf die rechte Art thun. Daher sagt man, die Tugend

beste-

bestehet mehr in Adverbien als Adjektiven (in der Handlungsweise als in der Handlung); und um den Namen eines Gerechten zu verdienen, muß man nicht nur gerechte Handlungen thun, sondern auch mit der Gesinnung der Gerechtigkeit.

Um nun so zu handeln, muß man Erkenntniß haben, man muß Mittel und Umstände wählen, und mit einem Wort, die Vorschriften der Vernunft befolgen; lauter Handlungen, welche das sinnliche Begehrungsvermögen gar nicht, ausser etwa mittelbarer Weise erreichen kann. Die gesunde Vernunft ist eine Erkenntniß, die durch intellektuelle Vorstellungen zu Stande kommt; sie hat daher keine Beziehung auf das sinnliche Begehrungsvermögen, steht außer aller Verbindung mit ihm, und kann dasselbe nicht in Bewegung setzen, weil es nicht wie der Wille, der eine geistige Kraft ist, für diese Art von Vorstellungen empfänglich ist. Ist aber der Wille erleuchtet, so fängt er an zu wirken, und theilt seine Bewegung dem sinnlichen Begehrungsvermögen mit, welches sich nach Belieben blindlings führen läßt. Tritt nun der Fall ein, daß seine Bewegungen mit der gesunden

Vernunft übereinstimmen, so ist nicht dieses Vermögen selbst, sondern der Wille, der es bewegt, die Ursache davon. Es verhält sich damit gerade so wie mit den Bewegungen einer Uhr, die ihre ganze Proportion und Regelmäßigkeit der in dem Geiste des Uhrmachers vorhandenen Kunst zu verdanken haben.

Es giebt vier Kräfte, welche durch die gesunde Vernunft regelmäßig können bestimmt werden.

Auf welche Art aber auch das sinnliche Begehrungsvermögen bewegt wird, so ist es doch gewiß, daß es mittelbar oder unmittelbar durch die Vorschrift der gesunden Vernunft bestimmt werden kann. Da aber dieses Begehrungsvermögen zwey Vermögen in sich enthält, nehmlich das Vermögen des Begehrens im engern Sinne (concupiscible) und das Vermögen der Thatkraft (irascible), so kann man viererley Kräfte in dem Menschen annehmen, welche durch die gesunde Vernunft bestimmt werden müssen, nehmlich: den Verstand, den Willen und die zwey Begehrungsvermögen.

Da

Da die Tugend die feste und beharrliche Regel der gesunden Vernunft ist, so muß jede dieser Kräfte ihre besondere Tugend haben, welche sie leitet, und verhindert, daß sie nicht in das Böse und Vernunftwidrige übergehe. Es muß also vier allgemeine Tugenden geben; nehmlich die Klugheit zur Leitung des Verstandes; die Gerechtigkeit, um die Handlungen des Willens zu bestimmen; die Mäßigkeit um die Leidenschaften des Begehrens, und die Tapferkeit, um die Leidenschaften der Thatkraft zu regieren, beyde mögen nun in dem sinnlichen Begehrungsvermögen oder in dem Willen entspringen. Denn in dem Willen kommen zweyerley Handlungen vor; einige betreffen das Gute oder das Uebel des handelnden Subjekts, und diese haben den Ausdruck Leidenschaften für sich allein behalten; andere beziehen sich auf das Wohl oder Uebel, welches man andern anthun kann, diese heißen schlechthin Handlungen und sind gerechte oder ungerechte Handlungen.

Auf diese vier Tugenden beziehen sich nicht allein alle übrigen Tugenden, als ihre Arten, sondern auch die entgegengesetzten Laster. Wir müs-

sen daher diese Abhandlung in vier Abschnitte ein, theilen, deren jeder von einer dieser Tugenden, allen ihren Arten und den entgegengesetzten Lastern handeln wird.

Von der Klugheit.

Klugheit und Gewissenhaftigkeit (synderese) sind zwey Fertigkeiten des Verstandes, welche die moralischen Handlungen bestimmen. Sie unterscheiden sich dadurch, daß die Gewissenhaftigkeit allen Tugenden ihren nothwendigen Zweck vorschreibt, die Klugheit aber die Mittel zu Erreichung desselben untersucht.

Das ganze Geschäft der Klugheit kann in dieser Hinsicht auf drey allgemeine Handlungen zurückgeführet werden; erstens untersucht sie die Mittel überhaupt; zweytens beurtheilt sie, welches das beste sey; drittens schreibt sie dasselbe. Also eigentlich: überlegen und berathschlagen; beurtheilen und beschließen; anordnen und vorschreiben. Dieses sind so verschiedene Handlungen, daß öfters ein Mensch Fähigkeit für die eine und nicht

für die andere besitzt. Dieser kann bey einem Geschäft alle mögliche Mittel vorschlagen, und ist nicht vermögend zu beurtheilen, welches das beste sey, ein anderer ist glücklich in dieser Beurtheilung, es fehlt ihm aber an der Geschicklichkeit, seinen Entschluß auszuführen.

Diese Verschiedenheit entspringt aus dem Mangel irgend eines geistigen Vermögens, aus der fehlenden Anlage zur Hervorbringung dieser Handlungen. Wer etwas gut überlegen will, muß Lebhaftigkeit des Geistes besitzen, um Mittel ausfindig zu machen, und Gelehrigkeit um guten Rath aufzufassen und zu befolgen. Um richtig zu urtheilen, muß man auf den Grund der Sachen dringen, und ihren Zusammenhang einsehen, wozu Verstand und gesunde Beurtheilungskraft, und um die möglichen Wendungen, die eine Sache nehmen könnte, von weitem zu erblicken, auch Vorhersehungsvermögen gehört. Will man gute Anordnungen machen, so muß man alle Umstände der Handlungen untersuchen, das ist Bedachtsamkeit; alle möglichen Nachtheile und Hindernisse betrachten, das ist Vorsicht. Vernunft und Ge-

dächtniß befördern endlich alle drey Handlungen; denn man darf nichts ohne Grund sagen, und die auf Erfahrung beruhenden Gründe sind die zuverläßigsten.

Es ist aber nicht genug, daß man etwas reiflich überlegt, richtig beurtheilet und ordentlich angeordnet hat, man muß es auch schnell ausführen. Daher muß zu jenen Eigenschaften noch Fleiß hinzu kommen, wodurch die Klugheit ihre höchste Vollkommenheit und Vollendung erreicht. Wendet man diese Handlungen auf das Verhalten seiner eignen Person, seiner Familie, des Staates und die Führung des Krieges an, so ergeben sich daraus vier Arten der Klugheit, nehmlich die persönliche, die häusliche, politische und militairische. Dieses sind auch die eigentlichen Arten der Klugheit; was wir oben anführten, sind eigentlich ihre Bestandtheile.

Man sagt zwar, die Tugend liegt zwischen zwey fehlerhaften Extremen mitten innen; die Anwendung aber von diesem Satze auf die Tugend der Klugheit ist nicht leicht. Was könnte man

wohl

wohl dem Gedächtniß entgegensetzen als einen Mangel? Einige Tugenden haben sogar eben dieselben Fehler zu ihrem Gegentheil, welche andern entgegengesetzt sind.

Ein Mensch von lebhaften Geiste hat theils den ausgelassenen, theils den dummträgen Kopf zum Gegentheil; der Gelehrige, den allzunachgiebigen und den Hartnäckigen; der Mann von Beurtheilung hat eben dieselben Extreme als der geistreiche; der Mann mit Vorhersehungsvermögen den Argwöhnischen und den kurzsichtigen; der Bedachtsame den unbedachtsamen und nachläßigen; der Vorsichtige, den Arglistigen und den einfältigen. Einem Menschen von gutem Gedächtniß ist nur derjenige entgegengesetzt, der Mangel daran hat, und dem, der viel Erfahrung und Weltkenntniß besitzt, derjenige, dem es daran fehlet. Dem Fleißigen ist der voreilige und der faule entgegengesetzt.

Dieses sind die Tugenden und Fehler welche sich auf die Klugheit, nach der in der Moralphilosophie angenommenen Eintheilung beziehen,

und welche die Kunst der Menschenkenntniß zu entdecken verspricht. Diese betrachtet sie aber nicht mit der Ausführlichkeit und unter den nehmlichen Benennungen. Zwischen dem vorausſehenden, bedachtsamen und vorsichtigen Mann nimmt sie keinen Unterschied an. Alles was zum Geiste, zur Beurtheilungskraft und zum Gedächtniß gehört, faßt sie unter dem Namen einer glücklichen Anlage zusammen, welche dem Geiste Lebhaftigkeit, dem Beurtheilungsvermögen Stärke, und dem Gedächtniß seine Güte geben muß. Der Mensch von glücklichen Anlagen *) muß alle diese Eigenschaften in sich vereinigen. Es ist wahr, die Kunst der Menschenkenntniß betrachtet auch besonders diejenigen, welche nur eine von diesen Eigenschaften besitzen, wie wir hernach zeigen werden. Der Grund, warum sie nicht immer die Ordnung der Moralphilosophie befolget, liegt darin, daß sich ihre Erkenntniß auf Zeichen gründet, welche nicht in Ansehung aller Fertigkeiten denselben Grad von Bestimmtheit und von Deutlichkeit haben. Es giebt Fertigkeiten, welche nur durch äußere Umstände von einander ab-

*) Anlage (a

abweichen; diese haben keine so scharf bestimmten Zeichen, wodurch sie untereinander könnten unterschieden werden. Es ist genug, wenn nur das Princip, von dem sie abhängen, bestimmt ist. Weiß man einmal, daß ein Mensch viel Beurtheilungskraft hat, so kann man auch schließen, daß er vorsichtig, bedachtsam und vorausseh end ist; denn das sind Folgen der Urtheilskraft, welche die gegenwärtigen oder künftigen Umstände betrachtet.

Folgende Ordnung kann bey dieser Sache beobachtet werden.

Der Mensch mit glücklichen Anlagen	Diesen sind entgegengesetzt:
Der Geistreiche oder der gute Kopf	Der Schwärmer
Der Mensch von gesunder Beurtheilungskraft	Der Dumme
Der Mensch von glücklichem Gedächtniß	Derjenige der kein glückliches Gedächtniß hat

Der Weise oder Bedachtsame	Der Unbesonnene Der Narre
Der Kluge oder Vorsichtige	Der Feine oder Verschlagene Der Einfältige
Der Gelehrige	Der Schwache Der Hartnäckige
Der Fleißige, Thätige	Der Voreilige und der Faule.

Von der Gerechtigkeit.

Die Gerechtigkeit ist eine Tugend, welche jedem giebt, was ihm gehöret. Da wir nicht durch uns selbst, auch nicht allein für uns selbst geboren sind, so haben wir Verpflichtungen gegen diejenigen, von welchen und für welche wir unser Daseyn erhalten haben. Daher haben beyde ein Recht auf uns, und wir müssen ihnen aus Gerechtigkeit geben, was ihnen gehöret.

Da es nun zwey Ursachen giebt, denen wir unser Daseyn verdanken, Gott und unsern El-

tern, so muß es auch zwey Arten der Gerechtigkeit geben, durch welche wir unsern Pflichten gegen sie ein Genüge thun können, nehmlich die Religion und die kindliche Liebe.

Wir sind aber auch für die Gesellschaft geboren. Da nun die Gesellschaft als ein Ganzes betrachtet wird, von welchem jeder Einzelne einen Theil ausmacht, so muß auch jeder mit der Gesellschaft und mit allen Gliedern derselben in dem gehörigen Verhältniß stehen, welches zwischen dem Theil und dem Ganzen und allen Theilen zusammen statt finden muß; sonst kann die gehörige Vereinigung und Ordnung nicht statt finden, und nichts als Unordnung und Verwirrung herrschen. Daher verpflichtet uns die Gesellschaft und jedes Mitglied derselben, allen und jedem das zu erzeigen, was wir vermöge dieser Beziehung und Verbindung schuldig sind. Die Gerechtigkeit, welche die Gesellschaft zum Gegenstande hat, heißt die gesellschaftliche, durch welche wir die Gesellschaftspflichten erfüllen.

Was die einzelnen Mitglieder betrift, so giebt es einige, welche wegen ihrer Würde oder Talente zum Herrschen bestimmt sind; die Gerechtigkeit, welche wir diesen schuldig sind, ist Gehorsam und Ehrerbietung.

Bey den übrigen Gliedern muß man untersuchen, was man ihnen entweder nach strengem Rechte oder nach der Verpflichtung des Gewissens schuldig ist. Zu dem ersten gehört die Gerechtigkeit in Strafen und Belohnungen, und im Handel und Wandel; zu dem zweyten sechs verschiedene Arten, nehmlich Freundschaft, Dankbarkeit, Leutseligkeit und Wahrhaftigkeit, Treue und Freygebigkeit; die zwey ersten beziehen sich auf das Herz, die zwey folgenden auf Worte, und die zwey letzten auf Thaten. Alle Pflichten gegen andere, erweisen wir entweder mit dem Herzen, oder durch Worte, oder durch Thaten.

Von diesen Grundsätzen macht die Kunst der Menschenkenntniß folgende Anwendung. Sie schildert zuerst den rechtschaffenen, gerechten oder billigen Mann, und begreift darunter alles was

zur

zur gesellschaftlichen, Straf- und Handelsgerechtigkeit gehört. Dem Gerechten setzt sie den einfältigen und boshaften entgegen, aber sie betrachtet den einfältigen nicht weiter, weil er schon dem klugen Mann entgegengesetzt ist. Hierauf folgt die Religiösität, die wir Frömmigkeit (pieté, welches Wort in der franz. Sprache auf Religion eingeschränkt ist) nennen. Die Gerechtigkeit, die man den Eltern schuldig ist, faßt man in dem Worte Güte (bonté) zusammen. Die Fehler, welche der Frömmigkeit entgegenstehen, sind Aberglaube und Gottlosigkeit. Von dem Gehorsam giebt sie keine äußere Merkmale an, die Merkmale der Gelehrigkeit können die Stelle derselben vertreten. Die Ehrerbietung kann auch auf die Klugheit oder auch andere Arten der Gerechtigkeit bezogen werden; denn wer die schuldige Ehrerbietung nicht erweiset, ist entweder dumm oder hochmüthig. Die Freundschaft nimmt die dritte Stelle ein, ihr ist entgegengesetzt die Schmeicheley und die Feindschaft. Hierauf folgt der Dankbare, welchem nur allein der Undankbare entgegenstehet. Der Leutselige nimmt die fünfte Stelle ein, und hat den liebkosenden Schwätzer und den Unhöflichen

zum

zum Gegentheil. In der siebenten Stelle kommt der Wahrhafte, dem der Lügner entgegensteht. Man kann aber in Worten und Handlungen, in seinen eignen und in den Angelegenheiten eines Andern lügen. Daher giebt es fünferley Lügner; der Eitele, der Verstellungssüchtige, der Praler, der Heuchler und der Verläumder. Hierauf folgt die Treue, der man keinen Fehler in dem Uebermaaß sondern nur in dem Mangel, das ist Untreue, entgegensetzen kann. Zuletzt kommt noch der Freygebige, dem der Verschwender und der Geizige entgegenzesetzt ist. Weil sich aber Barmherzigkeit und Gnade der Freygebigkeit nähern, indem die erstere den Nothleidenden zu Hülfe kommt, die zweyte aber etwas von der verdienten Strafe nachläßt; so wird noch der Barmherzige und Mildthätige, dessen Gegentheil nur allein der Hartherzige ist, und der Gnädige nebst dem Gelinden, der darin zuviel, und dem Grausamen, der darin zu wenig thut, hinzugesetzt. Die Prachtliebe gehört noch gewissermaßen zur Freygebigkeit; denn sie ist, wie es scheint, Freygebigkeit im Aufwand und in der Pracht; ihr ist entgegengesetzt der überflüßige Aufwand und die Kargheit.

Der Rechtschaffene und Gerechte	Der Einfältige
	Der Ungerechte oder Boshafte
Der Gottesfürchtige oder Religiöse	Der Abergläubische
	Der Gottlose
Der Freund	Der Schmeichler
	Der Feind
Der Dankbare	Der Undankbare
Der Leutselige	Der schmeichelnde Schwätzer (cajoleur)
	Der Unhöfliche

in Zahlungen	Der Abnehmende	
	Der Zunehmende	
in Worten	Der Mahrhafte	Der Männer
		Der Weiber
	Der Titel	
	Der Verfeilungs	
	tächtige	
	Der Verkäufer	

Der

Der Getreue	(Der Treulose
Der Freygebige	{ Der Verschwender { Der Geizige
Der Prachtliebende	{ Der Schwelger { Der Karge
Der Barmherzige	(Der Hartherzige
Der Gnädige	{ Der Gelinde, Nachsichtige { Der Grausame

Von der Mäßigkeit.

Die Vollkommenheit einer jeden Kraft bestehet in der Stärke der Handlung. Daher sind alle Leidenschaften, wenn sie auch noch so heftig sind, in Rücksicht des Begehrungsvermögens, welches sie hervorbringt, Vollkommenheiten. Weil aber dieses Vermögen dem Thiere zu seiner Erhaltung gegeben ist, bey dem Menschen aber den obern Vermögen unterworfen seyn muß, so dürfen die Handlungen desselben weder zu schwach seyn, (denn die Vollkommenheit besteht in der Stärke der Wirkung), noch zu stark, weil sie sonst die Gesundheit zerstöhren, und die edelsten Handlungen der See-

le hindern würden. Sie müssen folglich gemäßigt seyn, damit sie der Vernunft, das heißt, dem Menschen und seiner Natur entsprechen. Selbst diejenigen Leidenschaften, welche in dem Willen enstehen, müssen diese Bestimmung erhalten. Denn sollten sie auch nicht immer der Gesundheit schädlich seyn, so können sie doch die Seele mit Gegenständen beschäftigen, die sie nicht rühren sollten, oder sie an Gegenstände, die an und für sich nicht verwerflich sind, zu anhaltend fesseln. Daher ist ein zu hitziges Studiren fehlerhaft, weil es den Geist zu sehr an Betrachtungen gewöhnt, und ihn von dem thätigen Leben und von den pflichtmäßigen Sorgen für das Leben abziehet, worauf die Thätigkeit des Menschen ebenfalls gerichtet seyn muß. Ueberhaupt werden alle Leidenschaften durch zwey Tugenden bestimmt, die des Begehrens durch die Mäßigkeit, und die der Thatkraft durch die Tapferkeit.

Was nun die Mäßigkeit betrift, so giebt es nur zwey Arten von Leidenschaften, worauf sie anwendbar ist, und die daher zwey Gegenstände dieser Tugend bestimmen, nehmlich Mäßigkeit im

Ge-

Genuß des Vergnügens und im Verlangen. Die Liebe ist zwar die erste und stärkste Leidenschaft unter allen, sie bezieht sich aber immer, entweder auf ein gegenwärtiges oder auf ein abwesendes Gut. In jenem Falle entspringt aus ihr das Vergnügen, in diesem das Verlangen. Die Liebe ist daher in jene beyden Leidenschaften gleichsam verwebt und darin enthalten, und die Tugend, welche diese beyden Leidenschaften regieret, bestimmt zugleich auch die Leidenschaft der Liebe. Bey einer noch strengern Untersuchung wird man sogar finden, daß das Vergnügen die beyden übrigen in sich begreift, und daß die Mäßigkeit keinen andern Zweck hat, als den Genuß des Vergnügens, welches aus den Gütern der Seele, des Körpers und der äußern Verhältnisse entspringt, den Schranken der Vernunft unter zu ordnen. Da man aber einige Güter mehr als gegenwärtig, denn als abwesend, andere aber in dem entgegengesetzten Verhältniß betrachtet, so äußert sich bey einigen mehr das Vergnügen, bey andern mehr das Verlangen. Und in dieser Rücksicht wollen wir sie auch unterschieden haben.

Es giebt überhaupt drey Dinge, gegen welche ein fehlerhaftes Verlangen statt finden kann, nehmlich, die Erkenntniß, Reichthümer und die Ehre, und zwey andere, aus denen ein unregelmäßiges Vergnügen entspringen kann, nemlich die Sinne und die Ergötzlichkeiten.

Erstlich Erkenntniß. Da man nach der Kenntniß böser und schädlicher Dinge streben, da man sich selbst mit guten und nützlichen Kenntnissen zu viel oder zu wenig beschäftigen kann, so darf man wohl die Tugend, welche unser Verlangen nach Erkenntniß regelmäßig bestimmt, Wißbegierde oder lobenswürdige Neugierde nennen.

Sieht man auf den pflichtmäßigen Gebrauch der Reichthümer für andere, so heißt die Tugend, welche sich darauf beziehet, Freygebigkeit, sie gehört mit zur Gerechtigkeit; begehrt man sie aber für seinen eignen Gebrauch, so heißt die Tugend, welche die auf den Erwerb und den Gebrauch derselben gerichtete Thätigkeit mäßiget, Wirthschaftlichkeit.

Das Verlangen nach Ehre wird durch die Demuth, Bescheidenheit und den Edelmuth bestimmt. Die Demuth verhindert, daß man sich nicht zu sehr erniedrige; der Edelmuth, daß man sich nicht zu sehr erhebe; die Bescheidenheit mäßiget das Verlangen nach mittelmäßigen Ehren.

Das Vergnügen beziehet sich hauptsächlich auf die Sinne und namentlich, auf den des Geschmacks und des Gefühls, weil die regellose Befriedigung derselben der Gesundheit und der geistigen Thätigkeit am meisten schadet. Die Nüchternheit schränkt das Vergnügen des Essens und Trinkens ein; die Keuschheit hält das Vergnügen des Geschlechtstriebes im Zaume.

Erhohlungen sind nothwendig, um Körper und Geist abzuspannen, und um ihnen neue Kräfte zu geben. Allein da man das Vergnügen, das sie gewähren, mißbrauchen kann, so giebt es zur zweckmäßigen Bestimmung derselben eine besondere Tugend; nehmlich Artigkeit *) welche in

*) Eutrapelie.

Rücksicht auf die verschiedenen Gegenstände der Ergötzlichkeit verschiedene Arten unter sich begreift. Dergleichen sind z. B. der Umgang, Spiele, Musik, Jagd, Spatziergehen und andere, denen man keinen Namen gegeben hat, ausgenommen diejenige, welche das Vergnügen der Spottsucht mäßiget.

Die Kunst der Menschenkenntniß kann hier keine größere Genauigkeit beobachten, als die Moral, welche bey weiten noch nicht alle Arten der Mäßigkeit hat entdecken können. Denn es giebt viele Leidenschaften des Begehrens, für deren Leitung sie noch keine besondere Tugenden bestimmt hat, z. B. der Haß, die Abneigung und die Traurigkeit. Sie hat noch nicht einmal alle verschiedenen Modificationen des Verlangens und des Vergnügens bestimmt, bey welchen man fehlen kann, z. B. was den Gebrauch der höhern Sinnen betrift; denn eben dieselben Fehler des Uebermaaßes, welche sich bey dem Geschmack und dem Gefühl finden, kommen auch bey dem Gesicht, bey dem Gehör und dem Geruch vor. So wie aber die Moral den Mangel aller einzelnen Ausdrücke für die einzelnen Tugenden durch das einzige Wort

Mä-

Mäßigkeit ersetzt, so hat sich auch unsere Kunst die Freyheit genommen, unter dem Wort Mäßigung alles zu begrifen, was zur Beherrschung und Leitung der Leidenschaften gehört.

Sie setzt also den Mäßigen zwischen den Wollüstigen und den Fühllosen. Forschungsgeist stehet unter dem allgemeinen Begriffe der Neugierde, deren zwey entgegengesetzte Fehler sind, zu große Neugierde und Mangel an Neugierde. Dem Wirthschaftlichen stehen eben dieselben Fehler entgegen als dem Freygebigen, denn beyde sind nur durch den Zweck des Gebrauchs der Güter unterschieden. Der Demüthige, der Bescheidene, der Edelmüthige haben fast alle nur einerley Gegensätze. Aber der Hochmüthige und Ehrgeitzige sind verschieden. Die Bescheidenheit in Geberden schmilzt mit dem Charakter eines Weisen zusammen. Bescheidenheit in Kleidungen heißt Sauberkeit, welcher der Kleiderluxus und die Schmutzigkeit entgegenstehen. Aber diese Tugend kommt hier weiter in keine Betrachtung, weil sie nur das äußere angehet, und sich von selbst zu erkennen giebt. Den Nüchternen sind zwey Fehler des Ue-

bermaaßes, aber keiner in dem Mangel entgegenge-
setzt. Das Uebrige wird man aus folgender Ue-
bersicht sehen.

Der Mäßige	Der Wollüstige Der Fühlloße
Der Neugierige	Der Vorwitzige Der Träge
Der Wirthschaft-liche	Der Verschwender Der Geitzige
Der Demüthige	Der Hochmüthige Der Niederträchtige
Der Großmüthige	Der Eingebildete Der Niedriggesinnte
Der Bescheidene	Der Ehrgeitzige Der Verschämte
Der Nüchterne	Der Leckerhafte Der Trinker
Der Keusche	Der Unverschämte Der Kalte
Der Lustige	Der Narre Der Finstere

Zu diesen kommt noch
- Der leidenschaftliche Spieler
- Der leidenschaftliche Jagdliebhaber.

Von der Tapferkeit.

Die Tapferkeit mäßiget die Leidenschaften der Thatkraft, indem sie die Seele bey widrigen und beschwerlichen Ereignissen leitet. Es giebt drey Arten von Leidenschaften, welche sich auf dieses Begehrungsvermögen beziehen, nehmlich, Hofnung, Kühnheit, Zorn. Die zwey letzten sind die heftigsten, welche sich am wenigsten bändigen lassen. Daher äußert sich diese Tugend mehr in Bezug auf den Zorn und die Kühnheit als in Rücksicht auf die Hofnung. Da die Kühnheit, die Gefahren, und vorzüglich, die am meisten gefürchtete, den Tod, zum Gegenstand hat, so haben einige Philosophen diese Tugend nur auf die Beherrschung dieser Leidenschaft eingeschränkt. Allein nach der von uns gewählten Ordnung muß sie auf alle jene Leidenschaften ausgedehnt werden. Ehe wir die verschiedenen Arten derselben aufzählen, müssen

wir

wir noch bemerken, daß es drey Arten von Stärke giebt, nehmlich Stärke des Körpers, des Geistes und des Begehrungsvermögens. Die erste ist blos natürlich; die letzte wird durch Uebung und Vernunft erworben; die zweyte ist zum Theil erworben, zum Theil natürlich. Alle drey haben zwey Hauptfunktionen, nehmlich Angriff und Vertheidigung.

Da der Zorn die stärkste und gewöhnlichste Leidenschaft dieses Begehrungsvermögens ist, so setzen wir an die erste Stelle, die Sanftheit, wodurch der Zorn gemäßiget wird. Die Kühnheit hat verschiedene Arten, nach Verschiedenheit der Gegenstände, welche sie angreift oder denen sie widerstehet. Greift sie das Böse an, und zwar mit Waffen, so ist es kriegerischer Muth, in andern Fällen, Dreustigkeit; wenn sie große Gefahren nicht achtet, so heißt sie Großmuth. Wenn sie aber dem Bösen widerstehet, so entspringt daraus Standhaftigkeit und Geduld.

Die Hofnung wird durch Geduld und Beharrlichkeit geleitet; diese beziehet sich auf die Verzögerung, jene auf alle andere Schwierigkeiten,

welche der Erwartung des Guten in den Weg tre-ten können.

Nach dieser Ordnung muß unsere Kunst erst die Stärke und Schwäche des Körpers und Geistes betrachten; dann von der Sanftheit, welcher der Zorn und die Unempfindlichkeit entgegenstehen, und so von den übrigen handeln, wie man aus folgender Tabelle ersehen kann.

Der körperlich starke hat nur ein Gegentheil		Der körperlich Schwache
Der starke Geist		Der schwache Geist
Der Sanfte		Der Zornige
		Der Unempfindliche
Der Herzhafte		Der Tollkühne
		Der Feige
Der Dreuste		Der Unverschämte
		Der Blöde
Der Großmüthige		Der Eingebildete
		Der Kleinmüthige

Der

Der Standhafte { Der Unbeständige / Der Hartnäckige

Der Geduldige { Der Ungeduldige / Der Stumpfsinnige

Der Beharrliche { Der Halsstarrige / Der Flatterhafte

Zwey-

Zweytes Buch.

Mittel zur Menschenkenntniß.

Nachdem wir bisher die Neigungen, die Bewegungen der Seele und der Gewohnheiten, deren Erforschung die Menschenkenntniß verspricht, ihrer Natur nach untersucht haben; so müssen wir nun auch die Mittel aufsuchen, mit deren Hülfe sie zu jener Kenntniß gelangt.

Wir können uns auf keine andre Weise eine Kenntniß von unbekannten Gegenständen erwerben, als vermittelst andrer uns bekannter Dinge. Giebt es also eine Kunst, das, was im Innern der Men-

schen

schen verborgen ist, zu entdecken: so muß sie nothwendig solche Mittel dazu anwenden, welche nicht allein bekannt sind, sondern auch mit dem zu entdeckenden Unbekannten in einer so unzertrennlichen Verknüpfung stehen, daß sich von dem einen auf das andere schließen läßt. Da nun eine solche Beziehung nur in den drey Fällen statt finden kann, daß entweder von der Ursache auf ihre Wirkung, oder von der Wirkung auf ihre Ursache, oder endlich von einer Wirkung auf die andere, insoferne beyde von einer gemeinschaftlichen Ursache herrühren, geschlossen wird: so kann es auch nur dreyerley Mittel geben, welche dieser Kunst ihr vorgestecktes Ziel erreichen helfen. Sie erräth nehmlich entweder eine verborgene Wirkung, weil sie die Ursache weiß, oder eine unbekannte Ursache, weil sie die Wirkung kennt, oder endlich eine versteckte Wirkung, weil sie eine andere wahrnimmt. Diese Mittel nun das Verborgene zu entdecken, nennen wir Zeichen, weil sie dasselbe gleichsam andeuten und bezeichnen.

Weiß ich also z. B. daß ein Mensch melancholischen Temperaments ist, und ziehe nun die

Fol-

Folgerung daraus, daß er eine Neigung zur Traurigkeit habe, indem jenes Temperament diese Neigung hervorbringt: so ist die Ursache das Zeichen der Wirkung. Umgekehrt, wenn ich muthmaße, daß der, welcher von Natur zur Traurigkeit geneigt ist, auch ein melancholisches Temperament haben muß: so ist die Wirkung das Zeichen der Ursache. Wenn ich endlich bey beyden eine gewisse Furchtsamkeit wahrnehme, und daraus nun auf ihre Versteckheit schließe, weil die Schwäche, die sich bey dem melancholischen Temperament findet, beyde sowohl Furchtsamkeit als Versteckheit erzeugt, so vertritt in diesem Falle eine Wirkung das Zeichen der andern. Die Menschenkenntniß kann also sowohl gewisse Ursachen als gewisse Wirkungen zu ihren Zeichen brauchen, und wir müssen nun auch untersuchen, welche sie dazu anwenden könne?

Ursachen, die zu Zeichen dienen.

Die Ursachen, welche zur Erlangung der Menschenkenntniß dienen können, sind alle die, welche auf und in dem Menschen wirken, Verän-

derungen in Seele und Körper hervorbringen, und beyder Handlungen bestimmen und verändern. Sie sind zweyerley: innerliche und äußerliche.

Die Innerlichen sind: Fähigkeiten der Seele, Temperament, Verhältniß der Theile des Körpers, Alter, Stand, Angewohnheiten sowohl im Denken als Handeln und Leidenschaften — die Aeußerlichen sind: Eltern, Gestirne, Clima, Jahreszeit, Nahrungsmittel, Vermögensumstände, Beyspiele, Ermahnungen, Strafen und Belohnungen. Denn alle diese Ursachen machen verschiedene Eindrücke auf den Menschen, bringen nach Maaßgabe ihrer Stärke oder Schwäche verschiedene Wirkungen in ihm hervor und bestimmen ihn zu dieser oder jener Handlung; so daß jedes Maaß von Seelenkräften, jedes Temperament, jedes Alter, jeder Stand seine eigenthümliche Handlungsweise, seine besondere Disposition, seine Zuneigungen, seine Abneigungen hat.

So vererben öfters die Eltern die Eigenschaften des Geistes und Körpers, welche sie selbst von der Natur erhalten haben, auf ihre Kinder. Cli-

ma, Gesundheit, Krankheiten, Lebensart, Glück und Unglück, gute und böse Beyspiele; endlich auch die Constellationen (aspects) der Gestirne greifen Leib und Seele an, erzeugen in ihnen mancherley Eigenschaften, und machen sie zu diesen oder jenen Handlungen geneigt.

Wirkungen, welche Zeichen abgeben können.

Wie die Ursachen, so sind auch ihre Wirkungen, welche daraus entspringen von zweyerley Art, nehmlich körperlich und geistig.

Die Geistigen sind: Fähigkeiten des Geistes, Neigungen, Gewohnheiten, alle Handlungen und Bewegungen der Seele: denn wie diese in Rücksicht auf die Wirkungen, die sie wieder hervorbringen, unter die Ursachen gezählt werden; so stehen sie in Bezug auf die Ursachen, davon sie selbst herrühren, unter den Wirkungen: zum Beyspiel, die Neigung zum Zorn ist die Ursache des Zorns, aber auch selbst wieder die Wirkung eines gallichten Temperaments.

Die körperlichen Wirkungen bestehen in der Größe und Bildung der Theile des Leibes, in den ursprünglichen und abgeleiteten Eigenschaften, den Gesichtszügen, der Haltung und Bewegung des Leibes. (Von jedem dieser Stücke wird unten besonders gehandelt werden).

Kennt man also diese Ursachen und ihre Kräfte: so kann man daraus auf ihre gegenwärtigen oder zukünftigen Wirkungen schließen, und wenn man diese Wirkungen wahrnimmt, und weiß worauf sie sich beziehen müssen; so kann man ihre noch fortdauernden oder vergangenen Ursachen errathen. Sie bezeichnen einander wechselsweise und die Kunst Menschen zu kennen, bedient sich ihrer mit vollem Rechte um ihre Versprechungen zu erfüllen.

Aber diese Zeichen verschaffen nicht alle eine gleich genaue Kenntniß von den Gegenständen, auf welche sie sich beziehen; manche bezeichnen dieselben mit mehr Zuverläßigkeit als andere; wir müssen also ihre Stärke und Schwäche sorgfältig unter-

terſuchen, denn dies iſt der vornehmſte und ſtärkſte Grundpfeiler unſerer Kunſt.

Stärke und Schwäche der Zeichen.

Erſtes Kapitel.

Folgerungen aus den Urſachen.

Im Allgemeinen ſind die Folgerungen aus den Urſachen weit unzuverläßiger, als die aus den Wirkungen. Denn wenn man weiß, daß eine Urſache dies oder jenes bewirken *kann*: ſo folgt ja daraus noch nicht, daß ſie es wirklich *bewirkt*, weil immer noch verſchiedene Hinderniſſe dazwiſchen kommen können; aber wenn man die Wirkung ſieht, ſo muß nothwendig die Urſache vorhergegangen ſeyn. Deswegen läßt ſich zum Beyſpiel weit ſicherer von äußerlichen körperlichen Anzeichen auf das Temperament, als von dem Temperament auf die Neigungen ſchließen; denn dieſe Anzeichen ſind Wirkungen des Temperaments, das

Temperament ist aber die Ursache der Neigungen.

Nächste Ursachen.

Die Ursachen sind wieder theils nähere theils entferntere. Jene lassen weit zuverläßigere Folgerungen zu als diese, weil sie in einem genauern Zusammenhang mit ihren Wirkungen stehen. Aus demjenigen, was man von dem Temperament weiß, kann man die Neigungen sicherer kennen lernen, als aus dem Stand, dem Alter, Clima ꝛc. Am gewissesten sind die Schlüsse, von den Gewohnheiten auf Handlungen. Wenn einer weiß, daß ein Mensch gerecht ist, so kann er immer mit Gewißheit voraus sagen: bey der und der Gelegenheit wird er gerecht handeln.

Hierher kann man auch die Leidenschaften rechnen, in Rücksicht auf die, welche mit ihnen verschwistert zu seyn pflegen. Eine Leidenschaft kommt niemals allein; immer entstehen aus ihr mehrere, die entweder zugleich mit ihr auftreten, oder ihr doch auf dem Fuße nachfolgen. So sind Stolz, Ungeduld, Unbesonnenheit, Gefährtinnen des

Zorns

Zorns; wer sich von diesem hinreißen läßt, wird auch zuverläßig jenen nicht entgehen. Diese Bemerkung ist wichtig; sie hat zu einer der scharfsinnigsten Regeln der Physiognomik Gelegenheit gegeben, welche Aristoteles erfunden und Syllogistik genennt hat; — doch davon weiter unten.

Endlich läßt sich auch nach Maaßgabe der Fähigkeiten des Geistes sehr sicher die Güte oder Untauglichkeit der Geistesprodukte eines Menschen im Voraus bestimmen, und sobald er genöthigt ist, aus sich selbst einen Gedanken zu schöpfen, oder über etwas zu sprechen; so kann er nicht anders, als nach dem Maaß von Geisteskräften reden und sprechen, das man einmahl in ihm wahrgenommen hat.

Entferntere Ursachen.

Wenn, in Betreff der entferntern Ursachen, die Astrologie so zuverläßig wäre, als viele sich einbilden: so wären ohne Zweifel die Schlüsse, welche man aus Betrachtung der Gestirne zieht, die untrüglichsten von allen. Allein ich glaube nicht an die große Macht, die man den Gestirnen zu-

schreibt, und traue ihnen höchstens einen geringen Einfluß auf das Klima zu, von dem man auf das Temperament, davon das letztere, wie die Gestirne eine entfernte Ursache ist, und von diesem wieder auf die Neigungen schließen könnte. Auch Alter und Krankheiten kann man hieher rechnen. Aber Vermögensumstände, Stand, Beyspiel worunter ich auch Ermahnungen begreife, Belohnungen und Strafen geben nur sehr zweydeutige Vermuthungen. Die trüglichsten Schlüsse sind endlich die, aus den Jahreszeiten und Nahrungsmitteln.

Schlüsse aus den Wirkungen.

Hier muß man sich wieder an die obige Eintheilung der Wirkungen in Geistige und Körperliche erinnern. Da sind denn, im Ganzen genommen die Folgerungen aus den körperlichen viel sicherer als aus den geistigen. Denn sie werden entweder unmittelbar von dem Temperament und aus der Bildung der körperlichen Theile, welches die nächsten Ursachen der Neigungen sind, erzeugt; oder sie werden von den Leidenschaften selbst hervorgebracht, und äußern sich am Körper, wenn die Seele in einer leidenschafts-

schaftlichen Bewegung ist. Die Geistigen hingegen, als: Eigenschaften des Geistes, Neigungen, Handlungen und Bewegungen der Seele, Gewohnheiten, können jede gar zu mancherley Ursachen haben, als daß nicht die daraus abgeleiteten Folgerungen äußerst schwankend und ungewiß seyn sollten. So können die Leidenschaften von verschiedenen Ursachen, von Geistesschwäche, Neigung ꝛc. erzeugt werden. Die Neigungen können durch thierischen Trieb (instinct), Temperament, und Gewohnheit eingeflößt werden. Die Gewohnheiten haben ebenfalls ihre verschiedenen Entstehungsarten, so auch die Eigenschaften des Geistes ꝛc. Kurz, es ist allezeit äußerst schwer mit Gewißheit zu bestimmen, welche Ursache eine von diesen Wirkungen gehabt habe.

Da nun die körperlichen Wirkungen die sichersten Kennzeichen und die einzigen sind, wodurch die Physiognomik die Neigungen erforschen kann; so müssen wir sie desto sorgfältiger untersuchen, ihre Anzahl berechnen, ihren Ursachen nachspühren, und ihre Stärke und Schwäche abmessen, um nicht allein mit Hülfe der Physiognomik die Neigun-

gen,

gen, sondern auch vermöge der Menschenkennt. niß, die Eigenschaften des Geistes, Leidenschaften und Gewohnheiten entdecken und beurtheilen zu können.

Zweytes Capitel.

Von den natürlichen Zeichen.

Vor allen Dingen müssen wir hier wieder zwey Arten von Wirkungen oder Zeichen, die dem Körper eingedrückt sind, unterscheiden: Natürliche, welche von der Leibesbeschaffenheit und andern einfachen Ursachen *) herrühren, und astrologische, welche vom Einfluß der Gestirne herkommen. Mit den letztern beschäftigen sich die Metoposcopie und Chiromantie; in wie fern diese Wissenschaften zuverläßig sind und man aus den Zeichen, auf welche sie ihre Regeln gründen, sicher die Neigungen, Leidenschaften und Gewohnheiten erkennen kann, wie vorgegeben wird, werden wir weiter unten untersuchen.

Die

*) Cauſes elementaires.

Die natürlichen Zeichen theilt Aristoteles in neun Hauptklassen, als:

1) die Bewegung des Leibes, dahin gehört der Gang, die Bewegungen der Hände (gestes), die Haltung des Körpers (maintien).
2) Schönheit und Häßlichkeit.
3) Farbe.
4) Gesichtszüge und Geberden.
5) Beschaffenheit der Haut.
6) die Stimme.
7) das Fleisch.
8) die Größe, und
9) Bildung der Theile.

Alle diese Zeichen können bald von innern bald von äußern Ursachen herrühren. Dieser Unterschied ist sehr wichtig, weil man fast ganz allein darnach beurtheilen muß, ob ein Zeichen brauchbar ist oder nicht; wie man sogleich sehen wird.

Die innern Ursachen sind die Bildung der Theile, das Temperament, und die bewegende Kraft; die äußern sind alles das, was von außen her eine Veränderung in dem Körper hervorbringt. Ein

Mensch

Mensch kann langsam gehen seiner natürlichen Neigung gemäß, oder auch aus Vorsatz, oder wegen körperlicher Schwäche. Schönheit und Häßlichkeit sind Gaben der Natur, aber auch der Kunst und des Zufalls. Die Farbe richtet sich nach dem Temperament, aber auch die Luft und andere Umstände haben Einfluß auf sie. Eben so verändern sich die Gesichtszüge, die Stimme, die Haut und das Fleisch; endlich ist auch die Bildung der Theile bald natürlich, bald zufällig; einen Buckel zum Exempel kann man durch einen Fluß (fluxion), von einem Falle und auch von Natur bekommen. Nun giebt es freylich Zeichen, welche nicht so leicht von äußern Ursachen verändert werden, dergleichen die Bildung, die Gesichtszüge, die Bewegung des Leibes sind: dagegen nehmen aber andre; wie die Farbe, die Haut und die Stimme, ihre Eindrücke desto leichter an.

Aber angenommen, wie man thun muß, daß nur die innern Ursachen zuverläßige Zeichen hervorbringen: so entsteht die Bildung und Größe der einzelnen Theile aus ihrer harmonischen Einrichtung im Ganzen; das Temperament erzeugt die Farbe,

die

die Beschaffenheit der Haut, und des Fleisches; der Gang und die andern Bewegungen des Leibes kommen von der bewegenden Kraft. Die Schönheit hingegen, die Stimme und die Gesichtszüge rühren von allen drey Ursachen zusammen her. Denn, da die Schönheit in einem richtigen Verhältniß der Glieder, in der Farbe und in der Grazie bestehet: so entspringt dies Verhältniß aus der verhältnißmäßigen Bildung derselben, die Farbe rührt vom Temperament und die Grazie von der Bewegung her. Die Stimme richtet sich nach der Bildung der Organe, ihrem Temperament und der Bewegung der Muskeln. Die Gesichtszüge und Geberden endlich wie auch die Haltung des Körpers gehören zwar vornehmlich unter die Wirkungen der Bewegung. Denn die Geberden, welche die Ausbrüche der Leinenschaften begleiten, sind nichts als ein gewisses Verhältniß der Theile, welches aus den verschiedenen Bewegungen entstehet, die unter ihnen, nach Maaßgabe der im Begehrungsvermögen durch ein Gut oder ein Uebel veranlaßten Bewegungen, vorgehen. Wenn aber die Leidenschaften ruhen, so sind die andern bleibenden Züge des Gesichts auf Rechnung der Bildung

dung der Theile und des Temperaments zu schreiben: dieß kann man an solchen Leuten gewahr werden, welche die Einrichtung und Anordnung der Theile, die sonst eine Leidenschaft zu veranlassen pflegt, von der Natur erhalten haben.

Eintheilung der Zeichen.

Die beschriebenen Zeichen sind entweder gemeine oder besondere. Jene schränken sich nicht auf eine einzige Eigenschaft ein sondern bedeuten mehrere. Die besondern hingegen sind auf eine einzige eingeschränkt.

Ferner giebt es Zeichen, die sich fast nie verändern, wie das Verhältniß der Theile; alle andere sind der Veränderung unterworfen. Die letztern sind wieder entweder beständig und bleibend, oder vorübergehend und flüchtig Beständig sind zum Beyspiel diejenigen, welche vom Alter und Klima herrühren; vorübergehend die, welche Krankheiten und Leidenschaften erzeugen.

Alle diese Unterscheidungen dienen zur Beurtheilung der Stärke oder Schwäche eines Zeichens.

Rem-

Nemlich diejenigen, welche von äußern Ursachen abhängen, sind unzuverläßig. Von denen, welche eine innere Ursache hervorgebracht hat, bezeichnen die beständigen bleibende Neiungen; die vorübergehenden können zwar wohl gegenwärtige Leidenschaften andeuten, aber nicht natürliche Neigungen, es müßte denn zufälliger Weise geschehen.

Ferner sind diejenigen Zeichen, welche weniger von äußern Ursachen verändert werden können, die Bildung zum Beyspiel, die Gesichtszüge und die Bewegung, sicherer als zum Exempel die Farbe, die Haut, das Fleisch, die Stimme.

Auch aus den Zeichen, welche mehreren gemein sind, kann man nichts mit Gewißheit abnehmen, wenn nicht noch ein besonderes Merkmal hinzukommt und sie näher bestimmt.

Methode des Aristoteles, die Sicherheit der Zeichen zu prüfen.

Aristoteles stellt eine andere Regel auf, die Kraft und Zuverläßigkeit der Zeichen zu beurtheilen

len. Er sagt nemlich; diejenigen, welche sich an den vornehmern und edlern Theilen befinden, sind die sichersten. Er giebt dem Kopfe die erste Stelle, an diesem zieht er wieder die Augen zuerst in Erwegung, sodann die Stirn und endlich den Mund nebst allen andern Theilen unter den Augen. Den zweyten Rang, nach dem Kopfe, behauptet die Brust und die Schultern, den dritten die Arme und Beine, der Bauch ist der letzte und unbeträchtlichste.

Diese Regel scheint jedoch sowohl den übrigen Grundsätzen des Aristoteles, als der Vernunft zu widersprechen. Denn da er das Herz zur Grundursache aller Handlungen annimmt, und zum Entstehungsort aller Leidenschaften macht: so hätte er billig der Brust und nicht dem Kopfe die erste und vorzüglichste Stelle einräumen sollen; er hätte diejenigen Zeichen für die untrüglichsten erkennen sollen, welche sich von denen Theilen selbst herschreiben, welche den Ursprung der durch jene Zeichen angedeuteten Neigungen und Leidenschaften in sich fassen. Allein man muß nur bedenken, daß Aristoteles hier von der Vortreflich-

keit

keit der Theile nicht als Philosoph oder Arzt urtheilt, sondern sie blos in der Rücksicht betrachtet, in wie fern sich die Leidenschaften daraus erkennen lassen. Deswegen setzt er auch Arme und Beine eher als den Unterleib, ob sie gleich lange nicht so edel, und für die thierische Natur und Einrichtung so unentbehrlich sind, als jener. Daß sich aber die Leidenschaften nirgends schneller und deutlicher äussern als am Kopfe, ist ausgemacht.

Am Kopfe zeigen sich die Leidenschaften am deutlichsten.

Die Gründe, warum wir dies annehmen, sind: Erstens kommen die Sinne bey Entstehung der Leidenschaften sehr ins Spiel, indem sie uns die ersten Vorstellungen von Dingen verschaffen, wodurch die Leidenschaften angereitzt werden, und diese befinden sich, den Sinn des Gefühls ausgenommen, alle am Kopfe. Hierzu kommt, daß in dem Gehirne auch das Vermögen Gutes und Böses zu unterscheiden *), welches das Begehrungsver-

*) Estimative.

vermögen in Bewegung setzt, seinen Sitz hat; und daß von ihm auch die Stärke und Schwäche des Geistes abhängt, die keinen geringern Einfluß auf die Neigungen und Leidenschaften hat. So sind unstreitig Kinder, Kranke und Frauenzimmer aus bloser Schwäche des Geistes leicht zu erzürnen; denn Hitze im Blute oder im Herzen, welche sie zum Zorne aufgelegt machen könnte, haben sie eben nicht.

Die vornehmste Ursache von dem stärkern Ausdruck der Zeichen an dem Kopfe, liegt aber in dem Eindrucke, den die Leidenschaften darauf machen. Der Zweck der Seele bey den Bewegungen des Begehrungsvermögens ist, dem lebendigen Wesen den Genuß eines Gutes zu verschaffen, das sie für nothwendig für dasselbe hält, oder ein Uebel zu entfernen, das ihm nachtheilig werden könnte. Dazu bedient sie sich aller der Theile, die ihr zu Gebote stehen, und läßt sie ihrer Absicht gemäß sich bewegen. Da nun nicht alle gleich beweglich sind: so wird man auch an einigen die Bewegungen der Seele und die Abwechselungen in denselben früher gewahr als an andern.

Denn

Denn jede Leidenschaft hat ihre Stufen; die erste ist die Bewegung des Begehrungsvermögens, welche als eine immanente Handlung blos in der Seele bleibt, darauf folgen die Regungen des Herzens und der Lebensgeister, als der ersten Werkzeuge des sinnlichen Begehrungsvermögens. Bey dem weitern Fortschreiten der Leidenschaft gerathen die Augen, die Stirn und andere Theile des Kopfes in Bewegung, und wenn es bis zur Ausführung kommt, und die Seele das Gut wirklich geniessen, das Uebel von sich entfernen will: so setzt sie die dazu bestimmten Theile und endlich, wenn sie kein Hinderniß findet, den ganzen Körper in Bewegung.

Das Herz und die Lebensgeister werden also von den Leidenschaften zuerst erschüttert. Die Bewegung des Herzens ist aber nicht so merklich als die der Lebensgeister, welche sich sogleich auf dem Gesichte zeigt. Diese führen nehmlich das Blut bey sich, und dessen Zuströmen oder Zurücktreten verändert augenblicklich die Farbe und Gestalt des Gesichts, aber nicht der andern Theile, und zwar aus zwey Gründen. Erstens strömen die

Lebensgeister in größerer Menge nach dem Gesichte als nach andern Theilen, weil die Sinnenwerkzeuge dort liegen, in deren großen Gefäßen sie freyer und häufiger zufließen können. Zweytens ist die Haut des Gesichts von einer ganz andern Beschaffenheit als an dem übrigen Körper. Ueberall, die flache Hand und die Fußsolen ausgenommen, ist sie von dem Fleische getrennt; im Gesicht aber so genau mit demselben verbunden, daß man sie ohne Verletzung nicht von ihm trennen kann; daher denn auch die Farbe, die von der Bewegung und Beschaffenheit des Blutes herrührt, sich im Gesichte lebhafter und stärker zeigt als am übrigen Körper, und das um so mehr, weil das Fleisch daben äußerst zart und weich ist, welches weder in den Händen noch an den Fußsolen statt findet. Wenn also die Gesichtsfarbe eher und leichter als alle andere Theile von den Leidenschaften verändert wird: so müssen sich diese auch nothwendigerweise im Gesicht am schnellsten und deutlichsten zeigen.

Da aber die Seele ihre Bewegungen nicht allein dem Herzen, den Lebensgeistern und den Feuchtigkeiten, sondern auch andern Theilen mittheilt,

theilt, welche sich von selbst in Bewegung setzen: so muß sie auch von ihnen diejenigen am ersten erschüttern, welche am beweglichsten sind, ob sie gleich öfters der Erreichung ihrer Absicht dadurch im übrigen nichts näher kommt. Denn wozu hilft bey dem Zorne das Runzeln der Stirne, das Zusammenziehen der Augenbraunen und Oefnen der Nasenlöcher? oder bey der Schaam das Niederschlagen der Augen, das Erröthen, die Bestürzung? Sind nun gleich alle diese Bewegungen ganz und gar unnütz: so rühren sie doch unstreitig von der Unruhe her, in welche die Seele durch die Leidenschaft versetzt wird, und in welcher sie alles um sich her zu ihrem Dienst aufbietet.

Sind nun in der That keine anderen Theile des Körpers so beweglich, noch für die Einwirkungen der Leidenschaften so empfänglich, als diejenigen welche sich am Kopfe befinden, so hat auch Aristoteles Recht gehabt, ihm unter den physiognomischen Zeichen den ersten Platz einzuräumen, und sie unter einander wieder so zu ordnen, daß er erst die Augen, auf diese die Stirn, und so dann die übrigen folgen läßt.

Die Neigungen zeigen sich am Kopfe.

Man könnte zwar sagen, alles bisher vorgetragene zeige zwar, daß die Leidenschaften auf dem Gesichte zum Vorschein kämen; daraus folge aber noch gar nichts in Rücksicht auf die Neigungen. Alle jene Veränderungen und Bewegungen, welche auf eine Erschütterung der Seele folgen, wären vorübergehende Zeichen, welche aber keinesweges fortdauernde Anlagen und Eigenschaften, wie Neigungen und Gewohnheiten sind bedeuten könnten. — Ist aber vorerst nur soviel dargethan, daß die Leidenschaften sich vorzüglich im Gesicht äußern: so ist schon viel gewonnen. Denn nach der Regel der Uebereinstimmung, von der unten die Rede seyn wird, haben alle, welche von der Natur die Gesichtszüge erhalten haben, die bey einer gewissen Leidenschaft zu entstehen pflegen, auch eine Neigung zu derselben. Auf jeden Fall bleibt dies immer gewiß: sobald das Temperament, die Bildung der Theile, und die bewegende Kraft die Ursachen der bleibenden Zeichen sind: so giebt es keinen Theil, an dem sich die bildende Kraft wirksamer zeigte als den Kopf, wegen der Wichtigkeit seiner Verrichtungen und seiner Werkzeuge;

keinen Theil, an welchem das Temperament sich so deutlich wahrnehmen ließe, wegender besondern Beschaffenheit der Haut; keinen Theil endlich, wo die bewegende Kraft stärker, und in einem freyern Spielraume würken könnte, weil sie hier gleichsam einheimisch, und in ihrer ganzen Würksamkeit ist.

Erwägt man nun noch, daß die mannichfaltigen Werkzeuge, die sich an dem Kopfe befinden, eine größere Anzahl von Zeichen möglich machen, als an jedem andern Gliede; daß im Gegentheil, die Furcht, die Kühnheit, und einige mit diesen beyden verschwisterte Leidenschaften abgerechnet, keine einzige ein Merkmal in der Gegend des Herzens zurückläßt: so wird man dem Kopfe in Ansehung der physiognomischen Zeichen den Vorrang gar nicht streitig machen können.

Man kann aus Armen und Beinen die Neigungen erkennen.

Aus den letztern Gründen scheint zu folgen, daß wir die zweyte Stelle den Armen und Beinen einräumen und annehmen müßten, daß sie nach

dem Kopfe die meisten und gewissesten Zeichen enthielten, daß sie uns folglich auch wichtiger seyn müßten, als die Brust. Soviel ist richtig, wenn man die Geberden, die Stellung und die Bewegung für untrüglichere Zeichen hält, als die Bildung, wofür sie Aristoteles auszugeben scheint *), indem er die Bewegung eher als die Bildung nennt, so werden diese besser durch die Bewegung der Hände und den Gang ausgedrückt als durch die Zeichen an der Brust, wo man bey dem ersten Anblick glaubt, daß nichts als die Bildung in Erwägung gezogen werden könnte.

Allein wir haben schon oben bemerkt, daß man bey den Leidenschaften sowohl ihre erste Aufwallung als ihre wirkliche Ausführung betrachten könne, und daß die erste öfters ohne die letztere statt finde. Nun sind Arme und Beine die vornehmsten Werkzeuge zu Ausrichtung dessen, was das Begehrungsvermögen gebietet; das Herz aber ist das Prinzip und die Quelle der Bewegung.

Das

*) ἰσχυρότερα ἐν τοῖς ἤθεσι, καὶ κατὰ τὰς κινήσεις καὶ τα σχήματα.

Das letzte giebt also auch allgemeinere und zuverläßigere Merkmale von sich als jene; weil es bey jeder Leidenschaft in Bewegung ist, aber nicht jede Leidenschaft zur Ausführung kommt. Hierzu kommt, daß die Brust und die Schultern so gut als die Arme ihre besondere Haltung und Bewegung haben, und daß sich wohl die Bewegung der Hände, und der Gang durch die Gewohnheit verändern lassen, nicht aber die Bildung der Brust; diese zeigt allezeit das Temperament des Herzens, und mittelbar also auch die Neigungen an. Aristoteles vergleicht auch gar nicht die Geberden und die Bewegung mit der Gestalt, sondern alle drey mit andern Merkmalen, als der Farbe, der Stimme, der Beschaffenheit der Haut und des Fleisches, welche unstreitig (wie schon oben bemerkt worden) ungewisser als jene sind.

Es bleibt also immer richtig, daß in Ansehung der physiognomischen Zeichen dem Kopfe die erste Stelle gebührt, der Gegend des Herzens die zweyte, die dritte den Armen und Beinen, und die letzte dem Unterleibe zukommt. Es scheint zwar, als ob der letzte den Händen und Füßen

den Rang streitig machen könnte, weil sich eine Menge Zeichen, besonders in Ansehung der Mäßigkeit an ihm finden; allein erstens verbeut schon der Wohlstand diesen Theil so wie die übrigen zu betrachten, seine Merkmale sind also schon verborgner; zweytens bezeichnen sie auch nicht sowohl die Verrichtungen der empfindenden, als vielmehr nur der vegetirenden Seele, indem sie jene nur zuweilen zufälliger weise mit ausdrücken.

Von welchen Theilen die Merkmale herzunehmen sind.

Aristoteles giebt überhaupt folgende Regel: die wichtigsten Theile sind, die in quibus sapientiae multae apparentia fit *). Dies läßt sich auf zweyerley Weise erklären. Erstlich: die Theile, woran sich die Vernunft und Mäßigung am stärksten äußert, enthalten auch die sichersten Zeichen der Neigungen.

Da

*) ἐφ ᾽ ὧν καὶ φρονήσεως πλείσης ἐπιπρέπεια γίνεται.

Da nun ein Mensch seine Vernunft hauptsächlich in seinen Gesichtszügen und Geberden und durch seine Stellung zu erkennen giebt: so muß auch die Physiognomik ihre zuverläßigsten Merkmahle davon hernehmen. Denn der Verstand enthält überhaupt eine Anlage zu allen Tugenden: der Unverstand hingegen macht zu allen Lastern und Untugenden fähig: wo sich also diese beyden Eigenschaften am leichtesten erkennen lassen; da finden sich auch die besten Merkmahle aller andern Neigungen.

Die andere und nach meiner Ueberzeugung die beste Erklärung ist: die zuverläßigsten Zeichen der Neigungen muß man von den äußern Theilen hernehmen, weil sie es sind, auf die die Seele die meiste Sorgfalt zu wenden scheint, die sie mit größerer Kunst, mit genauerer Aufsicht bildet und pflegt. In ihnen giebt sie sich deutlicher zu erkennen; stellt sich so zu sagen lebendiger in ihnen dar, und kann also auch ihre Neigungen durch sie lebhafter ausdrücken als durch andre Theile. Nirgends aber zeigt sich ihre Sorgfalt, ihre Aufsicht und Geschicklichkeit mehr als in den Augen und

den

den andern Theilen des Kopfes, weil hier der Sitz aller Sinne und selbst des Verstandes ist. Nach dem Kopfe kommt die Brust, weil darin die Quelle des Lebens und die Wohnung des Begehrungsvermögens ist. Endlich Hände und Füße als Werkzeuge der willkührlichen Bewegung, der edelsten Eigenschaft des lebendigen Wesens, nächst der Empfindung.

Aus dem bisherigen ist nun klar, daß man nur von eigenthümlichen und bleibenden Zeichen auf die Neigungen der Seele schließen könne, und daß diese meistens von der Gestalt, den Gesichtszügen, den Bewegungen und der Beschaffenheit des Fleisches herzunehmen seyen. Von den Zeichen, die Aristoteles aufstellt, sind Gestalt und Gesichtszüge die ersten. Nach ihnen kommt die Bewegung; denn da das lebendige Wesen nur durch die Regungen des Begehrungsvermögens in Bewegung gesetzt wird, so läßt sich aus der Bewegung als der Wirkung leicht die Beschaffenheit des Begehrens erkennen. Alsdenn folgt das Fleisch, welches den Stoff anzeigt, woraus der Körper zusammengesetzt ist. Da nun jeder Stoff seine eigen-

thüm-

thümliche Form haben muß: so kann man von der Beschaffenheit des Stoffes auch auf die Eigenschaften der Form schließen. In der vierten Klasse stehen die Haut und die Haare, weil man nach ihnen das Fleisch berurtheilen kann. Die ganze Reihe beschließen endlich die Farbe und die Stimme, weil sie am unbeständigsten sind, und besonders die Stimme alle Augenblicke durch Leidenschaften, durch den geringsten Catarrh und durch hundert andere dergleichen Dinge verändert werden kann.

Drittes Capitel.

Regeln, aus den natürlichen Zeichen die Neigungen zu erkennen.

Alle diese Merkmahle sind aber einzeln und ohne Verbindung mit andern nicht hinreichend, zuverläßige Folgerungen daraus zu ziehen: sondern es gehören allezeit mehrere dazu, um das, was man sucht, genau zu bestimmen. Die Physiognomik theilt sie zu diesem Behuf in verschiedene Klassen, worunter alle die begriffen sind, welche auf Einen Zweck gerichtet sind. Die Anzahl dieser Klassen richtet sich nach der vierfachen Beziehung oder Aehnlichkeit, welche ein Mensch mit andern Gegenständen haben kann. Man kann ihn nemlich vergleichen: 1) mit einem andern Menschen, welcher in einer leidenschaftlichen Bewegung ist, 2) mit Menschen aus andern Himmelsstrichen 3) mit einem Weibe oder endlich 4) mit einem Thiere. Auf

diese vierfache Beziehung sind vier Regeln gegründet, die nicht allein den Zweck der Physiognomik befördern helfen, sondern auch eine Geschichte der Entstehung und der Fortschritte dieser Kunst enthalten.

Fortschritte der Physiognomik.

Wie alle Wissenschaften nicht auf einmal, auch nicht in einem Jahrhunderte zu der Vollkommenheit gelangt sind, die Zeit und Erfahrung ihnen gegeben haben: so ist auch unstreitig unsere Physiognomik von einem unbedeutenden Anfange nur stufenweise zu einer größern Ausbildung fortgeschritten. Wahrscheinlich betrafen die ersten Beobachtungen nur die Würkungen, welche die Leidenschaften auf dem Gesichte hervorbringen. Man bemerkte, daß ein Mensch, der vom Zorne entbrannt oder von Schwermuth niedergebeugt war, diese oder jene Gesichtszüge annahm, und fand es wahrscheinlich daß einer, der diese Züge von Natur schon hatte, auch zu jenen Leidenschaften geneigt sey. Diese Methode, die Neigungen zu entdecken, ist dem gemeinen Menschenverstande am angemessensten, und am leichtesten zu finden.

Nach-

Nachher fiel man darauf, die Aehnlichkeit der Menschen mit den Thieren zu untersuchen, und schloß von dieser Aehnlichkeit der Gestalt auch auf Gleichheit der Neigungen. Weiter bemerkte man die Aehnlichkeiten zwischen beyden Geschlechtern, und endlich fand man auch die, zwischen Menschen aus verschiedenen Climaten. Denn die Bewohner verschiedener Himmelsstriche haben wie die verschiedenen Geschlechter aller Arten verschiedene Gestalten und verschiedene Neigungen; wer also die einem andern eigenthümliche Gestalt hat, muß auch dessen Neigungen haben.

Aristoteles fügte die syllogistische Regel hinzu.

Soweit erstreckte sich die alte Physiognomik. Aristoteles that in der Folge die Regel hinzu, welche er die syllogistische nennt. Denn obgleich die Regeln der ältern Physiognomiker nicht falsch waren: so waren sie doch nicht hinreichend eine Wissenschaft zu begründen. Sie wendeten sie bey ihren Urtheilen nicht alle und zuweilen nicht ganz richtig an; die syllogistische Regel fehlte ihnen,

nen, ohne welche die übrigen mangelhaft sind. Aristoteles tadelt sie deshalb, und beweißt mit überwiegenden Gründen, wie schwankend ihre Wissenschaft war.

Fehler der ersten Regel.

Was die erste Regel betrift, die sie ἐπιπρεπεια, eine auffallende Uebereinstimmung (convenance) nannten, so giebt es ja eine Menge himmelweit verschiedener Neigungen, die demungeachtet einerley Gesichtszüge veranlassen, der Muth und die Freyheit zum Beyspiel. Ueberdem können sie sich alle Augenblicke verändern, nach dem die Seele in Bewegung gesetzt wird. Ein von Natur sehr schwermüthiger Mensch kann zuweilen, wenn er einen angenehmen Gegenstand findet, eine heitere fröhliche Mine annehmen. Ueberhaupt ist die ganze Regel unvollkommen und setzt der Physiognomik gar zu enge Gränzen.

Fehler der zweyten Regel.

Die zweyte Regel, die auf die Aehnlichkeit der Menschen, mit gewissen Thieren gegründet

war, ist noch viel schwankender, besonders wie sie angewendet wurde. Denn kein Mensch (wie auch Aristoteles bewiesen hat) gleicht irgend einem Thiere, im Ganzen, sondern immer nur in einzelnen Theilen; da ist aber billig zu zweifeln, ob man auch von einem einzelnen Theile auf eine Neigung schließen könne, die einer ganzen Gattung zugehört. Zweytens findet man auch sehr wenig Merkmahle, welche nur einer Gattung eigenthümlich und ausschließlich zukämen, dagegen eine große Menge solcher, welche mehrere mit einander gemein haben. Vergleicht man nun einen Menschen mit einem Thiere, weil man bey beyden dasselbe Merkmahl antrifft, welches aber mehrern Gattungen gemeinschaftlich ist: so ist die Vergleichung hinkend und vergeblich, da man sie mit eben so vielem Rechte auch mit jenen Gattungen anstellen konnte. Vergleicht man sie aber in Rücksicht auf solche Zeichen, die einer gewissen Gattung ausschließend zukommen, so kann man doch noch nicht mit Gewißheit bestimmen, ob nun auch gerade diese oder jene Neigung dadurch angedeutet wird; da ja jedes Thier außer derselben noch andere hat. Zum Beyspiel: das Charakteristische der Gestalt des Tigers ist ein

sehr.

sehr langer Rachen, kurze Ohren, und eine gefleckte Haut, daraus kann man aber auf keine besondere Neigung schließen. Der Tiger ist reissend, blutdürstig und unzähmbar; wer getraut sich nun zu bestimmen, auf welche von diesen Eigenschaften sich seine Gestalt bezieht. Daraus folgt, daß die ältern Physiognomiker durchaus nach dieser Regel nicht auf die Neigungen schließen konnten, sie mochten sie nun auf Zeichen anwenden, die mehrern Gattungen gemein sind, oder auf solche, die nur einer einzigen zukommen.

Anwendung, die Aristoteles von dieser Regel macht.

Man könnte einwenden: daß Aristoteles durch dieses Räsonnement zwar das System der Aeltern über den Haufen werfe, aber auch zugleich sein eignes mit niederreisse; denn er bedient sich ja an andern Orten selbst der Maxime: daß die oder jene Bildung eine gewisse Neigung bezeichnet, und bezieht dies auf Löwen, Adler, Raben ꝛc.

Er scheint auch wirklich dieselbe Regel anzuwenden, aber er thut es auf eine ganz andere Weise

als jene. Sie beobachteten blos die Merkmahle und Zeichen an den Thieren, und schlossen nun hieraus, wer denselben darin ähnlich wäre, müsse auch die nehmlichen Neigungen an sich haben, welche sie in den Seelen dieser Thiere entdeckten. Aristoteles aber betrachtet diese Zeichen nicht in so fern sie den Thieren, sondern in so fern sie den Neigungen zukommen. (Dies hat Baldus übersehen, und läßt da den großen Mann sich offenbar selbst widersprechen.) Er zeigt sodann, wie man eine solche Beobachtung anzustellen habe. Zuerst, sagt er, muß man mehrere Personen betrachten, welche alle Eine gewisse Gewohnheit, zum Exempel die Tapferkeit, von Natur an sich haben, und zusehen, ob sie nicht auch irgend ein charakteristisches Zeichen mit einander gemein haben, hier würde dasselbe in einem großen Munde und einem starken, festen Gliederbau bestehen. Alsdenn muß man die Thiere beobachten, deren natürliche Stärke man schon kennt, als Löwen, Ochsen, Adler, Tiger ꝛc. findet man nun, daß jene Theile an diesen Thieren eben so gebildet sind: so kann man schon mit Wahrscheinlichkeit annehmen, daß man die Merkmahle der Stärke gefunden

habe. Allein hinreichend ist dies noch nicht. Nun muß man erst untersuchen, ob sich nicht Thiere finden, welche diese Merkmahle nicht haben, und welche demungeachter große Stärke besitzen. Sind keine dergleichen vorhanden, so ist das Zeichen zuverläßig, wo nicht, so darf man ihm nicht ganz trauen.

Auf diese Weise muß man in Ansehung aller übrigen Neigungen zu Werke gehen. Indessen bleibt diese Regel doch immer viel zu eingeschränkt, als daß sie den Forderungen der Physiognomik Genüge leisten sollte, man wende sie auch an wie man wolle. Denn wir kennen von gar zu wenig Thieren ihre eigenthümlichen Neigungen, und die Bildung der Theile, welche mit den Neigungen in Verhältniß steht. Sie ist nur dann zuverläßig, wenn sie von andern Regeln, und besonders von der syllogistischen, welche die Mängel aller jener vier Regeln ersetzen muß, bestätiget wird.

Syllogistische Regel.

Durch diese syllogistische Regel entdecken wir gegenwärtige Neigungen und Leidenschaften, aber auf einem ganz andern Wege, als durch die vori-

gen. Denn man fragt dabey nicht nach eigenthüm-
lichen Zeichen, sondern schließt von einer Neigung oder Leidenschaft, welche man an jenen Merkmahlen erkannt hat, auf das Daseyn einer andern, die sich gar nicht durch solche Zeichen verräth. Denn eine entspringt aus der andern; weiß man nun, daß ein Mensch zu dieser oder jener Leidenschaft oder Gewohnheit geneigt ist, so kann man auch mit Grund die andern Neigungen bey ihm vermuthen, welche aus jener entstehen, ob er gleich kein charakteristisches Zeichen derselben an sich hat, woran man sie erkennen könnte. Wenn man zum Exempel weiß, daß ein Mensch furchtsam ist, so kann man daraus schließen, daß er einen natürlichen Hang zum Geiz hat, daß er ein Knicker ist, daß er heimtückisch und versteckt ist, daß er aus Furchtsamkeit immer in einem gewissen sanften und unterwürfigen Tone sprechen wird, daß ihn seine Furchtsamkeit argwöhnisch, mißtrauisch, ungläubig machen wird, daß er ein unzuverläßiger Freund ist. Aristoteles giebt folgendes Beyspiel: Wenn ein Mensch klein und zum Zorn geneigt ist, so ist er auch neidisch. Ich vermuthe aber, daß der Text fehlerhaft ist, und daß man statt klein

(μικρος) lesen muß, (πικρὸς) verdrießlich, unzufrieden, wie an seinem Orte soll erwiesen werden.

Von den andern vier Regeln sind die, welche auf die Gesichtszüge und die Aehnlichkeit der beyden Geschlechter gegründet sind, die zuverläßigsten und allgemeinsten, denn man hat, wie Aristoteles bemerkt *), fast kein Merkmahl, welches sich nicht unter diese beyden Regeln bringen ließe. Von den beyden übrigen, ist die von der Aehnlichkeit der verschiedenen Nationen, zwar allgemeiner als die von der Aehnlichkeit mit den Thieren, aber nicht so zuverläßig, weil nicht alle Bewohner Eines Himmelsstriches Einerley Temperament noch einerley Bildung haben, und es also gar nicht nothwendig ist, daß jeder der in Griechenland geboren ist, eitel, unbeständig und lügenhaft seyn muß u. s. w.

*) κατῶς δέ ἔχη πάντα τα σημεῖα ἀναφέρειν εἰς τὴν ἐπιπρέπειαν, καὶ εἰς ἄρρεν καὶ θῆλυ.

Viertes Capitel.

Anwendung welche die Kunst der Menschenkenntniß von den Regeln der Physiognomik macht.

Dies sind also die Mittel, deren sich die Physiognomik bedient, die Neigungen kennen zu lernen, und die auch die Kunst, deren Grundsätze wir hier vortragen, zu diesem Zwecke anzuwenden hat. Die letztere hat aber theils mehrere Mittel zu ihren Diensten, und mehr Entdeckungen zu machen als jene, theils darf sie auch nicht wie die Physiognomik die bloßen Regeln aufstellen; sondern muß vorher einen sichern Grund zu denselben legen, ehe sie zu ihrer Anwendung schreitet.

Anwendung der ersten physiognomischen Regel.

Die erste Regel enthält den Satz: Wer von Natur die charakteristischen Züge und Merkmahle hat,

hat, welche mit der Aufregung einer Leidenschaft verbunden sind, der ist auch zu dieser Leidenschaft geneigt. Diese Regel gründet sich also auf die Kenntniß der charakteristischen Zeichen einer Leidenschaft. Denn es hieße soviel als nichts gesagt, wenn man, ohne die Merkmahle des Zorns zu kennen, angeben wollte: ein Mensch der von Natur die Merkmahle des Zornes an sich trägt, ist zum Zorne geneigt. Die Menschenkenntniß verspricht also, von jeder Leidenschaft ein besonderes Gemälde zu entwerfen, die Züge und Bildung anzugeben, welche sie jedem Theile des Körpers mittheilt, und alle Bewegungen zu beschreiben, die sie in der Seele hervorbringt. Dies hilft nicht allein ihre Absicht befördern, die Leidenschaften kennen zu lernen, da diese nach soviel gegebenen Zeichen unmöglich verborgen bleiben können; sondern sie zeigt auch dadurch wie eine Leidenschaft aus der andern folgt, wie sie mit einander verwandt sind, wodurch die syllogistische Regel begründet und geschickt gemacht wird, dadurch eine Kenntniß der Neigungen zu erlangen. Der ganze Abschnitt von den charakteristischen Zeichen der Leidenschaften zerfällt also in zwey und zwanzig Kapitel, davon die

eilf erstern von den Einfachen Leidenschaften, mit Einfluß des Wünschens, des Lachens und Weinens, die eilf letztern von den Zusammengesetzten nach der oben angezeigten Ordnung handeln.

Anwendung der zweyten Regel.

Die zweyte Regel lehrt: Alle diejenigen, so einige Aehnlichkeit mit einem Thiere haben, sind demselben auch in Ansehung seiner Neigungen ähnlich. Hier muß man nun die Thiere aufsuchen, welche zu Begründung dieser Regel dienen können: denn alle taugen nicht dazu, theils weil sie noch nicht gehörig beobachtet sind, theils aber auch weil sie gar zu wenig mit der Natur des Menschen gemein haben, wie die Insekten, Schlangen, Fische ꝛc. Aristoteles nimmt in seiner Physiognomik nur sieben und zwanzig auf, nemlich funfzehn vierfüßige und sieben Vögel. Jene sind: der Löwe, das Pantherthier, das Pferd, der Hirsch, der Ochse, der Esel, der Hund, der Wolf, das Schwein, die Ziege, das Schaaf, der Affe, der Fuchs, die Katze und der Frosch, letztere: der Adler, der Sperber, der Haase, der Rabe, die

Wach-

Wachtel, die Wasservögel und die kleinen Vögel. Andere haben noch die Eule und den Strauß dazu gesetzt. Man muß also in eben so viel Kapiteln die Natur dieser Thiere untersuchen; vorzüglich aber muß die Beschaffenheit der Theile, welche mit menschlichen Gliedmaßen einige Aehnlichkeit haben können, und die Neigungen, welche sie anzeigen, betrachtet werden.

Anwendung der dritten Regel.

Die dritte Regel, nach welcher die Aehnlichkeit der Bildung bey Menschen aus verschiedenen Himmelsstrichen auf Gleichheit ihrer Neigungen hindeutet, gründet sich auf den Einfluß, welchen das Klima auf körperliche Bildung und Neigungen der Seele hat. Da aber bey dem Klima nicht allein der Himmelsstrich in engerm Sinne, sondern auch der Boden, die Lage und herrschende Winde in Anschlag kommen, so muß erstlich von der Leibesbeschaffenheit und denen Neigungen die Rede seyn, welche ein kaltes oder warmes, feuchtes oder trocknes Klima erzeugt, sodann von denen, welche von der Trockenheit oder Nässe, größerer oder geringerer Fruchtbarkeit des Bodens herrühren. Drittens

tens muß von dem Unterschied gesprochen werden, den die Lage eines Ortes verursacht, je nachdem er nehmlich gegen Abend oder Morgen, hoch oder niedrig, an der Küste oder mitten im festen Lande liegt. Endlich muß auch gezeigt werden, was der Nord- Süd- Ost- oder Westwind für Einfluß habe. Dann kommen wir auf die Gestalt und die Sitten eines Volks, welche theils von den angegebenen Ursachen abhängen, theils von seiner Abstammung, davon sich immer noch Spuren bey ihm finden, und von den Schicksalen die es gehabt hat, und wodurch es von seiner ursprünglichen Verfassung und Lebensart abzugehen genöthigt worden ist, herrühren. Diese Untersuchung ist ihrer Natur nach, sehr weitläuftig und schwierig.

Denn man muß nicht allein von der eigenthümlichen Bildung und den Neigungen eines jeden Volkes Rechenschaft geben; sondern auch seine Gesetze angeben, weil ein Gesetz nach Plato's Ausdruck eine glücklich gefundene Wahrheit ist. Nicht jedes Gesetz paßt für jede Nation, es muß mit dem Geiste derselben übereinstimmen, und wer diese Uebereinstimmung gefunden hat, hat die Wahr-

heit

heit entdeckt. Uebrigens zerfällt diese Untersuchung in so viel Kapitel, als es Himmelsstriche giebt, und jedes derselben muß soviel Unterabtheilungen enthalten, als jedes Klima Völkerschaften unter sich begreift.

Anwendung der vierten Regel.

Die vierte Regel endlich, zufolge deren Züge weiblicher Schönheit bey einem Manne auch weibliche Neigungen anzeigen und umgekehrt, stützt sich auf den Satz: daß jedes Geschlecht seine besondere Schönheit und seine eigenthümlichen Neigungen habe. Man müßte also eine Abhandlung über die Schönheit verfertigen, und in zwey Abschnitten erstens untersuchen, in was für einer Bildung der Theile die männliche Schönheit bestehe, und was für Neigungen damit verbunden seyen; und zweytens zeigen, wie die Theile des Weibes geformt seyn müssen, um schön genannt zu werden, und welche Neigungen dem weiblichen Geschlechte eigenthümlich zukommen. Das Ganze zerfiele in funfzig Kapitel, da jedes Geschlecht nicht weniger als fünf und zwanzig Theile

hat,

hat, die es von dem andern unterscheiden, wenn man die Farbe und das Verhältniß der Theile zu einander mit dazu rechnet.

Untersuchung der Temperamente.

Weil aber die beyden letzten Regeln sich vornehmlich auf die Temperamente gründen; so müssen, ehe man sich mit ihnen beschäftigen kann, die Temperamente untersucht, und gezeigt werden: was für Neigungen jedes derselben in der Seele erzeugt, und was für eine Gestalt es den Theilen des Körpers giebt. Dieß muß in zwey und funfzig Kapiteln geschehen, davon die ersten sechzehn von den Temperamenten des ganzen Körpers und die übrigen sechs und dreyßig von den Temperamenten der edlen Theile handeln. Es giebt nehmlich vier Haupttemperamente, die den vier Feuchtigkeiten entsprechen, wenn diese allein und unvermischt regieren, nehmlich das sanguinische, cholerische, melancholische und phlegmatische; neben und unter jedem dieser Temperamente kann denn wieder eine der andern drey Feuchtigkeiten herrschen, wie im Sanguinisch-cholerischen, Sanguinisch-melan-

lancholischen ꝛc. Dies giebt sechszehen Temperamente. Endlich kann jeder der edlen Theile entweder warm oder kalt, feucht oder trocken temperirt seyn; ferner kann er entweder warm und feucht, oder warm und trocken, oder kalt und feucht, oder kalt und trocken seyn. Da nun der edlen Theile vier sind, und jeder auf eine neunfache Weise temperirt seyn kann; so bekommt man überhaupt zwey und funfzig verschiedene Temperamente, welche man alle kennen muß, ehe man von ihnen auf die Neigungen schließen kann.

Regeln deren sich die Menschenkenntniß noch außer den physiognomischen bedient.

So bedient sich also die Menschenkenntniß der physiognomischen Regeln zu Erforschung der Neigungen, und so errichtet sie auf einem sehr unbedeutenden Grunde eins der größten Gebäude, so je eine Wissenschaft aufgeführt hat. Sie ist aber noch nicht damit zufrieden; sie fügt vielmehr noch andre Mittel hinzu, welche die Physiognomik gar nicht kennt. So erkennt sie die Neigungen auch an ihren eignen Wirkungen, das heißt an

dem

dem Verlangen gewisse Handlungen zu begehen, und den Wohlgefallen an ihrer öftern Wiederhoslung; denn wenn jemand öfters ein Verlangen zu einer gewissen Handlung fühlt, oder sie wirklich oft und gern verrichtet, so ist das ein ganz untrügliches Zeichen, daß er Neigung dazu hat. Ueberdem bedient sie sich auch mit großem Nutzen der oben angeführten entferntern Ursachen. Ob man gleich aus ihnen nicht immer ganz sichere Folgerungen ziehen kann, so haben sie doch einen sehr großen Einfluß auf die Stärke oder Schwäche der Neigungen, welche von den nähern Ursachen d. i. dem Instinkt, dem Temperament und der Bildung der Theile erzeugt worden sind. Wenn, zum Exempel, Temperament und Bildung einen Menschen kühner Handlungen fähig machen, wenn er über dem jung, glücklich, und reich ist, wenn er in Kriegsdiensten steht, wenn er unter einem kriegerischen Volke gebohren ist: so ist der Schluß auf seine Neigung zu muthigen Unternehmungen weit sicherer, als wenn jene Umstände nicht statt fänden. Wenn er hingegen mit allen jenen glücklichen Anlagen, aber in einem niedrigen Stande gebohren wenn er arm und unglücklich, wenn er alt

ist,

ist, wenn seine Berufsarbeiten seinen Muth niederdrücken, wenn der Himmelsstrich zu warm oder zu feucht ist: so werden alle diese Ursachen, so entfernt sie auch seyn mögen, die Neigung, welche ihm die Natur zu großen kühnen Unternehmungen gab, gar sehr schwächen, und man wird, wenn man davon urtheilen will, weit behutsamer zu Werke gehen müssen. Man muß also alle Neigungen kennen, welche von solchen Nebenumständen erzeugt werden können, sie mit einander vergleichen und untersuchen, wie sie sich einander stärken und schwächen. Es wird also in unserer Kunst nach den Neigungen der Völker auch von denen die Rede seyn müssen, welche den Kindern, Jünglingen, Männern und Greisen besonders angehören. Denn kommen wir auf die moralischen Ursachen, an der Zahl siebenzehn, nehmlich: eine edle oder gemeine Geburt, Armuth und Reichthum, Herrschaft und Unterwürfigkeit, Glück und Unglück und die Lebensart, als: der Kriegsdienst, die Arzneywissenschaft, Musik, Jagd, Tanzkunst, die Philosophie, Mathematik, Rechtsgelehrsamkeit, Rede- und Dichtkunst, wobey die Neigungen und Sitten angegeben werden müssen, welche mit

diesen verschiedenen Beschäftigungen verbunden sind.

Diese ganze Abhandlung muß dem vorigen zufolge aus ein und zwanzig Kapiteln bestehen. Nach allen diesen Untersuchungen wird man endlich im Stande seyn, nicht allem die gegenwärtigen, sondern auch die vergangenen und zukünftigen Neigungen aus den Veränderungen zu entdecken, welche im Temperament und den moralischen Ursachen vorgegangen sind, oder noch vorgehen werden.

Fünftes Capitel.

Mittel zu Kenntniß der Handlungen und Bewegungen der Seele.

Darauf werden die Mittel gezeigt werden, durch deren Hülfe man die Handlungen und Bewegungen der Seele erkennen kann. Hier sind aber nicht

nicht diejenigen zu verstehen, welche ganz unverkennbar und in die Augen fallend sind, wie es denn lächerlich seyn würde, wenn man Regeln geben wollte, zu erforschen, ob ein Mensch zornig sey, wenn er vor Wuth ganz ausser sich ist, oder ob er traurig sey, wenn er klagt, weint und von Schwermuth ganz niedergebeugt ist; von diesen ist hier die Rede nicht. Dagegen giebt es Leidenschaften, welche man voraus sehen muß, ehe sie entstehen; andere geben ihrer Natur nach sehr wenig Zeichen von sich, wie der Haß; zuweilen werden sie blos vorgegeben, wie von den Schmeichlern; zuweilen sind sie dem Scheine nach unter ganz entgegengesetzten versteckt, wenn zum Exempel ein Mensch einen andern zu überzeugen sucht, daß er ihn liebe, ob er ihn gleich wirklich haßt, oder fröhlich zu seyn scheint, wenn er betrübt ist. Dahin gehören endlich alle versteckte Plane, heimliche Handlungen, verborgne Urheber einer bekannten That. Zu Entdeckung aller dieser Dinge hat man unsere Kunst und die Regeln nöthig, welche sie zu diesem Zwecke giebt. Denn daß sie dergleichen geben kann, läßt sich gar nicht läugnen, da nichts wichtiges im Geiste vorgeht, welches

man nicht an dem Gesichte, an den Reden, aus den Wirkungen, oder andern Umständen, welche Gewißheit, oder wenigstens sehr große Wahrscheinlichkeit geben, merken könnte.

Eintheilung der Handlungen.

Es giebt überhaupt zweyerley Handlungen der Seele, nehmlich erstens solche, die unverstellt und so sind, wie sie scheinen, zweytens solche, die voller Verstellung sind, und wo der Schein trügt. Bey den erstern liegt die Schwierigkeit in Entdeckung des Zwecks, zu dem sie geschehen. Es läßt sich nehmlich bey jeder Handlung unterscheiden, 1) die Bewegung, welche sichtbar und leicht zu erkennen ist. Dies ist der Stoff, und gleichsam der Körper der Handlung, 2) die Absicht, oder die Form und Seele derselben, welche immer dunkel und verborgen ist. Wenn der Krieger für seyn Vaterland streitet, so ist das Streiten, der Stoff der Handlung, der vor Augen liegt, aber die Absicht, der Zweck dabey ist unbekannt, weil man nicht weiß, ob er es der Ehre oder des Gewinstes wegen, ob er es gezwungen oder freywillig thut.

thut. Es muß also in einem eignen Kapitel eine Anleitung gegeben werden, den Zweck und die Absicht bey jeder Handlung zu entdecken.

Von der Verstellung.

Die verstellten Handlungen sind weit schwerer zu entdecken, weil die Verstellung nicht allein den Stoff der Handlung, sondern auch ihren Zweck, der mit mancherley Vorwand verschleiert wird, betrift; und zwar verbergen sich die äußern Handlungen unter einem Anschein des Gegentheils, die innern d. i. die Gedanken und Leidenschaften können noch leichter verheimlicht werden. Ueberdem sind die Mittel, deren sich die Verstellung bedient, Worte, Geberden und Wirkungen der Leidenschaften, welche sie bisweilen einzeln, bisweilen alle auf einmal anwendet; wie in der Abhandlung über die Verstellung umständlicher gezeigt werden wird.

Der Mittel nun, wodurch man auch diese Handlungen zu entdecken im Stande ist, hat unsere Kunst zwölfe: 1) Sie untersucht die Verstel-

lung selbst, ob sie wahrscheinlich ist, ob das Gesicht die Worte nicht lügen straft, ob die Wirkungen mit einander übereinstimmen, oder sich selbst widersprechen, 2) nöthigt sie den Verstellten sich zu entdecken, und zwar entweder durch Ueberredung, oder 3) durch Strafen, 4) durch Belohnungen, und zwar entweder 5) gegenwärtige oder 6) zukünftige, 7) durch Ungestümm und in ihn dringen, oder endlich 8) durch den Wein. 9) Betrachtet sie die Person mit der sie zu thun hat, ob es ein furchtsamer oder ein dreister Mensch ist, ob man ihn für aufrichtig oder für verstellt hält, ob sie mit einem Geringern, oder 10) mit einem Manne zu thun hat, der gefürchtet wird, zum Beyspiel mit einem Prinzen, einem Herrn ꝛc. 11) Endlich erkennt sie auch die Verstellung an der plötzlichen Bewegung einer ausbrechenden Leidenschaft, wobey man einen Blick in die Seele thun kann, dergleichen der Zorn, oder 12) die Freude ist.

Ueber alle diese Mittel giebt sie besondere Regeln, welche in eben so viel Kapiteln erklärt werden sollen.

Wie man die Handlungen vorausſehen kann.

Wir müſſen aber auch unterſuchen, ob es Regeln giebt, vermöge deren man die Handlungen des Geiſtes und die Leidenſchaften, ehe ſie noch entſtehen, vorausſehen, und beſtimmen kann, wie einer in einem gewiſſen Falle denken, ob er ſich bey dieſer oder jener Gelegenheit vom Zorne hinreißen, oder ob er ſich in Furcht ſetzen laſſen wird ꝛc. Die Handlungen des Geiſtes müſſen immer mit der Stärke oder Schwäche des Vermögens, zu deſſen Verrichtungen ſie gehören, in Verhältniß ſtehen; die Geiſtesprodukte eines Menſchen müſſen gut oder ſchlecht ſeyn, je nachdem die Organe jener Vermögen in gutem oder ſchlechtem Stande ſind; man kann mit Gewißheit behaupten, daß, ſobald er genöthigt iſt ein Urtheil zu fällen, oder über etwas ſeine Meinung zu ſagen, er, wie wir ſchon oben erinnert haben, immer den Fähigkeiten gemäß urtheilen und ſprechen wird, die man einmal an ihm wahrgenommen hat. Daſſelbe gilt auch von Gewohnheiten und Neigungen. Wenn man jemanden als gerecht, Prachtliebend, tapfer ꝛc. kennt, ſo kann man ohne je zu irren vor-

aus sagen, daß er auch in vorkommenden Fällen seinen Tugenden und Neigungen gemäß denken und handeln werde.

Wie man Leidenschaften vorhersehen kann.

In Ansehung der Leidenschaften kann man nicht so gewiß und allezeit nur mit Wahrscheinlichkeit voraus sagen, daß ein Mensch sich dem Zorne, der Eitelkeit oder irgend einer andern Leidenschaft überlassen wird, indem Vernunft und Studium der Philosophie ihn abhalten, und die Anlagen zu jenen Leidenschaften verbessern können.

Noch ist auch in Rücksicht auf die Bewegungen zu bemerken, daß sie theils ursprüngliche (premiers) theils abgeleitete (seconds) sind. Jene reißen die Menschen mit sich fort wie ein Strom, und gehören nicht unter die Gerichtsbarkeit der Vernunft. Diese sind nicht so heftig, sie lassen Zeit zum Ueberlegen; man kann sie also leichter unterdrücken, aber auf der andern Seite sind sie auch schwerer zu erkennen, eben weil sie leichter

zu

zu verbessern sind. Dagegen kann man über die ersten ein desto zuverläßigeres Urtheil fällen, weil eine Gewohnheit selten stark genug ist, diese ursprünglichen Richtungen zu verändern und das feste Band zwischen Neigung und Handlung aufzulösen.

Ferner sind auch die Leidenschaften entweder solche, die man Hauptleidenschaften, oder herrschende nennen könnte, oder blos Gefährtinnen und Dienerinnen von jenen. Wenn ein Mensch zornig ist, so ist seine herrschende Leidenschaft der Zorn, denn dieser nimmt alsdenn seine ganze Seele ein; auf sie beziehen sich alle übrige, die in der Folge entstehen, als Stolz, Uebermuth, Eigensinn ꝛc. So ist bey einem Betrübten die Hauptleidenschaft Traurigkeit, zu welcher aber noch Furchtsamkeit, Schwermuth, Unthätigkeit, Aberglaube als Nebenleidenschaften sich gesellen. Ja es giebt keine einzige, welche bey ihrer Entstehung in der Seele nicht noch eine andere zu Hülfe nähme, und wenn man also die Hauptleidenschaft kennt, so kann man zuverläßig behaupten, daß auch die andern sich zeigen werden. Dieser Zusammenhang ist aber bald mehr bald weniger ge-

nau; manche Leidenschaft folgt beynahe nothwendig, manche nur zufällig aus der andern; Schwermuth und Unthätigkeit sind fast unzertrennlich mit der Traurigkeit verbunden, der Aberglaube aber fällt zuweilen weg. Auf das Daseyn der erstern kann man also immer mit Gewißheit schließen, dagegen man die letztere blos vermuthen kann.

Aus dem vorigen ergiebt sich, daß man zwey Mittel hat, nemlich die Neigung und die Verwandtschaft der Leidenschaften unter einander, mit deren Hülfe man zukünftige Leidenschaften voraussehen kann. Außer diesen beyden muß man auch noch auf die Geistesstärke oder Schwäche eines Menschen, dessen Leidenschaften man vorhersagen will und auf das Gut oder Uebel das ihm bevorsteht, Rücksicht nehmen. Denn wenn man zum Exempel weiß, daß einer empfindlich beleidigt werden wird, und daß er eben kein starker Geist ist, so kann man ohne sich zu täuschen annehmen, daß er sich von einem heftigen Zorne hinreissen lassen wird.

Ob man künftige zufällige Dinge vorhersagen könne?

Man wird uns vielleicht den Einwurf machen, könne man von künftigen zufälligen Dingen keine zuverläßige Kenntniß haben, weil sie sich eben so gut zutragen, als ausbleiben könnten; wäre es aber möglich, sie mit Gewißheit vorher zu bestimmen, so blieben sie nicht mehr zufällig. Auf diesen Einwurf, welcher alle Wissenschaften angeht, welche sich mit Erforschung zukünftiger Begebenheiten beschäftigen, läßt sich aber antworten: die zufälligen Begebenheiten sind von zweyerley Art; einige werden von einer natürlichen und regelmäßigen Ursache erzeugt, die sie nach der gewöhnlichen Ordnung der Dinge hervorbringen muß, andere hingegen haben keine regelmäßige, sondern eine ganz zufällige oder freye Ursache, wie alles, was von Ungefähr erfolgt, oder durch den Willen bestimmt wird. Letzteres ist schlechthin zufällig, und man kann es auf keine Weise bestimmt vorhersagen; ersteres hingegen ist nicht absolut zufällig, und die Kenntniß, welche man davon hat, kann allerdings der Art und Weise,

se, wie die Dinge auf einander folgen, gemäß, zuverläßig seyn. Sie unterscheidet sich bloß dadurch von der Kenntniß nothwendiger Begebenheiten, daß jene Ursachen auch verhindert werden können, ihre gewöhnlichen Wirkungen hervorzubringen. Von dieser Gattung sind auch die Handlungen und Leidenschaften der Seele, in so fern sie mit den Fähigkeiten, Neigungen und Gewohnheiten in Verbindung stehen; dies sind nemlich ihre Wirkungen, welche nach der gewöhnlichen Ordnung der Dinge von ihnen abhängen; es sind zwar manche davon frey, aber doch nicht absolut frey, so lange jene Ursachen noch Theil an ihrer Entstehung haben, und mit einer freyern Ursache, dergleichen der Wille ist, zusammen kommen.

Wie man die Fertigkeiten erkennen könne.

Sechstes Kapitel.

Woran die moralischen Fertigkeiten zu erkennen sind.

Ehe wir die Mittel aufsuchen können, mit deren Hülfe wir die Fertigkeiten zu entdecken im Stande sind, müssen wir uns erinnern, daß diese von zweyerley Art, nemlich entweder intellectuell oder moralisch sind; diese lassen sich leichter als jene erkennen. Denn man kann eher bestimmen, ob ein Mensch gerecht oder mäßig, als ob er ein Arzt oder Mathematiker sey. Von dieser Verschiedenheit giebt man gewöhnlich den Grund an, daß die intellectuellen Fertigkeiten keinen Eindruck auf den Körper machten und also kein sichtbares Zeichen, woran man sie erkennen könnte, an demselben zurückließen. Er scheint aber nicht Stich zu halten, denn die moralischen Fertigkeiten machen

eben so wenig als die intellectuellen einen in die Sinne fallenden Eindruck auf den Körper. Wir wollen also diesen Unterschied lieber so bestimmen: daß die moralischen Fertigkeiten leichter zu erkennen sind, weil die moralischen Neigungen auf gewisse Leidenschaften eingeschränkt sind, aus deren öfterm Wiederkommen eine Fertigkeit entsteht. Da nun sehr wenig Menschen ihren Neigungen widerstehen, weil die Ueberwindung sehr schwer und mühsam ist, und man gewöhnlich nur das, was leicht und angenehm ist, thun mag; so kann man aus der zuverläßigen Kenntniß der Neigungen, mit Wahrscheinlichkeit auf die aus denselben entstehenden Fertigkeiten schließen.

Woran die intellectuellen Fertigkeiten zu erkennen sind.

Anders ist es mit den intellectuellen Fertigkeiten. Der Verstand wird von keiner Kunst, keiner Wissenschaft stärker als von der andern angezogen. Manche davon vertragen sich freylich besser mit der Einbildungskraft, als mit der Urtheilskraft oder dem Gedächtniß, allein ihre große Anzahl,

zahl läßt den Geist, welcher von Natur zu keiner derselben mehr als zur andern bestimmt wird, immer noch in Gleichgültigkeit. So kann man zum Exempel zwar behaupten, daß ein Mensch mit einer starken Einbildungskraft mehr Talent für Dichtkunst, Mahlerey oder Musik hat, als für die Arzneywissenschaft, Politik oder andere Wissenschaften, welche mehr Beurtheilungskraft erfordern man kann aber doch nicht sagen, daß er wirklich Dichter, Mahler oder Tonkünstler sey: denn die Neigung, die er überhaupt für die Thätigkeit der Einbildungskraft hat, macht ihn zu dem einen so fähig als zu dem andern. Die moralischen Neigungen hingegen sind auf gewisse Leidenschaften, und diese auf besondere Gewohnheiten eingeschränkt; aus der Kenntniß der Neigungen eines Menschen, kann man also auf seine Tugenden oder Laster schließen, und man wird sich aus dem oben angezeigten Grunde selten irren.

Man entdeckt also die Tugenden und Laster mit Hülfe der Neigungen, welche man kennt, welches das einzige Mittel ist, dessen die Physiogno-

mik

mit sich bedient. Unsere Kunst besitzt ihrer aber noch mehrere, welche überdieß gewisser sind.

Sie sind 1) der Zweck der Handlungen, welcher auf einer freyen und unbeschränkten Wahl beruht; denn wer nach freyer Wahl handelt, handelt nothwendigerweise einer erworbenen Fertigkeit zu Folge. 2) die objektive Heftigkeit oder Schwäche der Leidenschaften. Denn wenn sich einer öfter und heftiger erzürnt als er sollte, so ist sicher der Zorn bey ihm eine Fertigkeit. 3) die Beharrlichkeit in einer Leidenschaft. 4) die Würkungen, welche die Tugenden und Laster in der Seele und im Körper hervorbringen; sie machen den Charakter der Tugenden und Laster aus, welche nach der oben angegebenen Ordnung beschrieben werden müssen.

Sie

Siebentes Capitel.

Von den astrologischen Zeichen.

Außer den natürlichen Zeichen, von welchen wir bisher gesprochen haben, hat man aber noch andre, die man astrologische nennt, weil man vorgiebt, daß die Gestirne sie dem Körper einprägten. Sie bestehen meist in gewissen Linien, die man vornehmlich in den Händen und an der Stirn wahrnimmt und für die Wirkung der Planeten hält, von welchen diese Theile beherrscht werden.

Auf einige darüber angestellte Beobachtungen hat man zwey Wissenschaften gegründet: die Metoposcopie und Chiromantie. Jene beschäftigt sich mit den Zeichen, welche die Gestirne der Stirn, diese mit denen, welche sie den Händen aufgedrückt haben.

Wir müssen jetzt untersuchen, ob in beyden etwas wahres ist; denn wenn man wirklich durch sie einige Kenntniß von den Neigungen und Bewegungen der Seele erlangen kann, wie vorgegeben wird; so darf unsere Kunst sie nicht vernachläßigen. Sie muß sie zu Hülfe rufen, weil sie Einen Zweck mit ihr haben, und sie nichts verabsäumen darf, was irgend dienen könnte, die Geheimnisse des menschlichen Herzens zu entziffern.

Haben sie aber keinen Grund, sind sie nur Spielzeuge oder Träume, die der Geist des Menschen sich zum Vergnügen erfunden oder aus Irrthum für wahr genommen hat: so muß unsere Kunst sie als eitle und abergläubische Wissenschaften verwerfen, weil sie dann nicht würdig sind, Hand in Hand mit der Naturwissenschaft zu gehen, oder den Geist eines nur einigermaßen vernünftigen Mannes zu beschäftigen.

Ich will mit der Chiromantie den Anfang machen. Sie ist bekannter als die Metoposcopie, ihre Grundsätze scheinen einleuchtender, sie bedürfen keines so weitläuftigen Beweises, und dienen

der

der Metoposcopie, wenn sie erwiesen sind, sogar zur Grundlage. Ich will jedoch zu diesem Endzwecke blos zwey Briefe, welche ich dem Publiko schon vorgelegt habe, hier wieder einschalten, weil sie eigentlich mit in den Plan dieses Werkes gehörten, und nur die Ungeduld eines meiner Freunde mich bewog, sie davon loszureissen um seine Neugierde zu befriedigen. Ich werde ihnen auch alles Eigenthümliche der Form lassen, so wie das, was ich darin um Mißverständnisse der Leser zu verhüten, gesagt habe. Es wird dies zwar jetzt nicht mehr meinen Zweck befördern, aber doch vielleicht manche meiner Leser unterhalten und ihnen dasselbe Vergnügen machen, was zuweilen ein ausländischer Putz oder eine veraltete Mode, wenn sie auf dem Theater wieder zum Vorschein kommt, uns gewähren.

Erster Brief.

An Herrn B. D. M.

Ueber die Grundsätze der Chiromantie.

Wenn Sie mir anliegen, unsre Unterredungen über Chiromantie schriftlich aufzusetzen, und sich

bemühen mich zu überreden, daß ich auch der Welt das Räsonnement, welches Sie von mir über dieſe Gegenſtände hörten, nicht vorenthalten dürfe: ſo fällt mir die Bitte ein, welche einſt die Freunde des Socrates an ihn thaten, ſich mahlen zu laſſen, und wie ſehr er beſchämt wurde, als er ihren Wünſchen nachgegeben hatte. Vorher bemerkte faſt niemand die Fehler, welche die Natur ſeiner Geſichtsbildung gegeben hatte, nachdem ſie aber auf der Leinwand dargeſtellt waren, fieng man erſt an, ſie aufzufinden und darüber zu ſpotten. Ein ähnliches Schickſal werde ich ohne Zweifel erfahren, wenn ich das Räſonnement zu Papier bringe, wovon ſie mich verſichern, daß Sie daſſelbe mit Vergnügen angehört haben. Für Sie wird es den Reiz der Neuheit verloren haben, den es damals hatte, es wird nicht mehr von den Vergnügen, womit es damals der Spatziergang und die Unterhaltung würzte, begleitet ſeyn. An den Leſern hat es ſtrengere Richter zu erwarten, als an den Zuhörern, kein Fehler wird den Augen derſelben entgehen, ſondern jeder mich mit Schande bedecken, und dahin bringen, daß ich bereuen werde Ihnen gehorcht zu haben. Und bedenken

Sie

Sie nur, wie es mir gehen wird, wenn meine Richter nicht, wie Sie, meine Freunde sind, wenn sie nicht, wie Sie, Interesse für diese Wissenschaften haben; wenn alle Köpfe im Voraus von der Meinung eingenommen sind, daß sie eitel, daß ihre Grundsätze und Versprechungen Träume sind? Aller dieser Gefahren, denen Sie mich aussetzen, ungeachtet, will ich aber doch Ihrem Verlangen Gnüge leisten, und Gedanken, welche ich Ihnen nur zu Ihrer Unterhaltung mittheilte, einer strengern Prüfung unterwerfen. Finden Sie dieselben, nach dieser zweyten Prüfung, noch immer Ihres Beyfalls würdig, so zweifle ich nicht mehr, daß sie auch in der gelehrten Welt erscheinen können und müssen. Und gewiß, wenn an meinen Vermuthungen nur etwas gegründet ist, wenn sie eine bisher unerkannte Wahrheit nur ahnden lassen; so ist es billig sie der Welt mitzutheilen, und dadurch Männer, welche die verborgnen Wunderwerke Gottes in dem Menschen zu entdecken bemühet sind, zu veranlassen, meine Entdeckung zu erweitern, ihre Beobachtungen hinzuzuthun, und auf diese Weise zu vollenden, was ich nur anfangen konnte. So verachtet und gemein auch die Chiromantie ist, so

kann die Philosophie durch sie doch auf Resultate geleitet werden, welche ihrer erhabensten und edelsten Betrachtungen nicht unwürdig sind. Auch die unangesehensten Künste sind ihr nicht zu gering, als daß sie dieselben nicht aufklären sollte, und, wie das Licht der Sonne sogar unreine Dinge durchdringt, und Dünste daraus zieht, die es mit sich in die höchsten Regionen der Luft erhebt, so läßt sie sich, ohne ihre Würde zu verletzen, zu den unbeträchtlichsten Wirkungen der Natur und Kunst herab, und zieht Folgerungen daraus, die sie ihren erhabensten Speculationen an die Seite setzen kann. Ob ich nun gleich nicht unter die Männer gehöre, durch welche sie so große Dinge anrichtet, so glaube ich doch, etwas gefunden zu haben, was ihrer Aufmerksamkeit nicht unwerth ist und was überdies in der Arzneywissenschaft von Nutzen seyn kann. Denn, sobald es mir gelingen sollte den Grundsatz aufzustellen: Daß jedem der edlen Theile ein gewisser Fleck in der Hand angewiesen ist, und daß zwischen beyden ein besonderer Zusammenhang und eine eigene Sympathie statt findet: so würde damit nicht nur viel für die Anordnung

der

der Planeten, gewonnen seyn, welche unsre Wissenschaft an dieselben Flecke gebracht hat und worauf sie hauptsächlich ihre vornehmsten Regeln gründet: sondern man könnte auch mit großer Wahrscheinlichkeit daraus herleiten, daß man die gute oder üble Beschaffenheit der Lebenskräfte aus den Händen ersehen könnte, und daß wie zwischen diesen Theilen also auch zwischen den andern Gliedern gewisse Beziehungen und Sympathien vorhanden wären, welche weder von der Lage noch dem Bau der Gefäße, sondern von einer geheimen Verwandtschaft, welche sie an einander kettet, und mit einander verbindet, herrühren. Daraus würden sich sodann Folgerungen von großer Wichtigkeit für Aderlässe und Auflegung gewisser Mittel an bestimmten Orten ziehen lassen.

Die Aufstellung dieses wichtigen Grundsatzes wird mich also hier beschäftigen. Denn wollte ich mich auf einzelne Regeln dieser Wissenschaft einlassen, und ihre Gründe angeben, wie Sie mich von einigen haben thun hören, so würde ich nicht allein die Würde der Philosophie beleidigen, indem ich sie mit Dingen beschäftigen wollte, die meistens

falsch

falsch oder ungewiß sind, da noch keine unbezweifelte Beobachtung sie bestätigt hat; sondern ich würde auch der Verblendung derer zu sehr das Wort reden, welche jenen Dingen gar zu viel Glauben beymessen, und überdem die Zeit, welche wir zu unsern Beschäftigungen brauchen, verschwenden.

Damit Sie sich aber nicht über diese Einschränkung zu beklagen Ursache haben, so werde ich außer den Untersuchungen, womit ich Sie damals unterhielt, noch die Gründe anführen, welche mich zuerst ahnden ließen, daß etwas wahres an der Chiromantie sey, und daß sie auf einem festern Grunde beruhen könne, als man gewöhnlich glaubt. Ich bin überzeugt, daß diese Gründe denselben Eindruck auf alle die machen werden, welche sie, ohne im Voraus dagegen eingenommen zu seyn, erwägen werden; denn selbst das, was die Chiromantie verdächtig machen und ihre Liebhaber abschrecken sollte, kann ihr zu Ansehen verhelfen, und die Begierde erwecken sich mit ihrer Erlernung abzugeben.

Die

Die erste und vornehmste Stütze der Chiromantie ist die Anordnung der Planeten, denen sie ihren Platz in der Hand verschiedentlich angewiesen hat: nehmlich Jupiter hat den ersten oder Zeigefinger, den zweyten Saturn, den dritten die Sonne, den vierten Merkur, den Daumen Venus, Mars die hole Hand und der Mond den Handrücken bekommen. Diese Sätze kehren die natürliche Ordnung der Planeten um, und scheinen also mehr eine Folge einer Laune der ersten Erfinder dieser Wissenschaft zu seyn, als daß diese einen vernünftigen Grund gehabt haben sollten, diese Ordnung anzunehmen; allein anstatt, daß man dadurch die Wissenschaft verdächtig machen könnte, enthält sie vielmehr die ersten Spuren der Wahrheiten, welche sich darin finden. Denn der menschliche Geist hat eine solche Liebe zum Verhältniß, daß er, wo er nur irgend kann, seine Erfindungen damit ausschmückt und bereichert.

Er würde es gewiß auch hier ohne Grund nicht vernachläßiget haben, wenn er nicht durch unbezweifelte Erfahrungen genöthigt worden wäre, die Ordnung der Planeten zu verändern, welche er

in der Metoposkopie und tausend andern Gelegenheiten so sorgfältig beybehalten hat. Wäre dieß eine blose Erfindung, so würde es unstreitig schicklicher und vernünftiger gewesen seyn, dem Saturn den ersten Finger, dem Jupiter den zweyten, Mars den dritten, der Sonne den vierten u. s. w. anzuweisen, in der Ordnung wie die Planeten in der Natur auf einander folgen, als sie so durch einander zu werfen, wie es würklich geschehen ist. Oder wenn man ja dies verändern wollte, so hätte man dem größten Sterne auch den größten oder den beweglichsten Finger geben können, nicht aber den dritten einem der kleinsten und unthätigsten. Demnach ist es sehr wahrscheinlich, daß eine so ungewöhnliche Stellung der Planeten nicht blos von der Laune der ersten Bearbeiter dieser Wissenschaft herrührt, sondern daß diese hierbey genöthigt waren, den Gründen und Erfahrungen zu folgen, wodurch sie auf diese Wahrheit geleitet wurden.

Eine Bemerkung, die Aristoteles in seiner Thiergeschichte anführt, bestätigt diese erste Vermuthung gar sehr. Er versichert in diesem unsterblichen

lichen Werke, worin die Natur sich so zu sagen selbst offenbart und dargestellt hat, daß gewisse Linien in der Hand durch ihre Länge oder Kürze ein langes oder kurzes Leben anzeigten. Da dies nun eine der ersten Regeln der Chiromantie ist, so muß ihm doch diese Wissenschaft bekannt gewesen seyn, und er, als ein so vortreflicher Kopf würde gewiß in ein Werk, das ein so reiner und treuer Spiegel der Natur seyn soll, nichts so schwankens des aufgenommen haben, wenn er nicht selbst fest davon überzeugt gewesen wäre. Wenn diese Regel zuverläßig ist, wie sie denn nach der Zeit durch Erfahrung bestätiget worden, so folgt ganz natürlich daraus, daß die Hand in einer genauern Verbindung mit den Lebenskräften stehen muß als die übrigen Glieder, woran sich dergleichen Zeichen nicht finden; daß ferner diese Zeichen Würkungen sind, aus welchen man die gute oder fehlerhafte Beschaffenheit der Kräfte von welchen sie hervorgebracht werden, abnehmen kann; und daß es endlich in diesem Gliede noch Geheimnisse giebt, die uns unbekannt sind, die aber, wenn man sie enträthseln könnte, vielleicht zu den Kenntnissen füh-

führen könnten, deren Mittheilung die Chiromantie verspricht.

Wenn man endlich überlegt, daß die Linien, welche sich in der Hand befinden, bey jedem Menschen anders sind, daß sie sich bey derselben Person von Zeit zu Zeit verändern, und daß wir keine innerliche Ursache kennen, von der diese Verschiedenheit herrühren könnte: so wird man gestehen müssen, daß alle diese Merkmale, Würkungen eines geheimen Einflusses sind, welcher sie der Hand eindrückt. Weil aber nichts in der Natur umsonst geschieht, so müssen sie auch ihren besondern Nutzen haben, und bezeichnen wenigstens eine Veränderung, die in den Kräften vorgeht, wodurch sie erzeugt werden. Einige wollen zwar diese Eindrücke von der Verbindung der Handknochen und der Bewegung der Hand herleiten; allein dies hält nicht Stich. Die Verbindung der Handknochen ist bey einem Menschen wie bey dem andern, und doch sind ihre Linien allezeit sehr verschieden. Man findet sehr viele an Stellen, wo gar keine solche Verbindung statt findet, wie zwischen den Gelenken der Finger; die Kinder, welche

ihre

ihre Hände alle auf einerley Weise zugemacht haben, ohne beynahe eine Bewegung damit zu machen, bringen gleichwohl eine Menge Linien mit auf die Welt, welche bey einem jeden verschieden sind; Leute, welche einerley Gewerb treiben, und also auch ungefähr die nehmlichen Bewegungen machen, haben doch so verschiedene Linien, als wenn sie eine ganz entgegengesetzte Beschäftigung hätten; sie verändern sich bey einer und derselben Person, ob diese gleich nicht die mindeste Veränderung in der Weise mit den Dingen umzugehen, macht. Endlich finden sich auch an der Stirn, wo gar kein Gelenk ist, und wo alle Menschen nur Eine Art sich zu bewegen, haben, eine Menge Linien, die eben so verschieden sind, als die in der Hand.

Zu diesen Gründen kommt nun noch das Alter der Chiromantie, welche vor Aristoteles schon bekannt gewesen seyn muß, will das, was er von den Linien in der Hand sagt, eine ihrer Beobachtungen und Regeln ist; ferner die Anwendung, die so viele gelehrte Leute von ihr gemacht haben, indem sie sich nicht nur mit ihr beschäftigt, sondern sie sogar für wichtig genug ge-

halten haben, darüber zu schreiben. Endlich so viele ganz wunderbare Urtheile, die nach ihren Grundsätzen gefällt worden sind. Es ist ganz erstaunlich, was Cardan erzählt, daß von 45 Personen, denen Cocles einen gewaltsamen Tod verkündigt hatte, zu seiner Zeit nur 2 am Leben waren, denen dies Unglück noch nicht begegnet war.

Ich muß aber offenherzig gestehen, daß alles dies, wie ich schon oben bemerkt habe, nur sehr zweydeutige Vermuthungen sind, woraus für die Gewißheit dieser Wissenschaft noch gar nichts folgt. Die veränderte Ordnung der Planeten läßt zwar muthmaaßen, daß sie nicht ohne Grund so ist, aber die große Frage bleibt doch immer unentschieden, ob diese Sterne wirklich Einfluß auf die Hand haben, und jeder darin einen besondern Fleck beherrscht. Auch das Ansehn des Aristoteles kann in Zweifel gezogen werden: und alle Verschiedenheit der Linien kann andere Ursachen und Zwecke haben, als die Chiromantie ihr zuschreibt.

Sie mag übrigens so alt seyn als sie will, so giebt es Irrthümer, von denen alle vorige Jahrhunderte sich blenden ließen. Wenn große Geister sie bearbeiteten, so hat es deren zu allen Zeiten gegeben, welche sich mit eben so grundlosen Träumereyen beschäftigen als sie vielleicht auch ist. Die Zeugen und Beyspiele endlich, welche man zu ihrer Vertheidigung anführen könnte, sind von keiner größern Glaubwürdigkeit und Beweiskraft, als die, welche die Punktirkunst, die Onomantie, (Namendeuterey), und andre Arten von Wahrsagerkünsten für sich haben, welche auf Einbildung und Aberglauben beruhen, und demungeachtet genug Vertheidiger, und oft ziemlichen Erfolg in Ansehung ihrer Weißagungen haben.

Auf der andern Seite ist sie aber durch die letztern Gründe noch nicht widerlegt, sondern blos zweifelhaft gemacht. Der Geist bleibt in Ungewißheit was er glauben soll, und wünscht Aufklärung.

Diese läßt sich nun auf keinem andern Wege erlangen, als durch Untersuchung der Grundsätze

der

der Chiromantie und durch Aufsuchung der Gründe, womit man dieselben unterstützen kann. Denn wenn man feste und sichere Grundsätze aufzustellen im Stande ist, so wird meiner Meinung nach kein vernünftiger Mensch, wenn er jene Muthmaassungen und die Richtigkeit dieser Grundsätze zusammennimmt, daran zweifeln, daß wenn die darauf errichtete Wissenschaft auch noch nicht ganz zuverläßig ist, sie es doch in der Folge durch fortgesetzte genaue und sorgfältige Beobachtungen noch werden könne. Und gesetzt, daß sie auch nicht alles das leisten könnte, was die Astrologie mit Hülfe der Sterne, die ihren Platz in der Hand erhalten haben, auszurichten verspricht: so kann sie doch auf gute oder fehlerhafte Beschaffenheit der innern Theile, welche mit der Hand in Beziehung stehen, schließen, und dadurch wichtige Entdeckungen, in Rücksicht auf Erhaltung der Gesundheit, und Heilung der Krankheiten veranlassen. Wenn sie auch auf diese Gränzen eingeschränkt wäre, und sich keiner andern Dienste rühmen könnte, so würde sie schon um deswillen eine sehr wichtige Wissenschaft heißen können, und wegen der Vortreflichkeit und Nutzbarkeit der Kenntnisse, welche

man

man durch sie erlangt, alle Aufmerksamkeit der Philosophen und aller derer verdienen, welche sich mit Untersuchung der Wunder der Natur abgeben.

Dies sind die Betrachtungen, welche ich anstellte, ehe ich die Untersuchung des oben angeführten Grundsatzes selbst anfing, welcher in der That der vornehmste Grund ist, auf dem sich die ganze Stellung der Planeten in den verschiedenen Gegenden der Hand gründet, und welcher beynahe die einzige Quelle aller chiromantischen Urtheile ist.

Die Methode, welche ich dabey beobachte, ist folgende, ich zeige:

1) Daß eine Lage vorzüglicher ist als die andere, 2) daß die vorzüglichsten Lagen den edelsten Theilen bestimmt und diese Vortreflichkeit der Theile sich nach ihrer Nutzbarkeit richtet, 3) den Nutzen der Hände, 4) daß die rechte Hand edler ist als die linke, 5) daß alle Bewegung von der rechten Seite ausgeht, 6) daß die Hände sehr viel von der natürlichen Wärme haben, 7) daß die Hände den meisten Zusammenhang mit den edlen Theilen ha-

ben, 8) daß von den edlen Theilen geheime Kräfte nach den Händen strömen, 9) daß diese Kräfte von der Natur genau unterschieden werden, und folglich 10) die Kräfte der edlen Theile jede von einer andern Stelle der Hand angezogen werden. 11) Daß die Leber mit dem Zeigefinger, 12) das Herz mit dem dritten, 13) die Milz mit dem Mittelfinger, und 14) alle innere Theile mit andern Stellen der Hand in einer sympathetischen Verbindung stehen. 15) Daß das Gesicht ein Abriß aller äußern Theile ist, 16) daß zwischen allen Theilen eine gewisse Sympathie statt findet, und 17) daß die Anordnung der Adern, die Hippokrates angab, diese Sympathie anzuzeigen, weder von Aristoteles noch Galenus verstanden worden ist. 18) Woher es kommt, daß die Natur bey allen ihren Ausleerungen eine gerade Richtung beobachtet; 19) daß die Sterne die verschiedenen Gegenden der Hand beherrschen, 20) daß die Sterne in den innern Theilen regieren, 21) daß der Mond im Kopfe, 22) die Sonne im Herzen herrscht; 23) daß die andern Planeten in den übrigen innern Theilen regieren, 24) daß die aufgestellten

Grund-

Grundsätze viel schwankendes in der Chiromantie berichtigen.

1) Eine Lage ist edler als die andre.

Um gründlich zu verfahren, müssen wir davon ausgehen: daß alle Theile der lebendigen Wesen, das Herz ausgenommen, sich in einer dreyfachen Lage befinden, indem sie entweder Oben oder Unten, Rechts oder Links, Vorne oder Hinten liegen. Diese Verschiedenheiten der Lage sind aber einander nicht gleich, weder in Ansehung ihres Ursprungs, noch ihrer Wichtigkeit, und dieser Unterschied in Rücksicht auf ihre Vollkommenheit findet sich nicht allein zwischen diesen drey Verhältnissen, sondern auch zwischen den Gliedern und Differenzen, woraus jedes derselben zusammengesetzt ist. Denn das Verhältniß des Vorn und Hinten ist wichtiger als das des Rechts und Links, und beyde sind wieder edler als das Verhältniß zwischen Oben und Unten; und endlich ist alles, was sich Vorn, Rechts, oder Oben befindet, edler, als dasjenige, welches Hinten, Links oder Unten liegt.

Der Grund dieser Verschiedenheit liegt darin, daß diese dreyfache Lage der dreyfachen Ausdehnung entspricht, die jeder natürliche Körper hat, d. i. der Länge, Breite und Dicke; so wie diese sich wieder auf die dreyerley Größen beziehen, welche sich bey dem mathematischen Körper finden, nehmlich auf die Linie, die Fläche, und den Körper. Aus der Linie entsteht nehmlich die Länge, welche das Verhältniß von Oben und Unten hervorbringt; die Fläche erzeugt die Breite, und diese das Verhältniß von Rechts und Links; aus dem Körper entsteht die Dicke, und aus dieser endlich das Verhältniß von Vorn und Hinten.

Da nun die Linie ihrer Natur nach einfacher und eher ist, als die Fläche, und diese eher als der Körper; so geht auch natürlich die Länge vor der Breite, und diese vor der Dicke vorher; und das Verhältniß von Oben und Unten ist einfacher, und eher als das von Rechts und Links, wie dies wieder früher entsteht als das von Vorn und Hinten. Da ferner die Natur immer vom Unvollkommneren zum Vollkommnern fortschreitet; so muß nicht nur die Linie und die Länge unvollkommner

seyn,

seyn, als der Körper und die Dicke, sondern dieser Unterschied muß auch bey der verschiedenen Lage statt haben, welche einer jeden von ihnen entspricht. Der Unterschied zwischen Vorn und Hinten ist also der wichtigste, dann kommt der von Rechts und Links, und zuletzt der zwischen Oben und Unten, als der erste und einfacheste von allen.

Wir sehen auch würklich, daß die genannten Dinge unter die Körper dem Range gemäß vertheilt sind, welchen diese in der Reihe der Wesen behaupten. Die vegetirenden wachsen zuerst in die Höhe, und wie sie an Vollkommenheit zunehmen, so erhalten sie auch Breite und Dicke. Nur an den lebendigen Wesen finden sich die beyden letzten, und zwar nicht einmal an allen, sondern blos an denen, deren Theile schärfer unterschieden, und deren Bewegung regelmäßiger ist.

Das heißt nicht soviel, als wenn bey leblosen Körpern diese verschiedenen Lagen gar nicht statt fänden, sondern nur, daß sie fremd und unbestimmt an denselben sind, weil kein inneres Prinzip da ist, welches sie angiebt und bestimmt, und

weil sie nur in Beziehung auf lebende Wesen an ihnen wahrgenommen werden. Was zum Beyspiel an einem Pfeiler oben oder vorn ist, konnte eben so gut unten oder hinten seyn, was rechts liegt, konnte man auf die linke Seite bringen, ohne es selbst von seiner Stelle zu bewegen. Bey den vegetirenden und lebenden Dingen geht dies nicht an. Die verschiedene Lage ihrer Theile ist unveränderlich, weil sie durch die Kräfte und Würkungen der Seele angegeben und bestimmt wird. So viel über die verschiedenen Verhältnisse der Lage, in Vergleichung mit einander.

Betrachtet man nun auch die Glieder und Differenzen, daraus jedes dieser Verhältnisse zusammengesetzt ist, so findet man wieder, daß allezeit eins davon edler ist als das andre, weil es das Prinzip desselben ist, und das Prinzip vorzüglicher ist, als das was aus demselben folgt. Es ist nehmlich das Prinzip für Unten Oben, das für Links ist Rechts, und das für Hinten ist Vorn.

Der Anfang ist eine Art von Prinzip; die drey vornehmsten Verrichtungen der Seele fangen sich aber alle in einer von diesen verschiedenen Lage an; denn man bekommt die Nahrung von Oben, die Bewegung fängt auf der rechten Seite an, und die Empfindung erhält man von Vorne. Der Mund ist als der erste Eingang aller Nahrungsmittel, von wo aus sie in alle übrigen Theile des Körpers verbreitet werden, an allen lebendigen Wesen oben, so wie bey den Pflanzen die Wurzel die obern Theile ausmacht; daher werden die Wurzeln, welche eigentlich tief sind, im Lateinischen hoch genannt; daher vergleicht man den Menschen mit einem umgekehrten Baume, nicht weil seine Haare, die einige Aehnlichkeit mit den Wurzeln haben, sich oben und diese unten befinden; sondern weil sein Mund eine ganz entgegengesetzte Lage hat, als die der Bäume. Denn die Wurzeln vertreten augenscheinlich an den Pflanzen die Stelle des Mundes, da durch dieselben ihnen ihre Nahrung mitgetheilt, und von da aus zu allen übrigen Theilen verbreitet wird. Die Empfindung fängt sich Vorn an, denn, das Gefühl ausgenommen, welches über alle Theile des

lebendigen Wesens ausgebreitet seyn muß, liegen alle Sinne vorn, weil sie die Bewegung, die immer vorwärts geschieht, leiten und regieren müssen. Daß sich die Bewegung endlich auf der rechten Seite anfängt, wird weiter unten bewiesen werden. Oben, Rechts und Vorn sind demnach die Prinzipien der entgegengesetzten Lagen, und folglich edler als sie.

2) Lage der edlen Theile.

Da die Natur allezeit die Maxime befolgt, daß sie den edlern Gegenständen auch eine vorzüglichere Stelle anweißt, wie man an der Ordnung sehen kann, welche in den Hauptttheilen des Welts alls herrscht: so müssen auch die Theile des Menschen, der eine Welt im Kleinen ist, immer einen ihrer Würde angemessenen Platz haben; und man kann nicht allein von ihrer Vortreflichkeit auf ihre edlere Lage, sondern auch von ihrer edlern Lage auf ihre größere Vortreflichkeit schließen. Daraus folgt dann, daß die Hände, weil sie oben sind, edler sind, als die Füße, weil sich diese unten befinden, und daß die rechte Hand edler ist als die lin-

linke. Da aber die Vortreflichkeit der Theile von dem Nutzen abhängt, den sie dem lebendigen Wesen verschaffen, so müssen wir jetzt, um unsern Zweck zu erreichen, untersuchen, welchen Gebrauch wir überhaupt von den Händen machen können, worinn sie nützlicher sind als die Füße, und welchen Vorzug die Rechte vor der Linken hat.

3) Gebrauch der Hände.

Alle Thiere, welche Blut haben, und welche man deshalb vollkommnere nennt, haben nur Werkzeuge der Bewegung von einem Orte zum andern; diese beziehen sich auf die vier ersten verschiednen Lagen, nemlich Oben, Unten, Rechts und Links. Denn auf den Unterschied von Vorn und Hinten, bezieht sich keins dieser Werkzeuge, weil keins der vollkommenern Thiere sich von Natur rückwärts bewegt, und wie die Erfahrung zeigt, die vorhandenen Werkzeuge zu einer vorwärts gerichteten Bewegung, hinreichen.

Dieser Satz wird durch alle Gattungen der vollkommenern Thiere bestätigt; die mehresten Land-

thiere haben vier Füße, die Vögel zwey Füße und zwey Flügel, die Fische vier Floßfedern, und die Schlangen bewegen sich in vier verschiedenen Ringeln. Alle diese Theile sind so unentbehrlich, zu der ihnen natürlichen fortschreitenden Bewegung, daß, sobald ihnen eines davon fehlt, ihnen diese Bewegung sehr sauer wird. Die Vögel können nicht fliegen, wenn man ihnen die Füße zerschlägt, die Fische können nicht schwimmen, wenn ihnen eine Floßfeder fehlt, und die Schlangen nicht kriechen, wenn man ihnen die Theile ihres Körpers abschneidet, womit sie die letzten Ringel in ihrer Bewegung machen.

Daraus kann man schließen, daß auch die Hände zu den vier Werkzeugen der fortschreitenden Bewegung gehörig, und dem Menschen zu derselben behülflich sind. Man sieht auch, daß ihm ohne sie diese Bewegung viel schwerer wird: mit gebundenen Händen ist das Laufen sehr beschwerlich, bey dem Springen ballt man die Faust, und bey dem gewöhnlichen Gange zieht sich allezeit der Arm zurück, wenn der Fuß von derselben Seite vorwärts schreitet. Ueberdem braucht man sie in

der

der Kindheit als Füße; wenn man gefallen ist, kann man sich ohne sie nicht wieder aufhelfen, und wenn man steile Orte hinauf- oder herabsteigt, so sind sie eben so nöthig dazu als die Füße. Das alles sind einleuchtende Beweise, daß die Hände mit zur fortschreitenden Bewegung der Menschen dienen.

Da aber die Natur mit allem was sie macht, äußerst sparsam umgeht und allen nur möglichen Nutzen davon zieht; so begnügt sie sich auch nicht mit diesem ersten Gebrauch der Hände, sondern sie hat sie zu so mannichfaltigen Diensten bestimmt, daß es fast unmöglich ist, sie alle aufzuzählen. Man hat sie deshalb mit dem Verstande verglichen und gesagt, daß, wie dieser die Kraft aller Kräfte (la forme des formes) ist, und die Vermögen aller dieser Kräfte in seiner Oberherrschaft vereinigt, so ist die Hand das Werkzeug aller Werkzeuge, indem sie allein die Kräfte aller übrigen besitzt. Mit ihr nimmt und hält der Mensch, was ihm nothwendig und angenehm ist; mit ihr entfernt er und stößt von sich, was ihm schädlich und verhaßt ist. Sie sind die geschicktesten Werkmeisterinnen

aller

aller Künste, sie sind die vornehmsten Instrumente, mit deren Hülfe der Mensch seine schönsten und nützlichsten Erfindungen zu Stande bringt. Und wenn man auch nicht mit einem alten Philosophen sagen kann: der Mensch hat Verstand, weil er Hände hat, so läßt sich doch behaupten, daß er seinen Verstand zeigt weil er Hände hat. Man darf sich also nicht wundern, daß die Natur ihnen die oberste Stelle als die ehrenvollste angewiesen und sie so nah als möglich an dem Sitze der Vernunft und der Sinne, mit welchen sie in so genauem Zusammenhang und Verbindung stehen, angebracht hat.

4) Die rechte Hand ist edler als die linke.

Die Natur hat zwar beyden Händen in Rücksicht auf Oben und Unten Einen Rang angewiesen, allein sie sind ihr doch nicht beyde von gleichem Werthe. Sie behandelt vielmehr die Rechte als die älteste Schwester und als die Vornehmere. Denn da alle Sachen nach Maßgabe ihrer größern Thätigkeit auch vortreflicher und wichtiger sind; so ist auch die rechte Hand vorzüglicher als die Lin-

ke, weil sie stärker und schneller ist. Sie besitzt aber um deswillen mehr Stärke und Geschwindigkeit, weil sie mehr natürliche Wärme besitzt, von der diese beyden Eigenschaften hervorgebracht werden. Mehr natürliche Wärme hat sie, nicht allein weil sie an derjenigen Seite ist, wo sich die rechte Herzkammer befindet, welche wärmer und heisser ist; nicht allein weil sie der Leber näher ist, wo das Blut erzeugt wird, nicht allein, weil nach der Bemerkung des Hippokrates die Blutadern der rechten Seite weiter sind als auf der linken; sondern hauptsächlich weil sie auf der rechten Seite ist, von welcher die Bewegung ausgeht.

Die Lebensgeister als die vornehmsten Werkzeuge aller Handlungen des Körpers, werden von der Natur immer in größerm Maaße an die Orte gesendet, wo der Körper zu seinen Verrichtungen die meiste Kraft und Anstrengung braucht. Wenn nun die Bewegung auf der rechten Seite anfängt, wenn alle dazu nöthigen Vorkehrungen sich daselbst befinden, und der stärkste Stoß von dieser Seite herrührt: so muß auch eine größere Menge der Lebens-

bensgeister dahin strömen, um sie durch die Wärme, welche sie mit sich führen, zu erhitzen, und durch den geheimen Einfluß der Principien des Lebens, welchen sie ihr mittheilen, zu stärken. Daher enthalten auch die Theile, die sich auf der rechten Seite befinden, ohne daß sie das geringste zur Bewegung beytragen, Spuren dieser Stärke und Thatkraft, welche blos zu jener Verrichtung bestimmt war. Das rechte Auge sieht schärfer und genauer als das linke, welches sich auch in Ansehung der geraden Richtung des Blickes beyder Augen, ganz nach dem rechten bequemt. Alle männliche Geburten werden von den Zeugungstheilen der rechten Seite, alle weibliche von denen der linken Seite erzeugt. Und im Ganzen greifen die Krankheiten am häufigsten die linke Seite an, weil sie weniger Wärme besitzt und also schwächer ist.

5) Die Bewegung fängt auf der rechten Seite an.

Daß aber die Bewegung von Natur auf der rechten Seite anfängt, davon kann man sich durch die Beobachtung eines jeden Thieres leicht überzeugen.

Die

Die vierfüßigen schreiten immer mit dem rechten Vorderfuße aus, wenn sie anfangen zu gehen; die mit zwey Füßen, heben immer den rechten zuerst in die Höhe. Mit der linken Schulter kann man größere Lasten tragen als mit der rechten, denn das Princip der Bewegung muß frey und ungehindert seyn; und die Maler haben die Regel, ihre Figuren immer den linken Fuß vorsetzen zu lassen, wie man gewöhnlich steht, weil durch diese Stellung der rechte Fuß im Stande ist, sich, wenn man fortgehen will, zuerst zu bewegen. Selbst bey Thieren, die nach ihrer Bildung den Unterschied von Oben und Unten, von Vorn und Hinten nicht haben konnten, wie die Purpurschnecken und alle andre mit schneckenförmigen Schaalen, selbst bey diesen findet sich der Unterschied von Rechts und Links, denn, um sich bewegen zu können, mußten sie das Princip der Bewegung haben.

Nachdem wir also folgende Sätze bewiesen haben: daß ein Ort, eine Stelle des Körpers edler ist als die andere; daß die edelsten den vortrefflichsten Theilen angewiesen sind; daß die Vortreffli-

lichkeit der Theile von ihrer Nützlichkeit abhängt; und daß also die Hände vortrefflicher seyn müssen als die Füße, weil sie ihres mannichfaltigen Gebrauchs wegen, an einem vorzüglichern Platze, nemlich oben, stehen: so haben wir nur noch zu zeigen, daß sie auch mehr Zufluß von den Lebensprincipien erhalten, und daß die edlern Theile ihnen eine größere Kraft als jedem andern Gliede mittheilen.

6) Die Hände haben das meiste von der natürlichen Wärme.

Zu diesem Endzweck müssen wir vor allen Dingen bemerken, daß die Natur mehr Sorgfalt auf die edlern Theile wendet, daß sie sie gewöhnlich zuerst bildet, und dabey größere Kunst und größere Vorsicht für ihre künftige Erhaltung anwendet, als bey andern Theilen. Dies erhellet schon aus der Ordnung, welche sie bey ihrer ersten Bildung beobachtet. Nach dem Herzen und dem Gehirn, welche zuerst entworfen werden, kommen vor allen andern Theilen, und ehe sich selbst eine Spur von der Leber, der Milz und den Nieren

zeigt

zeigt, die Augen zum Vorschein, welche unstreitig das zarteste und edelste Organ sind. Nach den Augen ist der Mund bey allen Thieren einer von denjenigen Theilen, welche am ersten gebildet werden; sodann zeigen sich die Werkzeuge der fortschreitenden Bewegung, und dann bemerkt man auch die Leber, die Milz und die übrigen Eingeweide; wie die neuesten und genauesten Beobachtungen der Anatomiker gezeigt haben. Ueberdem werden die obern Theile eher vollendet und sind bey den Kindern größer und stärker, als die untern. Daher haben die Kinder eine wahre Zwergsgestalt; deswegen wird ihnen das Gehen so sauer, da ihre Beine zu kurz, und zu schwach sind.

Alle Sorgfalt, welche die Natur auf die Theile des Körpers wendet, indem sie sie theils früher bildet, theils ihre Vervollkommnung beschleunigt, besteht darin, daß sie ihnen ein größeres Maaß von der natürlichen Wärme mittheilt. Diese ist das allgemeine Werkzeug aller ihrer Verrichtungen, und der eigentliche Sitz aller ihrer Vermögen. Wenn also gewisse Theile früher gebildet worden sind, so müssen sie früher ihren Antheil

von dieser Wärme erhalten haben, welche an der Quelle allezeit reiner und wirksamer ist; und wenn sie eher zu ihrer Vollkommenheit gelangen, als andere, so muß irgend ein besonderer Antrieb dieser Eigenschaft hier eine größere Thätigkeit geben, als sie anderwärts hat. Dieß sind nun die Lebensgeister, durch deren unaufhörlichen Einfluß sie vermehrt und verstärkt wird. Da also die Hände vor so vielen andern Theilen gebildet werden, und besonders eher als die Füße ihre vollkommene Ausbildung erhalten; so müssen sie auch einen größern Antheil an der natürlichen Wärme haben, und die Lebensgeister ihnen in reicherm Maaße zuströmen als andern Theilen.

7) Daß die Hände in einer engern Verbindung mit den edlern Theilen stehen.

Betrachten wir aber die Hände in einem vollkommnern Zustande, zu der Zeit, da sie die hauptsächlichsten Dienste, wozu sie bestimmt sind, leisten können; so müssen sie unstreitig von dem Herzen, der Leber und dem Gehirn irgend eine höhere Kraft erhalten als andre Theile. Denn sie haben

nicht

nicht allein mit diesen alle Verrichtungen gemein, welche zum vegetabilischen und thierischen Leben gehören, sondern überdem noch die fortschreitende Bewegung vor ihnen voraus. Diese Handlung, zu welcher mehr Anstrengung und Kräfte nöthig sind, erfordert von Seiten der edlern Theile eine thätigere Unterstützung und einen wirksamern Einfluß, als zu jenen Handlungen des Lebens; die Hände müssen also auch mehr Blut, mehr Wärme und mehr Lebensgeister haben. Mehr Blut, um ihnen mehr Consistenz und Festigkeit zu geben; mehr Lebenswärme, um ihnen größere Stärke, und mehr Lebensgeister, um ihnen außer der Empfindung auch noch die bewegende Kraft mitzutheilen. Denn nur unter diesen Bedingungen sind diese Werkzeuge nützlich und die Bewegung möglich. Kurz, da jedes Instrument nur dadurch Instrument wird, daß ihm von der Kraft, in deren Dienst es sich befindet, eine gewisse Kraft mitgetheilt wird: so müssen die Hände als Instrumente der Bewegung auch von den Principien derselben ihre Thatkraft erhalten; und da sie diese Kraft vor andern Theilen voraus haben, da sie mehr Lebensgeister haben, wodurch sie dieselbe erhalten; so

müssen sie mit den edlern Theilen, als den Quellen dieser Geister und Kräfte, in genauerm Zusammenhange stehen.

Dieser Grund beweißt zwar eigentlich in Rücksicht auf andere Theile eben so viel für die Füße, als für die Hände; wenn man aber nun noch die Vorzüge, welche die Lage der Hände vor der der Füße voraus hat, indem jene oben diese unten sind, ferner die Vortreflichkeit der Theile, in deren Nähe die Hände sich befinden, und die oben bemerkte besondere Sorgfalt, womit die Natur sie behandelt, in Erwägung zieht: so sieht man leicht, daß bey der Austheilung der Lebensgeister und Kräfte die Hände am besten bedacht worden sind, und folglich in innigerer Verbindung mit den edlern Theilen stehen, als die Füße oder irgend ein anderes Glied.

8) Die edlern Theile führen den Händen geheime Kräfte zu.

Aber außer diesem Zusammenhange durch Blut- und Pulsadern und Nerven, haben die

Hände und die edlern Theile noch geheimere Verbindungen durch verborgnere Wege und Gänge, mit deren Hülfe wir eben die Wahrheit, die wir suchen, noch deutlicher zu erkennen im Stande sind, als mittelst jener. Sobald es richtig ist, wie es denn Aristoteles und die Erfahrung bestätigen, daß die Länge oder Kürze der Linien in der Hand ein langes oder kurzes Leben anzeigt, so muß nicht allein zwischen ihr und den Principien des Lebens eine weit genauere Beziehung und eine innigere Verbindung statt finden, als bey irgend einem andern Theile des Körpers, an welchem sich keine solche Zeichen finden, sondern die edlern Theile, als die Quelle und der Sitz jener Lebensprincipien, müssen auch einen geheimen Einfluß auf sie haben, welcher mit den gewöhnlichen und bekannten Kräften, die sie eben daher erhält, nichts gemein haben kann, weil weder das Blut noch die Lebensgeister, weder die Wärme noch die Bewegung, welche ihr von den edlen Theilen mitgetheilt wird, ihre Linie verlängern oder verkürzen können, noch auch die Länge oder Kürze des Lebens anzuzeigen im Stande sind.

9) Die Natur vermischt die Kräfte nie.

Nehmen wir also diese geheime Sympathie einstweilen als ausgemacht an, in Erwartung, daß sie in der Folge durch genauere und sorgfältigere Untersuchungen völlig bewiesen werden wird: so müssen wir auch den Grundsatz als unbezweifelt aufstellen, daß die Natur die Kräfte nie vermischt, am wenigsten die formellen und specifischen, wenn sie nur einigermaßen einander entgegengesetzt sind, sondern sie vielmehr soviel als möglich von einander absondert. Wir wollen hier eben nicht die astrologischen Regeln zum Beweis anführen, wornach der Himmel in so und so viel Planeten und Gestirne, soviel Sternbilder und Häuser von verschiedener Kraft einzutheilen ist; allein es giebt keine einzige Gattung der Gegenstände, woraus diese Wahrheit nicht abzunehmen wäre. Bey den vollkommnern Thieren sind die Zeugungskräfte beyden Geschlechtern zugetheilt; bey jedem derselben haben alle Vermögen, von welchen das Leben abhängt, jedes seinen besondern Sitz; jeder Sinn hat sein besonderes Organ, seine eignen Verrichtungen. Wenn man die Pflanzen, Mineralien und Keime untersucht, so kommt man auf denselben

Unterschied; und ohne denselben bis ins Kleinliche zu verfolgen, will ich nur noch bemerken, daß er im Magnet so auffallend ist, daß keiner, der gesunde Sinne und guten Willen hat, daran zweifeln kann. Denn bey einem homogenen Körper, dessen Composition durchaus dieselbe ist, sollte man glauben, müßten alle Theile Einerley Kräfte haben: und demungeachtet findet man, daß sich die magnetische Kraft nicht an allen äussert, sondern hauptsächlich auf die zwey Pole eingeschränkt ist; und wenn die neuerlich gemachten Beobachtungen ihre Richtigkeit haben, so giebt es sogar einen festen Meridian in diesem Steine, dem zufolge sie denn alle jeder eine besondre Neigung haben müßten. So sehr ist also die Natur darauf bedacht, die Kräfte von einander abzusondern, und so sorgfältig sucht sie jede Vermischung und Verwirrung zu vermeiden. Wenn sie aber auch diese Ordnung nicht immer genau beobachtete; so würde der Erfolg ihrer Absicht oft gar nicht gemäß seyn; eine Kraft würde die andere vernichten, und die Würkungen würden weder ihren Ursachen, noch ihrem Zweck entsprechen.

10) Die Kräfte der edlen Theile äußern sich an verschiedenen Gegenden der Hand.

Wenn dem vorigen zufolge die besondern Kräfte, welche die Hand von den edlern Theilen erhält, nicht mit einander vermischt werden sollen, so dürfen sie sich nicht an Einem und demselben Orte der Hand zeigen; sondern die Leber, das Herz, kurz alle edlere Theile müssen einen eignen bestimmten Fleck haben, wohin sie ihre Kräfte senden.

Allein hier bleibt immer noch die große Frage zu beantworten: Welches sind diese Gegenden, diese besondern Orte, welche diese Einflüsse aufnehmen? Die Chiromantie versichert uns zwar, daß die Leber in einer sympathetischen Verbindung mit dem ersten Finger stünde, die Milz mit dem zweyten, das Herz mit dem dritten u. s. w. Sie bringt aber von allen dem keine überzeugende Beweise bey. Die wenigen Erfahrungen, die sie aufstellt, jene Sätze damit zu unterstützen, machen keinen Eindruck auf Leute, welche nur auf vernünftige Gründe hören wollen, und gelten oft bey ihnen nur für Träume und abentheuerliche

Fra-

Fratzen, welche der Vorwitz des Menschen sich ersonnen hat. Wenn man also im Stande wäre, diese Sympathie durch Beobachtungen außer Zweifel zu setzen, welche nicht im Bezirk der Chiromantie gemacht, sondern von der Arzneykunde oder einem andern Theil der Naturwissenschaft hergegeben wären; so könnte man sich rühmen, das ganze Geheimniß dieser Wissenschaft entdeckt und den Grund gefunden zu haben, auf dem die Wahrheit aller ihrer Sätze beruht. Ich will nun zwar nicht behaupten, so viele Beobachtungen dieser Art anführen zu können, als ein vollständiger Beweis erfordert; allein ich glaube doch einige gemacht zu haben, welche vielleicht einen halben Beweis formiren können, und welche, wenn sie auch nur etwas beweisen, das übrige doch sehr wahrscheinlich machen, und hoffen lassen, daß durch fortgesetzte sorgfältige Beobachtung der Hand und ihrer Veränderungen noch das Ganze vollendet werden könne.

11) Sympathie der Leber und des Zeigefingers.

Das erste, was ich durch meine Beobachtungen zu beweisen habe, ist die Verwandtschaft

und Sympathie der Leber und des ersten oder Zeigefingers. Ich nehme hierbey die Arzneywissenschaft zu Hülfe, welche uns lehrt, daß der Aussatz (Ladrerie) seine Quelle und seinen Sitz hauptsächlich in der Leber hat, äußerlich aber sich fast immer zuerst an diesem Finger zeigt. Denn, wenn noch alle Muskeln der Hand und selbst des ganzen Körpers voll und fleischicht sind; so fangen die, welche den Zeigefinger bewegen, schon an, welk und trocken zu werden. Vorzüglich geschieht dies in dem langen Abziehmuskel des Daumes *), d. i. dem Raume zwischen ihm und dem Daumen. Hier schwindet alles Fleisch, und es bleibt nichts übrig, als Haut und Fibern, welche sich platt an den Knochen anlegen. Dies könnte nicht erfolgen, wenn die Leber nicht irgend eine Verwandschaft und geheime Verbindung mit diesem Finger hätte, da dieser einer der ersten Theile ist, der die in ihrer Substanz vorgehende Veränderung empfindet. Denn es ist bekannt, daß durch keine Krankheit die Natur der Leber so verdorben wird, und daß keine nicht nur ihre Kräfte, son-

*) Thenar.

sondern ihre Substanz selbst so zerstört, als diese welche deshalb auch der allgemeine Krebs der Leber und der ganzen Blutmasse genannt wird. Galen kannte unstreitig diese Sympathie gar nicht, welche auch durch bloses Raisonnement nicht zu entdecken ist, da sie ihm erst im Traum mußte eingegeben werden. Er erzählt nehmlich selbst: es habe ihn einst ein heftiger Schmerz in der Leber überfallen, und er ein Geschwür in derselben befürchtet; darauf habe ihm geträumt, er solle sich die Pulsader öfnen lassen, welche am Zeigefinger herunter läuft. Dieses Mittel habe dann auch den Schmerz, den er vorher lange Zeit empfunden hatte, augenblicklich gehoben. Dies zeigt augenscheinlich, daß zwischen diesen Theilen ein besonderer Zusammenhang statt findet; und eine geheime Neigung sie an einander knüpft.

12) Sympathie des Herzens und des dritten Fingers.

Meine zweyte Beobachtung betrift die Sympathie des Herzens und dritten Fingers, welchen man

man den Ringfinger nennt, weil man die Ringe gewöhnlich daran trägt. Es ist nehmlich sonderbar, daß dieser Finger immer zuletzt von dem Chiragra angegriffen wird, und Levinus erzählt sogar, daß der dritte Finger der linken Hand bey allen, die er an dieser Krankheit habe leiden sehen, davon frey geblieben sey, während die übrigen heftig entzündet und schmerzhaft gewesen wären.

Da nun die Stärke eines jeden Theils den grössern oder geringern Widerstand bestimmt, den er den Krankheiten leistet; da diese Stärke aber wieder von dem grössern oder geringern Grad seiner natürlichen Wärme abhängt: so muß dieser Finger mehr von der letztern haben, als andre Theile, welche den Krankheiten nicht so gut widerstehen können, als er. Dieser Antheil der natürlichen Wärme wird aber bestimmt, entweder durch die erste Bildung der Theile, oder durch den Einfluß, welchen das Prinzip der Wärme auf sie hat. Da nun alle Finger Einerley Bau und Composition haben, so ist es nicht wahrscheinlich, daß sich der gröβere Antheil, welchen der dritte Finger von der fixen und ursprünglichen Wärme bekommen

hat,

hat, von seiner ersten Bildung herschreibt; er muß vielmehr davon herrühren, daß das Prinzip der Wärme mehr Einfluß auf jenen Finger hat, als auf andre Theile; das Prinzip der Wärme aber ist ohne Zweifel das Herz, und folglich muß der dritte Finger mit demselben in genauerm Zusammenhange stehen, mehr von ihm abhangen, und enger mit ihm verknüpft seyn, als alle übrige Finger zusammengenommen.

Diese Sympathie war den Alten gar nicht unbekannt. Man weiß, daß die ältern Aerzte sich immer des dritten Fingers bedienten, die Species ihrer Gegengifte unter einander zu mischen, weil sie ihm eine besondre herzstärkende Kraft zuschrieben. Daher nannten sie ihn auch den medizinischen Finger, wie er im lateinischen noch heißt. Daher trug man auch von jeher gewöhnlich an ihm die Ringe. Viele haben in Zufallen des Herzens gewisse Mittel an diesem Finger angewendet, wovon Levinus häufige Erfahrungen anführt, und viele thun dies noch in Wechselfiebern mit vielem Erfolg. Man hat auch schon sehr lange sich bemüht, die Ursache dieser Sympathie zu

erforschen. Einige z. B. Appion im Aulus Gellius haben gelehrt, daß ein Nerve vom Herzen ausgienge, und sich in diesem Finger endigte; andere haben behauptet, daß beyde durch eine Pulsader zusammenhingen, welche man bey kreißenden Weibern, bey Leuten, die sich durch eine heftige Arbeit ermüdet haben, und in allen Krankheiten, die das Herz angreifen, deutlich fühlen könnte. Obgleich die letztere Meinung wahrscheinlicher ist als jene, so hebt sie doch noch nicht alle Schwierigkeiten; denn jeder der übrigen Finger hat eben eine solche Pulsader, die alle von Einem Aste und Einer Quelle herkommen. Es ist aber auch gar nicht nöthig, daß man einen offenbaren Canal zeige, durch den diese Kräfte fortgeführt werden. Die Natur bahnt sich, nach dem Ausdruck des Hippokrates, überall Wege und geheime Gänge, nicht allein ihre Kräfte, sondern auch diejenigen Feuchtigkeiten abzuleiten, deren sie sich entledigen will.

13) Sympathie der Milz und des Mittelfingers.

Ich könnte noch eine dritte Beobachtung anführen, die Sympathie zwischen der Milz und dem

Mit-

Mittelfinger zu beweisen, nehmlich die Wunder, welche eine Oefnung der Salvatellader in den Milzkrankheiten bewirkt. Diese Ader läuft, nach der Bemerkung des Hippokrates gewöhnlich zwischen dem dritten und Mittelfinger, bisweilen aber auch zwischen dem dritten und dem kleinen hinunter, in welchem Falle denn nur ein Ast von ihr in den Mittelfinger geht. Wahrscheinlich werden durch sie die Kräfte der Milz in den Mittelfinger geleitet, da der vierte, der schon vom Einfluß des Herzens eingenommen ist, dieselben zurückstößt, weil, wie oben gezeigt worden ist, die Kräfte sich nicht vermischen. Unsere neuen Praktiker mögen darüber sagen was sie wollen, die Erfahrung, durch das Ansehn der ersten Lehrer unserer Kunst unterstützt, hat doch immer mehr Gewicht, als alle Vernunftschlüsse, die sie vorbringen können. Es ist überhaupt nicht nur gefährlich, alle Regeln der Arzneywissenschaft auf ein oft schwankendes und seichtes Raisonnement zu bauen, und von den Meinungen der Alten abzugehen, welche immer bessere Beobachter waren, als ihre Nachfolger; sondern ich kann auch versichern, daß ich mehr als sechzigmal diese Ader bey Quartanfiebern habe

öfnen

öfnen lassen, und daß allemal, wenn die gehörigen Vorbereitungen gemacht waren, das Fieber gänzlich aufhörte, oder wenigstens seine Anfälle von ihrer Heftigkeit nachließen. Man komme mir nicht mit Raisonnements über die Vertheilung und Größe der Gefäße; die verschiedenen Zweige eines und desselben Stammes haben auch nicht einerley Kräfte, manche tragen Blüthen oder Früchte, manche nicht. So kommen die Adern des Armes und der Hand zwar auch von einem gemeinschaftlichen Stamme, haben aber nicht einerley Verrichtungen, sondern sind nur Canäle, in denen die verschiedenen Kräfte zu- und abströmen können. Auf diese Weise kann auch alle Kraft, welche von der Milz ausströmt, ungeschwächt, und ohne sich andern mitzutheilen, in die Salvatellader kömmen; eben so können sich die übrigen Theile ausschließlich in diejenigen Adern ergießen, welche besonders mit ihnen verwandt sind, ob sie gleich durch ihre Gefäße und Lage auch mit andern zusammenhängen. Daraus lassen sich auch die verschiedenen Versetzungen der Feuchtigkeiten, und die Züge erklären, welche die Krankheiten oft von einem Orte zum an-

dern anstellen, wie unten mit mehrerm gezeigt werden wird.

Daß die Ausleerungen der großen Adern nützlicher sind, als die der kleinen, hat seine Richtigkeit, so lange davon die Rede ist, die allgemeine Vollblütigkeit des ganzen Körpers zu vermindern; allein die Erleichterung eines einzelnen Theiles geschieht mit größerer Sicherheit und mit mehrerem Erfolg durch die allerkleinsten Adern, als durch die größten, wenn sie nur in der Nähe und in einer geheimen Verbindung mit ihnen sind. Da endlich die Meinung, daß die Oefnung der Salvatellader in den Krankheiten der Milz von großem Nutzen gewesen sey, schon von Alters her immer gegolten hat, (wie man aus den Schriften des Hippokrates, Galenus und aller Arabischen Aerzte sehen kann): so ist es doch nicht wahrscheinlich, daß sie von so vielen großen Köpfen würde angenommen worden seyn, und daß sie so viele Jahrhunderte bis auf unsre Zeiten würde durchlebt haben, da sich zumal kein vernünftiger Grund von ihr angeben läßt, wenn sie nicht durch die Erfahrung unterstützt worden wäre. Und da dieses Mittel

auf einem solchen Wege uns bekannt worden ist, so dürfen wir es eben so wenig als die blutreinigenden und andern specifischen Kräfte auf den Probierstein des Raisonnements bringen.

Doch ich nehme den Faden meines Beweises wieder auf. Es ist bemerkt worden, daß diese Beobachtung dazu dienen könnte, die Sympathie der Milz mit dem Mittelfinger zu beweisen. Wenn freylich einzelne Beyspiele hinreichten, um allgemeine Regeln aufzustellen, so könnte ich eines anführen, welches jene Sympathie ganz außerordentlich unterstützt.

Ich kenne einen Mann, welcher öftere Anfälle von Milzweh hat. Vor jedem solchen Anfalle wird ihm der Mittelfinger der linken Hand kalt, taub und weiß, als wenn er abgestorben wäre. Man könnte auch hierher rechnen, was Hippokrates im vierten Buch seiner Schrift von den Volkskrankheiten erzählt. Bey einer Frau waren die Weichen äußerst gespannt, und der Athem sehr schwer. Am eilften Tage bekam sie am Mittelfinger Geschwulst und Entzündung, wonach sie eine

Zeit-

Zeitlang einige Erleichterung spürte; obgleich nachher die Heftigkeit des Fiebers und ein Geschwür, das in den Eingeweiden entstand, den Tod verursachten. Man könnte daraus vermuthen, daß ein Theil der Feuchtigkeiten, welche in der Milz waren, sich in den Finger geworfen habe, weil dieser mit der Milz in Verbindung und Zusammenhang steht. Diese kleine Ausleerung hätte ihr einige Erleichterung verschaft, da aber die ganze Krankheitsmaterie in einem so kleinen Theile nicht Raum hatte, so verursachte das zurückgebliebene ein Geschwür, an dem sie starb. Ich muß jedoch offenherzig gestehen, daß dies blose Vermuthungen sind, welche den vorhergehenden Beobachtungen, die würklich jene Wahrheiten, welche wir suchten, zu enthalten scheinen, gar nicht an die Seite gesetzt werden können.

14) Alle übrigen innern Theile stehen in einer sympathetischen Verbindung mit der Hand.

Es wäre freylich zu wünschen, daß man mit ähnlichen Erfahrungen auch die Sympathie

zwischen den übrigen innern Theilen und gewissen Gegenden der Hand belegen, und sie eben so deutlich darthun könnte. Da man aber zu nachläßig gewesen ist, dergleichen Beobachtungen zu machen: so kann man sich wenigstens daran halten, daß da die Sympathie des Herzens und der Leber, mit dem ersten und dritten Finger gewiß und unbezweifelt ist, die übrigen es auch seyn müssen, ob sie gleich nicht so in die Augen fallen; und daß nicht allein das Gehirn, und die übrigen, die wie das Herz und die Leber eine offenbare und Hauptverrichtung haben, sondern auch die Milz, der Magen, die Lunge, die Nieren, und vielleicht noch einige andere Eingeweide in der Hand einen Platz haben, der ihnen besonders angewiesen ist, und mit welchem sie in einer gewissen Verwandtschaft und Zusammenhange sind.

15) Das Gesicht ist ein Abriß aller äußern Theile.

Man kann demnach zum Beweiß des geheimen Einverständnisses der Theile unter einander, und zu Begründung dessen, von dem wir eben re-

den

den werden, den Satz aufstellen: daß die Hand und das Gesicht im kleinen alle übrigen Theile darstellen. Wie nehmlich die Hand ein Abriß aller innern Theile ist, indem jede Gegend auf ihr mit einem derselben in einer sympathetischen Verbindung steht; so enthält das Gesicht im kleinen alle äußern Glieder, und es ist keine Stelle in demselben, auf welche sich nicht ganz deutlich eins von ihnen besonders bezöge. Es ist dies ohne Zweifel einer der hauptsächlichsten Gründe, warum beyde eine so besonders beschaffene Haut haben, welche hier so genau mit den Muskeln verwachsen ist, daß man sie gar nicht davon absondern kann, da sie hingegen an andern Orten ganz davon getrennt ist. Die Natur bestimmte nehmlich diese Theile gleichsam zu einem Spiegel, welcher die übrigen darstellen sollte; zu dem Ende vereinigte sie die Haut mit dem Fleische, damit die Eindrücke, welche die hier zerstreuten Nerven, Venen und Arterien auf sie machten, sich ihr leichter mittheilen, und auf ihrer Außenseite schneller erscheinen könnten. Das nehmliche findet sich an den Fußsolen, welche also in gewisser Rücksicht mit den Händen gleiche Vorzüge genießen. Man hat sogar darauf die

Podomantie gegründet, welche eben das leisten soll, was die Chiromantie verspricht, allein aus Gründen, die wir noch anführen werden, weit weniger Erfolg haben kann.

16) Alle Theile stehen unter einander in einer sympathetischen Verbindung.

Diese Gemeinschaft der äußern sichtbaren Theile ist aber nicht die einzige, sondern es giebt noch eine viel allgemeinere, welche Hippokrates schon kannte, und worauf er die scharfsinnige Eintheilung der Venen gründet, die er in seinem Werke über die Knochen aufgestellt hat.

Dieser große Mann beobachtete die verschiedenen Versetzungen der Feuchtigkeiten, und das öftere Herumziehen der Krankheiten von einem Orte des Körpers zum andern; er bemerkte die Adern, wodurch diese Versetzungen vor sich giengen, und welche man also dagegen öfnen müßte. Um dabey methodisch zu verfahren, und alle Verwirrung zu vermeiden, setzte er verschiedene Hauptorte und Punkte fest, von denen er die Vertheilung die-

dieser Gefäße ausgehen ließ; den ersten setzte er in das Herz, den zweyten in die Nieren, den dritten in die Leber, den vierten in die Augen und den fünften in den Kopf. Von da ließ er nur vier Paar Blutadern ausgehen, und sich in verschiedene Theile verbreiten.

17) Die Vertheilung der Adern von Hippokrates ward misverstanden.

Damit will er nun gar nicht sagen, daß hier die ersten Quellen wären, woraus die Blutadern entspringen, wie ihm Aristoteles, Galen und fast alle ihre Anhänger Schuld gegeben haben, er wußte vielmehr recht gut, daß sie alle in der Leber ihren Ursprung haben, und sich von da in alle Theile des Körpers verbreiten, ihnen ihre Nahrung zuzuführen, wie man in der Folge aus der Art sieht, wie er die vena hepatica vertheilt, die er auch im zweyten Buche von den Volkskrankheiten noch einmal erzählt; sondern er will damit nur die Verbindung erklären, in welcher die angeführten fünf Theile mit den andern, wie auch die Krankheiten und ihre Symptome unter einander stehen.

Wenn er also sagt, daß aus dem rechten Auge eine in das linke, und aus diesem wieder eine in jenes gienge, so ist dies nicht so buchstäblich zu nehmen, als wenn wirklich diese Adern in den Augen entsprängen; sondern es heißt nur soviel, daß die Krankheiten des einen Auges sich so dem andern mittheilen, als wenn sie geradesweges durch eine Ader demselben zugeführt würden. In der That wird auch diese Mittheilung durch gewisse Adern bewirkt, und diese Adern kommen auch von einem gemeinschaftlichen Zweige her; allein er ist so weit von den Augen entfernt, daß man eigentlich nicht sagen kann, daß die Augen sich einander Adern zuschickten, außer in Rücksicht auf die sympathetische Verbindung derselben, dies ist so gewiß, daß er oft bey seiner Vertheilung der Adern auf ihren wirklichen Zusammenhang gar keine Rücksicht nimmt; er zeigt z. B. daß der Kopf und die Lungen mit der Milz in Einverständniß sind, obgleich die Adern der Milz mit den Adern jener Theile sich weder vereinigen, noch sonst mit ihnen zusammenhängen; es ist ihm vielmehr zu dem Einverständniß, wovon er spricht, schon hinreichend, daß die

Adern nur irgend eine Verbindung mit einander haben.

Um aber das Geheimniß und den Nutzen dieser glücklichen Vertheilung besser kennen zu lernen, wollen wir einige Punkte davon besonders untersuchen. Er sagt: die eine der vier paar Adern, welche aus dem Kopfe kommen, hat zwey Aeste, die von den Schläfen in die Lungen gehen. Einer derselben geht alsdann von der rechten auf die linke Seite in die Milz und die linke Niere; der andere kommt von der linken Seite und geht in die Leber und die rechte Niere; beyde endigen sich zuletzt in den Hämorrhoidal-Adern. Dadurch kann man nicht allein begreifen, warum die Oeffnung der Hämorrhoiden bey dem Nierenweh, dem Seitenstechen und der Lungenentzündung von Nutzen ist; sondern auch warum die Verstopfung derselben die Wassersucht und Schwindsucht nach sich zieht. Es scheint zwar, als wenn das Blut, welches sie enthalten, auf andern Wegen zurückkommen könnte, allein die Verbindung, in welcher sie mit den Lungen und der Leber stehen, verhindert dieses.

Unstreitig enthalten diese Zweige, welche von der rechten Seite auf die linke und umgekehrt herabsteigen, auch die so lange vergeblich gesuchte Ursache von der Erscheinung, daß die Abscesse, welche sich von oben nach unten ziehen, nicht immer auf der Seite bleiben, wo der erste Sitz der Krankheit war, sondern bald auf der rechten, bald auf der linken Seite entstehen, obgleich die, welche sich von unten hinauf ziehen, es immer in gerader Richtung von dem Theile thun, wo der Sitz der Krankheit ist. Von allen diesen Erscheinungen würde man ohne eine solche Vertheilung der Adern keinen Grund angeben können.

Eben so wenig würde man ohne sie den genauen Zusammenhang begreifen, in welchem die Brust mit den Zeugungstheilen steht; indem der Husten vergeht, sobald die letztern auflaufen, und auf der andern Seite ihre Geschwulst sich zertheilt, sobald ein Husten dazu kommt. Selbst Adergeschwülste *), welche ihnen zustoßen, verbessern die Fehler, welche die Stimme zu klar oder heiser machen.

Dies

*) Varices.

Dies ist endlich auch das einzige Mittel, die Wege zu entdecken, auf welchen die Natur die Feuchtigkeiten von einem Orte zum andern schafft, und die Adern, welche in jeder Krankheit zu öffnen sind, von den andern zu unterscheiden. Ob letztere gleich alle von einer Wurzel herkommen, und ob gleich viele Zweige eines Astes sind, der ihnen einer wie der andere das Blut und die Feuchtigkeiten, die er mit sich führt, vertheilen sollte: so verursacht doch der Zusammenhang und die Verwandtschaft der Theile, daß die Natur sie durch eine Ader häufiger forttreibt als durch die andere, und, da sie zu diesem Endzweck immer die wählt, die ihr am bequemsten ist, so läßt sie die andern ungebraucht, ob sie ihr gleich eben so nahe und einerley Ursprungs mit jenen sind.

Das sieht man augenscheinlich bey der Sympathie, von welcher wir oben so auffallende Beyspiele angeführt haben. Wahrscheinlich werden die geheimen Kräfte, welche das Herz und die Leber gewissen Fingern mittheilen, denselben durch die Puls- und Blutadern zugeführt. Dazu werden aber nicht alle gebraucht, welche nach der Hand

gehen,

gehen, ob sie gleich alle von einem und eben demselben Aste kommen, sondern es führt nur eine davon die Kraft des Herzens und eine andere die Kraft der Leber mit sich: sonst könnte ja kein bestimmter Ort der Hand den Einfluß dieser Theile ausschließlich auffangen; sondern da ein Finger so gut wie der andre Arterien und Nerven hat, so müßten sie auch alle gleich empfänglich für jenen Einfluß seyn, welches doch aller Erfahrung widerspricht.

Eigentlich sind aber auch alle diese Gefäße weiter nichts als Kanäle und Gänge, welche eben so wenig als die Röhren eines Springbrunnens die Feuchtigkeiten in Bewegung setzen können. Dieß thun vielmehr einzig und allein die Lebensgeister, welche die Feuchtigkeiten mit sich führen und an den Ort ihrer Bestimmung hintreiben. Da nun mittelst eben dieser Lebensgeister das Verständniß der Glieder mit einander unterhalten wird, so ist kein Zweifel, daß das Blut, mit dem sie vermischt sind, nicht mit ihnen von einem Theile zum andern strömt, woraus denn die bewundernswürdige Harmonie der Blutadern entsteht, welche Hippokrates bemerkt hat.

Hier-

Hierauf gründeten ohne Zweifel Hippokrates und die ältern Aerzte ihre Beobachtungen, wenn sie in einem und demselben Gliede Adern unterschieden, welche mit mancherley andern Theilen in Verbindung stehen, wie im Arme die Kopf- oder Leber- und Milzader. Diese öffneten sie immer regelmäßig in besondern Krankheiten dieser Theile, ohne sich an die seichten Gründe zu kehren, welche seit dem durch anatomische Grübeleyen und durch Neuerungssucht in Umlauf gekommen sind.

18) Warum die Natur bey ihren Ausleerungen immer eine gerade Richtung beobachtet?

Wenn man ferner nicht zu dieser Leitung der Lebensgeister seine Zuflucht nimmt, so läßt sich durchaus kein Grund angeben, warum die Natur, wenn sie nicht gestört wird, bey allen ihren Bewegungen eine gerade Richtung beobachtet, welche denn auch die Arzneywissenschaft bey den Ausleerungen, die sie verordnet, nachzuahmen strebt. Wenn bey Leberentzündungen das rechte Ohr roth wird, wenn alsdenn sich Beulen an der rechten Hand und dem rechten

Fuße

Fuße zeigen; wenn man aus dem rechten Nasenloche blutet, oder Geschwüre im rechten Ohr bekommt; wenn dagegen bey Entzündungen der Milz alle diese Erscheinungen auf der linken Seite erfolgen; wenn ferner die Arzneywissenschaft befiehlt, immer auf der Seite, wo der Sitz der Krankheit ist, zur Ader zu lassen, wenn sie uns lehrt, daß alle Ausleerungen auf der entgegengesetzten Seite gefährlich sind, sobald sie von selbst erfolgen und unnütz, sobald die Kunst sie veranlaßt; was ließe sich wohl außer dem oben angeführten, für ein befriedigender Grund von dieser Regelmäßigkeit angeben. Denn was man von geraden Fibern spricht, aus welchen die Gefäße zum Theil zusammengesetzt sind, und welche die Feuchtigkeiten anziehen sollen, das hält ganz und gar nicht Stich. Diese Fibern sind einer solchen Attraction ganz unfähig, wie wir anderswo gezeigt haben. Sie umgeben alle Seiten des Gefäßes eine wie die andere, und können also die Bewegung der Feuchtigkeiten nicht nach einer Seite mehr als nach der andern hinlenken. Es giebt oft gar keine solchen Fibern, die zu dieser geraden Richtung etwas beytragen könnten; von der Milz zu der Nase z. B. kann es gar keine ge-

ben, denn die Venen der Nase kommen aus der Hohlader, mit welcher die Milz nicht in der mindesten Verbindung steht; und endlich werden ja auch Feuchtigkeiten, die gar nicht in dergleichen Gefäßen eingeschlossen sind, und selbst Dünste und bloße Eigenschaften von dem einen Theile dem andern zugesendet, ohne daß in solchen Fällen eine Thätigkeit der Fibern ins Spiel käme, ja wenn auch Fibern vorhanden wären, so würden sie zu Fortschaffung der Dünste und bloßen Eigenschaften ganz unnütz seyn.

Wollte man etwa sagen, daß diese Fortschaffung mittelst geheimer Gänge im Fleische geschähe, welche von unten in die Höhe giengen, ohne mit denen auf der andern Seite in Verbindung zu stehen: so ist dieß wieder eine bloße Einbildung, ohne die geringste Wahrscheinlichkeit. Denn am häufigsten gehen die Ausleerungen durch die Adern vor sich; die Feuchtigkeiten, die in dergleichen geheimen Gängen sich befinden, müßten also erst in die Adern kommen, aber in diesem findet sich nirgend ein solcher Ein- oder Ausgang. Man müßte ferner Gänge haben, die der Quere

laus

laufen, weil sich die Feuchtigkeiten bald von der rechten Seite auf die linke, bald von vorn nach hinten zu, am häufigsten aber aus dem Mittelpunkte nach der Außenseite hinziehen. Ueberdem sieht man bey allen diesen Hypothesen gar nicht ein, warum es so gefährlich seyn sollte, wenn bey den Ausleerungen die gerade Richtung nicht beobachtet wird.

Nimmt man aber an, daß sie mittelst der Leitung der Lebensgeister geschehen, so kann man leicht denken, daß die Natur sehr geschwächt seyn muß, wenn sie die ihr vorgeschriebene Ordnung nicht mehr beobachtet, und sich von ihrem gewöhnlichen Wege entfernen muß, um dem Uebel, von dem sie gequält wird, zu entgehen. Aus demselben Grunde sind auch in hitzigen Fiebern die Bewegungen, welche sie an geraden Tagen macht, immer gefährlich; denn es ist ein Zeichen, daß sie sehr heftig angegriffen, und durch die Krankheit sehr in Unordnung gerathen ist, wenn sie vergißt, daß sie die Galle, als die Ursache dieser Krankheit, nur an ungeraden Tagen angreifen darf.

Doch

Doch dem sey wie ihm wolle; so kommt doch unfehlbar die gerade Richtung, von welcher die Rede ist, von den Lebensgeistern her, welche die Feuchtigkeiten in der ganzen einen Hälfte des Körpers fortbewegen, ohne sie, wofern sie nicht ein großes Hinderniß antreffen, auf die andre Seite zu bringen. Denn die Natur ist so sehr auf die Erhaltung aller vegetirenden und empfindenden Wesen bedacht gewesen, daß sie dieselben fast alle in zwey Hälften getheilt hat, damit, wenn auch die eine eine nachtheilige Veränderung erlitte, die andere unversehrt bleiben, und so das Ganze erhalten werden könnte. Bey einigen Gegenständen ist diese Absonderung vollkommen und sehr deutlich, wie bey allen Saamenkörnern der Pflanzen, die alle insgesammt aus zwey leicht von einander abzusondernden Hälften bestehen, so auch bey allen doppelten Gliedern der Thiere. Bey andern ist sie dunkel, und zeigt sich nicht in einer wirklichen Absonderung der Theile, sondern nur in den Verrichtungen derselben, welche zu erkennen geben, daß jeder seinen besondern Bezirk, sein eignes Interesse habe. Von einer solchen ist hier die Rede, da wir den ganzen Körper in zwey Hälften,

eine rechte und eine linke, eintheilen. Hieher gehört auch die, welche man bey denen Theilen antrifft, die nur einmal da sind, als dem Gehirn, der Zunge, der Nase u. s. w. Hier findet man oft, daß die eine Hälfte krank, die andere ganz gesund ist, ob sie gleich nicht wirklich getrennt sind.

Wenn es nun wahr ist, daß die Natur um eine Seite des Körpers zu erhalten, alle Unordnung in die sie geräth, auf die andre wirft, und nun die dabey in Bewegung gesetzten Feuchtigkeiten verhindert, ihre Gränzen zu überschreiten und auch die andre Seite einzunehmen: so muß sie sich dabey unstreitig der Lebensgeister, ihrer ersten und vornehmsten Werkzeuge bedienen, welche die Feuchtigkeiten in dem ihnen vorgeschriebenen Raume von einem Orte zum andern bewegen. Brauchen sie nun einmal zu dieser Forschaffung die Adern der andern Seite, so vergessen sie darum weder den Zweck der Natur noch ihr Gebot; sie berühren alsdann so zu sagen nur die Gränzen ihrer Nachbarn, um zu dem Ort ihrer Bestimmung zu gelangen. Wenn also z. B. das linke Nasenloch blutet, weil aus der Milz Feuchtigkeiten, die ihr zur Last

waren, fortgeschaft werden mußten, so müssen diese nothwendig aus den Adern der Milz erst in die Hohlader kommen, welche auf der rechten Seite liegt; aber die Lebensgeister wissen sie so zu führen, daß sie doch am Ende wieder auf die erste Linie und in die Seite des Körpers zurückkommen, wo die Milz sich befindet. Doch ich vertiefe mich hier zu sehr in die Geheimnisse der Arzneywissenschaft und begnüge mich nur noch zu bemerken, daß der Zusammenhang der Adern unter einander in der scharfsinnigen Eintheilung des Hippokrates, von den Lebensgeistern herrührt, welche die Feuchtigkeiten aus einer Ader in die andere bringen, der Verbindung und Beziehung der Theile unter- und aufeinander, und der geraden Richtung gemäß, die sie unter einander beobachten.

19) Die Gestirne beherrschen verschiedene Theile der Hand.

Ich komme jetzt auf die Sympathie zurück, welche zwischen den innern Theilen und verschiedenen Theilen der Hand statt findet, und glaube, daß die Gründe, welche ich dafür beygebracht habe,

auch die, welche am meisten dagegen eingenommen waren, wo nicht überzeugt, doch wenigstens in ihrer Meinung sehr zweifelhaft gemacht haben. Auch bin ich überzeugt, daß sich die Chiromantie vollkommen damit begnügen kann. Denn es wird doch dadurch, da sie bisher nichts davon wußte, erst ihr vornehmster Grund gelegt, auf welchen sie nun leicht die Grundsätze der Astrologie aufstellen kann, von denen sie ihre meisten Regeln hernimmt, und welche ihre herrlichsten Versprechungen verbürgen muß.

Werden nun die innern Theile wirklich von den Planeten beherrscht, empfangen sie von diesen Gestirnen, wie die Astrologie lehrt, einen besondern Einfluß: so ist es sehr natürlich, daß sie diese Kraft, welche sie von den Planeten erhalten, zugleich mit ihrer eignen der Hand zuführen; derselbe Finger zum Beyspiel, in welchen die Kraft des Herzens geleitet wird, bekommt auch die Kraft des Planeten, der im Herzen regiert; denn es nicht wahrscheinlich, daß die letztere im Herzen zurückbleibt, während die eigne und natürliche Kraft des Herzens der Hand mitgetheilt wird. Vorausgesetzt

also, daß es mit diesen himmlischen Einflüssen seine Richtigkeit habe; so kann man annehmen, daß diese beyden Kräfte nur eine einzige ausmachen, welche die einzige wesentliche und specifische Beschaffenheit eines jeden Theiles ist. Ist nun der Satz der Astrologie ihren Grundsätzen und Beobachtungen gemäß, und bewiesen: daß die Leber vom Jupiter beherrscht wird, die Milz vom Saturn, das Herz von der Sonne u. s. f. so muß Jupiter auch den ersten Finger, Saturn den zweyten, die Sonne den dritten u. s. w. regieren, weil diese Hauptheile mit den genannten Fingern in einem sympathetischen Einverständniß sind und jene diesen ihre Kräfte zusenden. Das Räthsel wäre also gelößt, warum die Chiromantiker die Ordnung der Planeten in der Hand verändern, und warum sie dem Jupiter gerade den ersten, der Sonne gerade den den dritten Finger und nicht lieber einen andern Ort angewiesen haben. Die Beschaffenheit des Herzens und der Leber und ihre Sympathie mit jenen Fingern, hat nehmlich letztere den beyden genannten Planeten eben so zu ihrem besondern Hause in der Hand angewiesen, als wie sie dieselben an dem Himmel haben.

Die ganze Schwierigkeit beruht also nunmehr noch auf der Beantwortung der Frage: beherrschen die Planeten wirklich die innern Theile des Körpers, und verursachen sie durch Mittheilung irgend einer Kraft, die gute oder üble Beschaffenheit derselben.

Wollten wir aber diese Frage in ihrem ganzen Umfange nehmen, und mit philosophischer Strenge alle ihre Folgen untersuchen: so würden wir nicht allein jenen Wahrheiten zu nahe treten, welche die Astrologie unter die völlig ausgemachten und entschiedenen zählt, und welche selbst ihre hartnäckigsten Feinde wenigstens größtentheils eingestehen müssen; sondern es würde uns auch diese Untersuchung weit über die Gränzen unsers Plans hinaus führen, und selbst der Methode widersprechen, nach welcher alle Wissenschafften behandelt werden müssen. Man sollte nemlich nicht alle Sätze, die eine Wissenschaft aufstellt in Zweifel ziehen, am allerwenigsten aber diejenigen anfechten, worauf die ganze Wissenschaft gegründet ist, oder welche höhern Wissenschaften abgeborgt sind; dergleichen Sätze mögen an sich so zweifelhaft seyn als sie wollen, so haben sie die nemlichen Rechte,

wie die Grundsätze und Begriffe der Mathematik. Die Chiromantie muß sich also damit begnügen, daß die Naturwissenschaft zu ihrer ersten Grundlage das ihrige beyträgt; alles aber, was sie nachher von der Astrologie erhält, muß sie entweder unbedingt einräumen, oder doch so lange mit Stillschweigen übergehen, bis man den Grund der Astrologie selbst zu untersuchen anfängt.

20) Herrschaft der Gestirne über die innern Theile.

Damit man aber nicht auf den Argwohn geräth, als wären die Schlüsse der Astrologie, welche wir hier als Grundsätze aufstellen, bloße Einbildung und Erdichtung: so wollen wir durch einige ganz unwiderlegliche Beobachtungen zeigen, daß gewisse Theile des Körpers sich unter der besondern Leitung gewisser Planeten befinden.

Von einigen wird dies gar nicht schwer fallen. Freylich fehlt es uns etwas an andern Beobachtungen, wenn wir diejenigen verwerfen, welche die Astrologie selbst hergiebt, so daß wir

nicht den vollständigen Beweis zu führen im Stande sind. Allein die wenigen, die wir haben, werden doch wenigstens ein günstiges Vorurtheil für das übrige erwecken, und mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit vermuthen lassen, daß ein jedes Glied von einem der Planeten regiert wird, und daß also der Grundsatz, welchen die Astrologie der Chiromantie leihet, gar nicht unerweislich ist.

21) Herrschaft des Mondes über das Gehirn.

Fangen wir mit dem Gehirn an. Von diesem läßt sich gar nicht läugnen, daß der Mond darüber eine geheime Herrschaft ausübe, und dasselbe seine Macht mehr als andere Theile empfinden lasse. Es dehnt sich aus und fällt zusammen, vermehrt und vermindert sich nach dem Wachsen und Abnehmen dieses Planeten. Den Aerzten sind diese Veränderungen gar nicht unbekannt. Wenn sie während des Vollmonds das Trepaniren verordnen, so muß dabey weit mehr Vorsicht beobachtet werden, als zu einer andern Zeit; weil alsdenn auch das Gehirn in seiner größten Ausdehnung ist,

wodurch die Häutchen, welche dasselbe umgeben, näher an den Knochen kommen, und folglich mehr der Gefahr ausgesetzt sind, von dem Instrument berührt zu werden.

Noch deutlicher zeigen diese sympathetische Verbindung diejenigen Krankheiten des Gehirns, deren Anfälle und Perioden sich ganz nach dem Wechsel des Mondes richten. Manche derselben beobachten seine Veränderungen so regelmäßig, daß sie die Stelle der astronomischen Tagebücher vertreten könnten. Selbst wenn der Mond unter dem Horizont ist, und die Kranken alle mögliche Mittel anwenden, sich vor seinen Einflüssen zu verwahren, so hindert alles das doch nicht, daß sie sie nicht durch die Ergießung einer Flüßigkeit*), die gerade in die Veränderung seiner Viertel fällt, empfinden, auch ohne daß er am Himmel oder im Kalender zu sehen ist.

Richten sich nicht die Anfälle der Epilepsie gewöhnlich nach den Veränderungen des Mondes? Giebt es nicht eine Art Wahnwitzige, die man

*) Fluxion.

Mondsüchtige nennt? und haben nicht sogar die Pferde eine Kopfkrankheit dieses Namens, weil beyde sich nach dem Mondeswechsel richten? Ist es nicht endlich eine bekannte Sache, daß die Strahlen des Mondes hartnäckige Flüsse verursachen, daß sie das Gesicht bleich machen, wenn man ihnen lange ausgesetzt ist, und besonders wenn man schläft. Alle diese Wirkungen können nur von einem wirklichen Einflusse herrühren, weil die meisten erfolgen, auch wenn der Mond unter der Erde ist, und also weder sein Licht, noch die magnetische Kraft, die man ihm zuschreibt, auf uns wirken kann.

Es läßt sich also an der Würklichkeit dieser geheimen Eigenschaften nach der Beobachtung einer solchen Menge von Würkungen, die sie hervorbringen, gar nicht mehr zweifeln. Hieher gehört auch noch die Ebbe und Fluth des Meeres, welche sich ganz unbezweifelt nach der Bewegung des Mondes richtet; denn sie fängt allezeit an, wenn der Mond über unserm oder unserer Antipoden Horizont erscheint, und wird am stärksten wenn er unsern oder ihren Meridian berührt. Sobald sich

nun

nun zeigen läßt, (welches sehr leicht seyn würde, wenn eine so lange Abhandlung, als dazu erfordert wird, hier am rechten Orte stünde) daß die Ebbe und Fluth weder von der Bewegung der Erde, noch von dem Licht der Sterne, noch von irgend einer magnetischen Kraft, noch vom Druck des Mondes, noch von der Ausdünstung des Wassers, welche die Wärme nach sich zieht, herrühren kann, so bleibt nichts übrig, was die Ursache dieser sonderbaren Bewegung seyn könnte, als die angegebenen Einflüsse, welche auch unstreitig diese und alle oben angeführten Erscheinungen verursachen.

22) Herrschaft der Sonne über das Herz.

Erkennt man nun die Einflüsse des Mondes an, giebt man zu, daß er durch sie einen der vornehmsten Theile des Körpers regiert; so wird man kaum noch zweifeln können, daß die Sonne, die Königin und so zu sagen die Mutter aller Planeten, nicht noch mächtigere Einflüsse habe. Sie, die

an der Erzeugung aller Gegenstände Theil nimmt,

sollte sich nicht den vornehmsten und edelsten Theil der lebendigen Wesen vorbehalten haben, darinn zu herrschen und demselben ihre Kräfte mitzutheilen? Sie sollte nicht das Herz zu ihrem Throne und zu dem Orte erwählt haben, wo sie sich in ihrer Größe und Herrlichkeit zeigen kann? Wie im Himmel in der Mitte der Planeten, ist sie hier im Mittelpunkte der Glieder des Körpers, welche von jenen beherrscht werden, und aus dem Herzen ströhmt ihre Kraft nach allen Theilen dieser kleinen Welt. Wenn sie in ihrem Laufe von irgend einem unglücklichen Adspekte zu leiden hat, so empfindet es das Herz, und leidet mit bey den Nöthen seiner Regentin. Man hat in der That bemerkt, daß die Kranken während einer Sonnenfinsterniß eine außerordentliche Schwäche empfinden, und daß selbst diejenigen, welche nur von einer etwas zärtlichen Leibesbeschaffenheit sind, die Würkung dieser Constellation sehr merklich fühlen. Desgleichen wird die Lebenskraft in den Solstitien, und den Aequinoktien, oder wenn widerwärtige Sternbilder zugleich mit der Sonne aufgehen, so matt, daß Hippokrates verbietet, unter zehn Tagen ir-

gend

gend ein wichtiges Mittel zu brauchen. Wir dürfen hier eine Bemerkung dieses großen Mannes nicht übergehen, welche sich in seinem Buche von den Träumen findet, und welche nicht nur die Sympathie des Herzens und der Sonne, sondern auch die der andern Theile mit dem Monde und den Sternen bestätigt. Er nimmt erstlich an, daß die Sonne die Mitte des Körpers, der Mond die Hölen in demselben, und die Sterne die äussern Theile regieren, und sagt nur: wenn diese Himmelskörper im Traume in ihrer natürlichen Reinheit und regelmäsigen Bewegung erscheinen, so zeigt dies eine vollkommene Gesundheit an, und daß alle Verrichtungen des Körpers mit der Ordnung und Regelmäsigkeit von statten gehen, welche die Natur dabey verlangt. Sieht man aber einen davon sich verfinstern, verschwinden oder in seinem Laufe aufgehalten werden, so ist dies ein Zeichen einer zukünftigen Krankheit an dem Theile, welcher mit demselben in Verbindung steht, d. i. wenn eine solche Unordnung unter den Sternen vorfällt, so greift die Krankheit die äußern Glieder an; erscheint sie am Monde, so zeigt sie sich an den Hölungen; sieht man sie aber gar an der

Son-

Sonne, so ist die Krankheit heftiger und gefährlicher, denn dann greift sie das Prinzip des Lebens selbst an. Unter der Mitte des Körpers, von der er spricht, ist aber nichts anders zu verstehen, als die Theile, welche die Lebenskraft enthalten, d. i. das Herz und die, welche dasselbe umgeben.

Hat dies nun seine Richtigkeit, wie es denn nach der Zeit durch Gründe und Erfahrungen zu wiederhohlten malen bestätigt worden ist: so muß die Einbildungskraft, wenn sie sich die gute oder üble Beschaffenheit des Herzens unter verschiedenen Bildern der Sonne vorstellt, doch einen Grund haben, zwey Dinge zu verknüpfen, die so sehr von einander verschieden sind. Sie muß doch im Herzen solarische Eigenschaften entdecken, welche ihren Bildern und Vorstellungen von der Sonne zum Muster dienen; kurz, die besondern Einflüsse, welche das Herz von derselben erhält, müssen das Original seyn, nach welchem die Seele im Traume jene sonderbaren Copien verfertigt. Warum sollte sie sich sonst derselben nicht auch bey andern Gliedern bedienen? Warum sollte sie sonst bey Leberentzündungen zum Beyspiel, wo die

Hitze größer ist, als im ganzen übrigen Körper, sich nicht eben so gut die Sonne, die Quelle aller Wärme auf der Erde, vorstellen, wie bey den geringsten Veränderungen des Herzens? Zuverläßig hat dieser Theil so sonderbare und so verborgene Kräfte, daß man sie unmöglich auf die Elemente beziehen kann. Es widersteht häufig dem Feuer, und wird nicht von demselben verzehrt, es läßt sich nicht weich kochen, wenn man nicht die Ohren davon schneidet, manche Fische können nicht gesotten werden, wenn man ihnen nicht das Herz aus dem Leibe nimmt. Alles dies sind Würkungen, welche ganz allein dem Herzen zukommen, und wovon schwerlich eine seiner bekannten Eigenschaften der Grund seyn kann, so daß man zu der Vermuthung berechtigt ist, ihm Eigenschaften von einer höhern Klasse, und zwar solche, die nach dem Ausdruck des Aristoteles mit dem Element der Sterne in Beziehung stehen, beyzulegen.

Ist nun der Einfluß der Sonne auf das Herz Ursache, daß man sich im Traume die verschiedene Beschaffenheit desselben unter mancherley Bildern von der Sonne vorstellt: so muß das

nehm-

nehmliche auch von dem Monde und den Sternen in Ansehung der Hölen und äußern Theile des Körpers gelten. Deshalb hat auch ohne Zweifel die Astrologie das Gehirn, den Magen, die Eingeweide, die Blase und Gebährmutter, als die vornehmsten Hölen des Körpers, der Leitung des Mondes unterworfen. Desgleichen hat sie die äußern Theile unter die Zeichen des Thierkreises vertheilt, wobey sie sich immer zuerst auf diese Lehren des Hippokrates gründet, und in der Folge noch ihre eignen Beobachtungen dazu gethan hat.

23) Herrschaft der übrigen Planeten über die andern innern Theile.

Nach diesen Gründen kann man nicht länger zweifeln, daß nicht auch die andern Planeten ihre besondern Einflüsse haben, und gleich der Sonne und dem Monde gewisse Theile des Körpers beherrschen. Die Philosophie ist aber so nachläßig in Beobachtung derselben gewesen, daß wir die Regierung des Jupiter über die Leber, des Saturn über die Milz u. s. w. die astrologischen Beobachtungen abgerechnet, mit keiner einzigen belegen können,

nen, man müßte denn die Flecken und Måler hieher rechnen, welche von Natur diesen Theilen eingeprägt sind. Man behauptet nehmlich, daß, wer unter der Regierung des Saturn gebohren wird, ein solches Maal in der Gegend der Milz bekommt; wenn Jupiter herrscht, in der Gegend der Leber, und wenn Venus regiert an den Schaamtheilen, und ein anderes zwischen den Augenbraunen. Deshalb sagt auch Dares Phrygius, wenn er das Bild der schönen Helena entwirft, daß sie ein solches Maal zwischen den Augenbraunen gehabt habe, welches Cornelius Nepos in zwey schönen lateinischen Versen beschreibt *). Ich halte aber diese Beobachtungen weder für so richtig, noch glaube ich, daß die Erfahrung sie so bestätiget hat, daß wir sie für einen vollständigen Beweis unseres Satzes nehmen könnten. Indessen, bis genauere Untersuchungen uns darüber belehrt haben, berechtiget uns die unbezweifelte Herrschaft der Sonne und des Mondes über das Herz und Gehirn einstweilen anzunehmen, daß auch

*) Parva superciliis nubes interflua taris
Audaci macula tennes discriminat artus.

auch die übrigen Planeten diejenigen Theile regieren, welche ihnen die Astrologie untergeben hat. Folglich ist der Grundsatz, welchen sie der Chiromantie leiht, nicht ganz unbewiesen, und er kann allerdings einen großen Theil dessen, was diese Wissenschaft verspricht, verbürgen.

24) Die aufgestellten Prinzipien berichtigen vieles, was in der Chiromantie zweifelhaft ist.

Dies sind die Gründe, wodurch sich nach meinem Dafürhalten die Prinzipien der Chiromantie wohl feststellen lassen. Sie können aber ausserdem auch dazu dienen, vieles zu berichtigen, worüber man in der Ausübung dieser Kunst nicht einig ist, und von mancherley Erscheinungen, die man darinn antrift, die Ursachen anzugeben. Einige behaupten nehmlich, daß man sich nicht begnügen dürfe, die Hände zu betrachten, sondern daß die Ansicht der Fußsolen eben so nothwendig sey; ferner, daß man bey Frauenzimmern und bey Leuten die des Nachts gebohren worden, die linke, bey Mannspersonen hingegen und bey denen, die

die am Tage zur Welt gekommen, die rechte Hand mehr in Erwägung zu ziehen habe. Allein der Vorzug der Hände vor den Füßen zeigt offenbar, daß die Ansicht der letztern ganz unnütz ist, und daß die Hände alles enthalten müssen, was man von dergleichen Kenntnissen zu erwarten hat. Desgleichen ist die rechte Hand allezeit edler als die linke, ohne daß das Geschlecht, oder die Zeit der Geburt etwas daran ändern könnte; ihre Betrachtung muß also auch wichtiger seyn, als die Betrachtung der Linken, besonders in Ansehung des Herzens, der Leber und des Gehirns, weil sie mit diesen mehr Zusammenhang hat; aber in Ansehung der Milz und der übrigen Theile, die auf der linken Seite liegen, ist die Linke merkwürdiger, weil hier die gerade Richtung ihre Kraft beweißt. Endlich kann man auch das, was oben von der Länge, Breite und Dicke gesagt worden ist, bey Beurtheilung der verschiedenen Linien anwenden. Die einfachen Linien verrathen die wenigste Kraft; denn die Länge ist deren erster Versuch, in den durchkreuzten ist sie schon größer, weil sie sich auch in die Breite ausdehnt, die höchste Kraft aber zeigt sich in den tiefen Linien.

Doch ich sehe, daß ich mich unvermerkt in ein Detail einlaße, das ich doch meinem Plane gemäß vermeiden wollte. Vielleicht habe ich mich schon über die allgemeinen Sätze zu weit verbreitet, und durch die Zuverläßigkeit, mit der ich von ihnen spreche, wohl gar den Verdacht erweckt, daß ich eben so zuversichtlich auch an die besondern Sätze der Chiromantie glaubte. Ich bin aber von diesem Gedanken weit entfernt. Ich lege zwar zu jener Wissenschaft einen, wie mich dünkt, ziemlich sichern Grund, allein ich finde weiter keine Materialien, das Gebäude zu vollenden. Die meisten Vorschriften und Regeln der Chiromantie sind viel zu schwankend; den Erfahrungen, womit sie jene unterstützt, fehlt es an Glaubwürdigkeit.

Um ihr die Form und Festigkeit einer Kunst oder einer Wissenschaft zu geben, würde ein Schatz neuer, und mit nöthiger Genauigkeit und Richtigkeit gemachter Beobachtungen erfordert. Von wem soll man diese erwarten? Diejenigen, welche ihnen gewachsen wären, werden sich nicht damit beschäftigen wollen; und wenn soll man sie erwar-

erwarten? Es giebt so vieles zu beobachten, und es ist so schwer, gut zu beobachten.

Sollte sich aber demungeachtet jemand finden, der sich damit befassen wollte, und sich von der Weitläuftigkeit des Gebäudes nicht abschrecken ließe, so glaube ich, muß er Ihnen Dank wissen, daß Sie mich bewogen haben, ihm seine Arbeit zu erleichtern, und den Grund anzuzeigen, auf welchem er fortbauen kann. Allein soll ich es Ihnen gestehen? Auch Sie sind mir einige Verbindlichkeit schuldig. Denn bedenken Sie nur, von welcher Art meine Berufsarbeiten, und meine gewöhnlichen wissenschaftlichen Beschäftigungen sind, so werden Sie mir zugeben, daß ich mich ziemlich weit von ihnen entfernen mußte, um Ihre Wünsche zu befriedigen; und gewiß, ich konnte Ihnen keinen stärkern Beweiß meiner Freundschaft geben, als daß ich mich, um Ihre Neugier zu stillen, der Kritik aussetze. Die Ihrige darf ich zwar nicht fürchten, denn ich weiß im voraus, daß sie vortheilhaft für mich ausfallen wird; aber das Publikum fürchte ich, von dem man nie Gnade zu hoffen hat, sondern dessen Urtheile allezeit sehr streng

und zuweilen ungerecht sind. Wenn Sie also nicht recht fest überzeugt sind, daß die Strafe unberufener Schriftsteller mir nicht bevorsteht, so lassen Sie mich ja nicht vor diesem unerbittlichen Gerichte erscheinen, und setzen Sie ja ohne die äußerste Vorsicht, die wenige Achtung nicht aufs Spiel, die mir das Glück erworben hat. Sie sind ja, sollte ich denken, selbst einigermaßen dabey interessirt, da ich u. s. w.

Zweyter Brief.

An Herrn B. D. M.

Ueber die Prinzipien der Metoposcopie.

Ich weiß in der That nicht, worüber ich mich beschweren soll, über Ihre Neugierde, welche gar zu schwere Dinge von mir fordert, oder über meine Gefälligkeit gegen Sie, die mir nicht erlaubt, sie Ihnen abzuschlagen. Wenn Sie verlangen, daß ich die Grundsätze der Metoposcopie, so wie die der Chiromantie, mit physischen Beobachtungen unterstützen soll, so vergessen Sie, daß Sie

mich da zu einer Arbeit auffordern, welche weder Cardan, noch Achillinus, noch der Conciliator zu unternehmen gewagt haben. Und wenn ich Ihnen gehorche, so vergesse ich, daß ich mich dadurch der Kritik aller derer aussetze, denen diese Abhandlung in die Hände fallen wird, und die mich ohne Zweifel tadeln werden, daß ich meine Zeit mit Untersuchung so unnützer und verschrieener Gegenstände verschwendet, und die Leichtgläubigen durch meine Vermuthungen in ihren Irrthümern bestärkt habe. Da ich aber endlich doch thun muß, was Sie verlangen, so nehmen Sie wenigstens meinen guten Ruf ein wenig in Acht, und sagen Sie allen, denen Sie etwa diesen Aufsatz mittheilen, auch dazu, was ich, wie Sie wissen, von allen dergleichen Wissenschaften halte. Ich finde zwar ihre Prinzipien nicht ganz ungegründet, und glaube sogar, daß man darauf eine sehr nützliche und angenehme Kunst hätte errichten können, wenn man so viele, und so genaue Beobachtungen angestellt hätte, als erforderlich sind, gewisse Regeln darüber festzusetzen; ich behaupte aber demungeachtet, daß alle die Regeln, welche man in dergleichen Schriften findet, nicht allein falsch, und

grundlos, sondern auch verwegen sind, und daß alle, welche dieselben in Ausübung bringen, die Verachtung aller Verständigen, und die Strafen, mit welchen die Kirche sie von jeher belegt hat, vollkommen verdienen. Mit dieser Verwahrung für Mißverständnisse folgt hier, was ich Ihnen darüber zu sagen im Stande bin.

Die Metoposcopie hat die nehmlichen Prinzipien als die Chiromantie.

Dasselbe Prinzip, worauf sich die Chiromantie stützt, dient auch der Metoposcopie zur Grundlage; denn alles was sie zu leisten verspricht, gründet sich auf die Herrschaft und Regierung der Planeten über gewisse Theile des Gesichts, wie über gewisse Theile der Hand. Wenn nun dies Prinzip in der Chiromantie fest steht, so muß es auch in der Metoposcopie gelten. Ja in gewisser Rücksicht sind die allgemeinen Gründe, deren wir uns dort bedienten, hier noch überzeugender und entscheidender. Wenn sie dort nur Vermuthungen und Wahrscheinlichkeiten zu erzeugen im Stande waren, so scheinen sie hier Zuverläßigkeit und Gewißheit zu geben.

Sobald man zugiebt, daß die edlern Theile unter einer gewissen Leitung und Herrschaft der Gestirne stehen, und von ihnen gewisse gute oder böse Eigenschaften erhalten, daß sie ferner irgend einen geheimen Zusammenhang mit gewissen Gliedern haben, und diesen ihre gute oder schlechte Beschaffenheit mittheilen, und daß endlich der Stern, der einen der edlen Theile beherrscht, auch das Glied regiert, welches mit demselben durch eine gewisse Sympathie verwandt ist, wie wir in der vorhergehenden Abhandlung bewiesen haben; sobald man alles das in der Chiromantie annimmt, so darf man in der Metoposcopie noch weniger daran zweifeln. Denn nach Verhältniß der Vorzüge, welche das Gesicht vor den Händen hat, muß die Leitung der Sterne auch hier kräftiger und würksamer seyn, als an andern Theilen.

Es ist in der That sehr unwahrscheinlich, daß das Herz, das Gehirn, die Leber, und andere der vornehmsten Theile irgend eine besondere Kraft gewissen Orten in der Hand mittheilen sollten, wie die angeführten Erfahrungen glauben lassen, und daß sie auf den edelsten aller äußern

Theile, den Abriß des ganzen Menschen, den Spiegel der alle Eigenschaften des Körpers und der Seele darstellt, keinen Einfluß haben sollte.

Diese Vorzüge des Gesichts bedürfen keiner Gründe und keines Beweises. Sie sind zu einleuchtend und zu bekannt, als daß sie den geringsten Zweifel zuließen. Man braucht nur Augen zu haben, so wird man mehr davon entdecken, als sich mit Worten ausdrücken läßt; aber man braucht auch nur gemeinen Menschenverstand zu besitzen, um einzusehen, daß, wenn es irgend geheime Einflüsse giebt, welche die äußern Theile von den edlern Theilen und den Sternen erhalten, das Gesicht sie noch weit reiner und in größerer Menge bekommen muß, als jede andere Stelle des Körpers.

Welche Theile des Gesichts von den Planeten beherrscht werden.

Nehmen wir also diese Grundsätze und Folgerungen als richtig an; so müssen wir nun untersuchen, welche Stellen des Gesichts in Sympathie mit den edlern Theilen und Gestirnen sind. Denn

da

da diese Sympathie auf den formellen und specifischen Kräften beruht, die Natur diese Kräfte aber nie vermischt, so muß auch ein gewisser besonderer Ort im Gesichte dem Herzen und der Sonne, ein anderer der Leber und dem Jupiter, ein dritter der Milz und dem Saturn u. s. w. entsprechen, und jeder dieser Orte muß die Kräfte und Einflüsse annehmen, welche demjenigen edlen Theile, mit welchem er in einer sympathetischen Verwandschaft steht, und dem darin regierenden Sterne angehören.

Die gemeine Metoposcopie kennt keine andere Orte des Gesichts, welche für diese Eindrücke empfänglich sind, als die Stirn, welche sie in sieben Gegenden theilt und den sieben Planeten anweißt. Den ersten und obersten Platz erhält Saturn, den zweyten Jupiter, den dritten Mars, den vierten die Sonne, den fünften über dem linken Augenbraun Venus, über dem rechten bekommt Merkur und zwischen beyden der Mond seine Stelle. Die Linien auf diesen Stellen zeigen alsdann den Einfluß des mit ihnen verwandten Sternes.

Ich fürchte aber sehr, daß diese schöne und regelmäßige Ordnung bloß eine Erfindung des menschlichen Geistes ist, welcher überall Verhältniß und Symmetrie liebt, und also geglaubt hat, daß, wie die Planeten am Himmel stehen, so müßten sie auch in dem Gesicht auf einander folgen. Die Chiromantie ist viel weiter gegangen, da sie diese Symmetrie verworfen, die Ordnung der Planeten verändert, und ihnen in der Hand eine ganz andere Stellung gegeben hat. Daraus sieht man, daß sie durch Erfahrungen genöthigt worden ist, die Ordnung, welche sie den Planeten gegeben hat, anzunehmen, und eine Methode zu verlassen, welche die Phantasie in allen ihren Werken so sorgfältig beobachtet, welcher es nie an Beziehungen und Aehnlichkeiten fehlt, ihre Träume und Erscheinungen darauf zu gründen.

Was es mir wahrscheinlich macht, daß auch die Metoposcopie diesen Irrthum nicht vermieden hat, ist: daß viele, mit der angegebnen Stellung der Planeten unzufrieden, die Venus dahin gesetzt haben, wo die Sonne stehen soll; die Sonne und den Mond bringen sie alsdenn über die beys

beyden Augenbraunen und zwischen dieselben den Mercur, bloß weil sie sich einbilden, daß es schicklicher sey, die zwey größten Lichter des Himmels über die Augenbraunen zu bringen, damit sie die Augen als die hellsten und glänzendsten Theile des Gesichts beherrschen könnten. Diese Schicklichkeit ist nun zwar ganz gut ausgesonnen, aber darum doch kein Naturgesetz; die Zwecke und Mittel der Natur sind wichtiger und erhabener als alle diese unnütze Träumereyen, und wer in ihre Geheimnisse eindringen will, darf sich nicht an den äussern Schein kehren, sondern muß Gründe fordern, welche von gewissen und richtigen Erfahrungen unterstützt werden.

Was mir endlich einst ein Mann gesagt hat, der in dieser Kunst sehr erfahren war, macht mich gegen alle diese Ordnungen der Planeten noch mißtrauischer. Er setzte den Saturn dahin, wohin einige die Sonne, andre die Venus bringen. Da nun dies der merkwürdigste Ort auf der Stirn ist, wo sich immer eine oder die andere Linie findet, die übrige Stirn mag ihrer auch noch so wenig haben: so nahm er an, daß die Linie des Saturn

der

der Stirn eigen und natürlich, die übrigen aber blos zufällig und gleichsam untergeschoben wären, indem sie blos dazu dienten, die Adspecten, in denen dieser Planet mit den andern steht, zu bezeichnen. Aus der bloßen Ansicht des Gesichts bemerkte er dadurch sehr genau, welche Stellung die Planeten zur Zeit der Geburt gehabt hätten. Er fällte indeß daraus so richtige Urtheile, und ich selbst habe aus den Regeln, die er mir gegeben hat, so außerordentlich treffende Schlüsse gezogen, daß ich mich bewogen finde, nicht allein anzunehmen, daß es eine ächte Metoposcopie gebe, welche nicht so aus der Luft gegriffen und trügend ist, als man glaubt, sondern auch, daß alles was man davon in Schriften findet, und was man gewöhnlich in Ausübung bringt, auf falschen Principien beruht und Regeln enthält, wodurch man die Kenntnisse gar nicht erlangen kann, die man von einer so nützlichen und angenehmen Kunst erwarten sollte.

Die Ordnung, die man den Planeten giebt, sey aber welche sie wolle, so ist die Frage: ob sie sich durch Erfahrungen und Beobachtungen aus

der

der Naturwissenschaft unterstützen läßt. Wenn man sich freylich auf diejenigen berufen dürfte, die die Metoposcopie selbst liefern könnte: so würde es leicht seyn, eine unzählige Menge beyzubringen. Ich selbst wollte aus denen, welche ich theils häufig gemacht habe, theils habe machen sehen, ein ganzes System der Metoposcopie formiren. Da aber jedes Zeugniß, das man von sich selbst ablegt, ohne Beweiskraft und verdächtig ist: so darf man auch dem, das die Metoposcopie selbst zu ihren Gunsten geben könnte, nicht trauen, weil sonst nicht leicht eine Kunst abergläubisch und grundlos genug seyn dürfte, die sich nicht gleichwohl auf ihre eignen Beobachtungen sollte stützen können. Wir wollen uns also Mühe geben, irgend wo anders Gründe und Beweise aufzufinden, den Grund zu dieser Kunst zu legen, oder es wenigstens wahrscheinlich zu machen, daß doch etwas wahres daran ist.

Vorher muß ich aber den Irrthum derer berichtigen, welche dafürhalten, daß die Stirn der einzige Theil des Gesichts wäre, welcher der Metoposcopie die Zeichen, deren sie sich bedienet, lie-

fern

fern könnte. Es tragen vielmehr alle übrigen das ihre so gut wie sie, dazu bey. Denn, wenn einmal zwischen den edlern und den äußern Theilen gewisse geheime Beziehungen statt finden: so ist es ganz unwahrscheinlich, daß im Gesichte nur die Stirn in Zusammenhang und sympathetischer Verbindung mit ihnen stünde, und die Augen, die Nase und der Mund, welche so wichtige Theile sind, und die von der Natur mit so vieler Sorgfalt gebildet und erhalten werden, gänzlich davon ausgeschlossen seyn sollten.

In der That haben auch die Astrologen, welche sich mit dieser Wissenschaft abgegeben haben, jeden Theil des Gesichts einem besondern Planeten unterworfen. An der Stirn haben sie dieselben alle so gestellt, wie ich oben angegeben habe. Außerdem aber haben sie das rechte Auge der Sonne angewiesen, das linke dem Mond, die Nase der Venus, die Ohren dem Merkur, die Wangen dem Jupiter und die Lippen dem Mars. Auf die Beschaffenheit dieser Theile haben sie nun Regeln gegründet, nach welchen sie auf den guten oder üblen Zustand der Planeten und auf die

Wür-

Würkungen schließen, welche sie auf die Menschen machen können. Da nun diese Regeln und Schlüsse alle in den Bezirk der Metoposcopie gehören, so folgt, daß sich diese auch aller Theile des Gesichts bedienen muß, und daß man irrt, wenn man meynt, nur die Stirn sey dabey in Betrachtung zu ziehen.

Dies vorausgesetzt müssen wir die Gründe aufsuchen, wodurch sich die Stellung der Planeten auf den angegebenen Theilen des Gesichts darthun läßt.

Herrschaft der Sonne und des Mondes über die Augen.

Erstens muß man bedenken, daß in den Augen sich alle Leidenschaften zeigen, und daß das Herz und Gehirn die Quellen der letztern sind. Nun haben wir oben den Grundsatz aufgestellt: daß die edlen Theile den Einfluß, den sie selbst von den Planeten empfangen, den Gliedern, mit welchen sie in Sympathie stehen, wieder mittheilen. Daraus folgt denn, da (wie bewiesen worden) das Herz und

das Gehirn von der Sonne und dem Monde regier werden, so müssen sie nothwendigerweise den Augen die Kräfte zusenden, welche sie von den Planeten erhalten.

Ueberdem ist die Bemerkung durch die Erfahrung unzähligemal bestätiget worden, daß die, welche während einer Sonnen- oder Mondfinsterniß gebohren werden, gewöhnlich ein schwaches Gesicht bekommen, gleichsam, als wenn diese beyden grossen Leuchten die man die Augen des Himmels nennen könnte, den Augen des Körpers, mit welchen sie in Verbindung stehen, ihre Fehler mittheilten.

Man werfe mir hier nicht vor, daß ich gegen mein Versprechen einen Beweis aus der Astrologie hernähme. Er ist eben so natürlich als alles, was die Aerzte und Landleute auf den Lauf des Mondes und den Aufgang der großen Sternbilder gründen. Ich unterstütze ihn auch nicht wie die Astrologen mit weitläuftigen Berechnungen, und sage nicht wie sie, daß die Sonne und der Mond dergleichen Würkungen hervorbringen, weil sie sich in unglücklichen Orten befinden. Dies setzte

die

die Unterscheidung der himmlischen Häuser und der Aspecten voraus, welche ganz und gar der Sterndeutekunst angehört.

Ohne Zweifel wurde nach dieser Regel das bewundernswürdige Prognosticon gestellt, welches Hippocrates (in seinen Prorrheticis) erzählt. Ein Arzt wurde zu einem sehr gefährlichen Kranken gerufen, und setzte voraus, daß der Kranke zwar nicht sterben, aber die Augen verlieren würde. Denn da Hippocrates, der sich doch besser als alle seine Nachfolger auf das Prognosticiren in Krankheiten verstand, offenherzig gesteht, daß er das Geheimniß nicht besäße, dergleichen Sachen vorherzusagen, so ist wahrscheinlich, daß es nach den Regeln der Metoposcopie den aufgestellten Grundsatze zu Folge geschehen ist.

Aber aus allem bisherigen scheint zu folgen, daß beyde Augen unter der gemeinschaftlichen Leitung der beyden großen Leuchten des Himmels stehen, und doch will die Metoposcopie, daß das rechte ausschließlich der Sonne, das linke dem Monde angehören soll. Man wird diese Schwierigkeit

leicht heben können, wenn man sich an das erinnert, was ich in der Abhandlung von der Chiromantie gesagt habe; nehmlich daß alle Glieder einen doppelten Einfluß von den edlern Theilen empfangen; einen haben sie alle mit einander gemein, den andern aber bekommt ein besonderes einzelnes Glied von einem einzigen bestimmten edlen Theile. Durch den ersten hängen die Augen mit dem Herzen vermöge der Lebenswärme und der empfindenden Kraft zusammen. welche ihnen von denselben mitgetheilt werden, und in so fern kann man sagen, daß die Sonne und der Mond, welche jene vorzüglichen Theile beherrschen, auch beyde Augen gemeinschaftlich regieren. Betrachtet man aber die besondre Verwandtschaft und Sympathie der Theile untrr einander, welche wir durch die Erfahrung und die Lehrsätze des Hippokrates bewiesen haben, so wird man leicht sehen, daß man mit gutem Grunde annehmen kann, daß das Herz und das Gehirn mit einem Auge inniger verbunden seyn können, und daß folglich das eine von der Sonne das andere vom Monde besonders regiert werden kann. Da nun das rechte Auge eine vorzüglichere Lage hat, als das linke; da es

stärker und in seinen Verrichtungen genauer ist; da endlich von ihm allein die gerade Richtung des Blickes abhängt wie wir zeigen werden: so bedarf es weiter keines Beweises, daß es auch von dem edelsten und mächtigsten Gestirn regiert werde.

Daß aber das rechte Auge stärker ist, als das linke, ist so richtig, daß ich es gar nicht zu beweisen brauchte. Denn abgerechnet, daß Theile auf der rechten Seite stärker sind als alle auf der linken, daß das rechte Auge weniger von Krankheiten angegriffen wird als das linke, und daß wenn die Vorboten des Todes die Kräfte aller Theile zerstören, das rechte Auge die seinige noch eine Zeitlang erhält, während das linke schon gänzlich erloschen ist: so muß es schon darum stärker seyn, weil es in seinen Verrichtungen genauer ist. Von dieser größern Genauigkeit ist das ein sehr einleuchtender Beweis, daß die gerade Richtung des Blickes beyder Augen ganz allein von ihm abhängt. Denn wenn man irgend einen Gegenstand mit beyden Augen ansieht, und nun das linke Auge zumacht, so behält der Gegenstand

dieselbe Lage und Richtung die er vorher hatte, da man ihn mit beyden Augen sah. Schließt man aber das rechte Auge, so bleibt er nicht mehr auf der vorigen Linie und scheint seine Lage zu verändern; zum sicheren Beweis, daß die gerade Richtung des Blicks ganz allein von dem rechten Auge abhange, indem die Linie, auf welcher dieses die Gegenstände sieht, die Richtung beyder Augen bestimmt.

Herrschaft der Venus über die Nase.

Der Beweis von der Herrschaft der Venus über die Nase ist so einleuchtend, daß auch die hartnäckigsten Gegner sich davon überzeugen müssen, sobald sie nur überhaupt annnehmen, daß irgend ein Theil des menschlichen Körpers von einem Planeten regiert wird. Denn darinn sind alle Astrologen einig und selbst der Sprachgebrauch aller gebildeten Sprachen bestätiget es, daß Venus der Zeugung und denen dazu nöthigen Theilen vorsteht. Mit den letztern ist nun die Nase ganz unstreitig durch Sympathie verwandt, sie muß also auch von ihnen den Einfluß

der Venus erhalten und der Herrschaft dieses Planeten wie jene Theile unterworfen seyn. Ich glaube nicht, daß die Verwandtschaft von der die Rede ist, irgend jemand unbekannt seyn kann, da sie sogar zum Sprichwort worden ist; aber das wissen nicht alle, woraus man sie doch sehr deutlich sehen kann, daß die natürlichen Zeichen, die man an der Nase sieht, andere an den Geschlechtstheilen voraussetzen und bezeichnen, welche sich in derselben Lage gegen einander befinden, wie die an der Nase.

Beziehung aller Zeichen im Gesicht auf andre.

Es ist gewiß eine merkwürdige Erscheinung, die aber lange nicht gehörig benutzt worden ist, daß jedem natürlichen Zeichen im Gesicht ein anderes an einem gewissen bestimmten Theile des Körpers ganz besonders entspricht. Denn wenn man eins an der Stirn findet, so ist ein anderes auf der Brust, dessen Lage sich sogar darnach richtet, ob ersteres in der Mitte, oben oder unten,

auf der rechten oder linken Seite ist. Wenn ein Zeichen über den Augenbraunen ist, so ist ein anderes auf den Schultern; jedem auf der Nase entspricht ein anderes an den Geschlechtstheilen; ein Maal auf der Wange bezeichnet ein anderes auf den Schenkel, eins an den Ohren bezieht sich auf ein anderes auf den Armen u. s. w.

In der That wenn man diese wunderbaren Beziehungen betrachtet, so geräth man auf den Gedanken, daß die unendliche Weisheit Gottes, welche alle Gegenstände auf Einheit bringt, um sich dieselben ähnlicher zu machen, das Gesicht zu einem Abriß des ganzen Menschen bestimmt hat, wie der Mensch der Abriß der Welt ist. Denn man kann nicht sagen, daß die Beziehungen von denen ich rede, bloß zwischen den Zeichen statt hätten. Diese sind alle aus einem Stoffe gebildet, und können also mit dem einen nicht in genauerm Zusammenhange stehen, als mit dem andern. Sondern dies muß in den Theilen selbst gegründet seyn, und die Verbindung worin sie untereinander stehen, muß verursachen, daß der eine nicht bezeichnet werden kann, ohne daß zu gleicher Zeit

der

der andere, der sich auf ihn bezieht, den nehmlichen Eindruck erhielte. Wir bemerken auch außer dem geheimen Verständniß, welches sie unter einander haben können, eine offenbare und in die Augen fallende Aehnlichkeit in ihrer Lage und in ihrem Bau. Wie die Stirn an dem Kopfe, so ist die Brust der Theil des Rumpfs, der am breitesten und mit den meisten Knochen versehen ist. Die Zeugungstheile sind mitten am Körper, und stehen hervor wie die Nase in der Mitte des Gesichts. Die Schenkel beziehen sich auf die Wangen, denn wie diese sind sie sehr fleischig und liegen an der Seite; die Schultern gleichen den Augenbraunen wegen ihrer erhabenen Lage; die Arme sind wie die Ohren an der Seite und gleichsam Außenwerke, u. s. w. Man kann jedoch diese Aehnlichkeit nicht für die wahre Quelle jener Sympathie ausgeben, denn sie ist nicht stark und treffend genug, so ähnliche Würkungen hervorzubringen. Es muß vielmehr ein geheimeres Band diese Theile unter einander verbinden, und die wunderbare Uebereinstimmung erzeugen, deren unverwerfliche Zeugen jene natürlichen Merkmahle sind.

Ursprung der Linien an der Stirn.

Unstreitig ist die Stirn der Ort des Gesichts, wo die Metoposcopie am meisten zu thun findet, und wo die Zeichen, nach welchen sie ihre Urtheile fällt in größerer Anzahl, mannigfaltiger und deutlicher anzutreffen sind. Deshalb hat sie auch von diesem Theile, weil er ihr der unentbehrlichste und merkwürdigste ist, ihren Namen erhalten.

Wenn man bedenkt, welche große Mannigfaltigkeit von Linien, Punkten und unregelmäßigen Figuren sich in einem so kleinen Raume bildet, der von Natur gleich und glatt seyn sollte; wie viel immer neue entstehen, alte verschwinden; und wie sehr sie von einander verschieden sind, indem sie bald tief, bald flach, bald kurz bald lang, bald blaß bald roth sind; wenn man ferner bedenkt, daß man nicht zwey Menschen findet, an welchen sie vollkommen gleich wären, und daß an einem einzigen Menschen man alle nur mögliche Linien finden kann; wenn man, sage ich, dies alles bedenkt, so wird man sich gewiß bewogen finden, zu glauben, daß die Stirn irgend ein den Menschen unbe-

bekanntes Geheimniß enthält, und die Eindrücke, die man an ihr entdeckt, edlere und erhabenere Ursachen haben, als bey den Thieren.

Es lassen sich aber auch weiter keine Ursachen dieser verschiedenen Linien angeben, als daß entweder die Bewegung, da wo sie gewöhnlich geschieht, gewisse Falten in der Haut zurückläßt, wie es bey den Gelenken der Fall ist, oder daß die Trockenheit die Haut zusammenzieht und runzelt, wie man an den Früchten sieht, welche welk werden, und an den Runzeln, welche das Alter an allen Theilen hervorbringt.

Allein es ist nicht wahrscheinlich, daß die Linien an der Stirn von einer Bewegung herrühren, welche gewöhnlich hier vorgenommen wird, weil sie bey jedem Menschen anders sind, und gleichwohl alle diesen Theil auf eine und dieselbe Art bewegen. Alle Welt zieht die Stirn auf einerley Weise zusammen und in die Höhe; jeder hat die nehmlichen Muskeln, welche diese Bewegung machen; und jeder hat von der Natur die nehmlichen Antriebe zu derselben erhalten.

Man könnte zwar sagen, diese Verschiedenheit rühre von der Festigkeit der Haut her, indem diese Falten, je nachdem die Haut zart oder stark ist, leichter oder schwerer zu machen wären. Aber giebt es nicht sehr viele Leute, die ganz einerley Beschaffenheit der Haut, und doch keine einzige ähnliche Linie haben? Giebt es nicht Personen, welche bey einer sehr zarten Haut auch nicht eine Linie, und andere, die ihrer starken Haut ungeachtet, deren eine große Menge haben?

Eben so wenig kann die Trockenheit die Ursache dieser Linien seyn. Denn man sieht Kinder von einem sanguinischen Temperament, welche deren mehrere haben, als viele der ältesten Greise; man findet auch nicht, daß sie bey alten Leuten von einerley Form wären, obgleich ein gleicher Grad der Trockenheit statt findet. Gesetzt aber, daß sie die Ursache dieser Eindrücke wäre, so möchte ich fragen: Warum haben junge Leute, die Runzeln an der Stirn haben, dergleichen nicht auch an andern Theilen? Und warum sind die Runzeln, welche das Alter an andern Orten in der Haut erzeugt, bey allen Menschen

eins

einander gleich, und warum sind es die an der Stirne nicht?

Es läßt sich jedoch nicht läugnen, daß Bewegung und Trockenheit etwas dazu beytragen; nur entwerfen sie nicht die ersten Züge dazu, sondern verursachen blos, daß sie eher oder stärker zum Vorschein kommen. Es giebt eine andere Ursache, welche die erste Zeichnung dazu macht, und gleichsam wie ein Baumeister ihre Risse verfertigt und das Werk anfängt, das hernach andere Werkmeister vollenden. Bey der Geburt sind schon alle Linien auf die Stirn gezeichnet, ob sie gleich nicht sogleich zum Vorschein kommen, sondern erst mit der Zeit bald eher bald später, bald tiefer bald flächer erscheinen, je nachdem ihre Ursache thätig, und das Temperament eines Menschen, und die Bewegung der Stirne beschaffen ist, an die er sich gewöhnt hat. Ein Mensch, zum Exempel der leicht zornig wird, oder der immer verdrüßlich ist, gewöhnt sich daran, die Augenbraunen zusammenzuziehen; dadurch nimmt die Stirn gewisse Falten an, und die Linien derselben kommen eher und stärker zum Vorschein, als sonst würde geschehen seyn.

Da man also die ersten Eindrücke dieser Linien nicht von Ursachen herleiten kann, die im Körper liegen, so muß man sie außer ihm suchen. Da man nun ferner unläugbare Beweise hat, daß gewisse Planeten bestimmte einzelne Glieder ganz besonders regieren, und Würkungen an ihnen hervorbringen, die nirgends anders herzuleiten sind; so muß man auch die Linien der Stirn unter diese Würkungen zählen, und annehmen, daß sie von keiner andern Ursache, als dem Eindruck der Gestirne herrühren, welche ihre Macht, an diesem Theile äußern.

Wir haben also hier zu untersuchen, erstens: Welche Planeten die Stirn beherrschen? und zweytens: Welche Gründe und Erfahrungen sich für diese Herrschaft anführen lassen.

Welcher Planet die Stirn beherrscht.

Die erste Untersuchung hat ihre Schwierigkeiten, wegen der verschiedenen Meinungen derer, welche über diese Wissenschaft geschrieben haben. Einige unterwerfen die Stirn einem einzigen Pla-

neten;

neten; andere lassen alle darin regieren. Die letztern sind wieder unter sich selbst über die Lage derselben nicht einig. Hätten sie ihre Sätze mit einigen Beweisen unterstützt; so könnte man vernünftigerweise bey ihren Aussprüchen stehen bleiben, da sie dies aber nicht gethan haben, so haben wir freye Wahl, und nachdem wir so viel Erfahrungen nach andern Prinzipien haben aufstellen sehen, so können wir diese gänzlich verlassen, und uns an solche halten, welche auf bessern Gründen beruhen.

Ich halte demnach für wahrscheinlicher, daß die Stirn von einem einzigen Planeten, als daß sie von allen zusammen regiert wird, weil jeder andre edlere und nützlichere Theil des Gesichts nur einen einzigen Planeten hat, dem er unterworfen ist. Und wenn die Theile des Körpers überhaupt eine gewisse Uebereinstimmung und Sympathie unter einander haben, und diejenigen, zwischen welchen dergleichen statt findet, von einerley Planeten regiert werden: so müßte, wenn die Stirn von allen Planeten beherrscht werden sollte, jeder Fleck derselben, wo ein Planet steht, mit den an-

dern Gliedern in Beziehung stehen, die von demselben Planeten regiert werden.

Da nun die Zeichen gewisse Merkmale dieser Sympathie sind, so müßten diejenigen, welche sich an der Stirn finden, auf andere hindeuten, die an allen Gliedern, welche von den Planeten regiert werden, anzutreffen seyn müßten. Nun aber findet man weiter keinen solchen Zusammenhang der Zeichen der Stirn, als mit denen auf der Brust; die Stirn kann also auch weiter keinem Planeten unterworfen seyn, als dem Regenten der Brust. Dies sind beydes die knochigsten Theile des Körpers. Da nun alle Knochen der Herrschaft des Saturn unterthan sind, wie die Astrologie lehrt, so folgt, daß dieser Planet seinen besondern Sitz auf der Stirn hat.

Wenn nun ein Ort dieses Theils edler seyn soll als die andern, so muß es der seyn, wo dieser Stern sich am würksamsten zeigt, und dem er seine Linien, die Würkungen und Zeichen seiner Macht, aufdrückt. In diesem Falle würde alsdenn

denn die Linie dem Saturn zugehören, welche sich in der Mitte der Stirn befindet, weil die Mitte gleichsam das Centrum und Princip der Außenseite ist.

Aus dem bisherigen erhellt, daß das System des Physiognomikers, dessen ich oben erwähnt habe, gegründeter ist, als das gewöhnliche metoposcopische System, und daß, die Linie des Saturn abgerechnet, welche sich in der Mitte befindet und der Stirn vor allen andern eigen und natürlich zu seyn scheint, alle übrige nur die Beziehungen und Aspecten bezeichnen, worin Saturn sich mit andern Planeten befindet.

Diese Linien vertheilte er nun ganz anders, als gewöhnlich geschieht unter die Planeten. Die gerade unter der Linie des Saturn wieß er dem Mercur, die über derselben dem Mars an; die über dieser bekam Venus und die ganz oberste Jupiter. Auf die untersten über den Augenbraunen setzte er die Sonne und den Mond. Nach der Beschaffenheit einer jeden urtheilte er von den Aspecten, in welchen Saturn in dem Horoscop gegen

die übrigen Planeten stand, welches mit der Berechnung der Sterndeutekunst (iudiciaire) übereinstimmte. Nach seiner Meinung hatte also Saturn eben so viel und noch mehr Antheil an diesen Linien, wie die übrigen Planeten, die ihm nichts von seiner Alleinherrschaft über die Stirn entzogen.

Ueberdem muß ich noch sagen, daß dieser Mann eine genaue Kenntniß dieser Kunst besaß, daß er sogar Regeln daraus herleitete, mit Hülfe deren er Tag und Stunde der Geburt angab; und ich selbst habe bey ihrem Gebrauch unter mehr als hundert Urtheilen mich kaum zehnmal getäuscht gefunden. Wenn nun die Wissenschaft solche Dinge zu leisten im Stande ist: so wird mir jedermann zugeben, daß sie sehr gut Wort zu halten vermag, wenn sie minder dunkle und verborgne Dinge, dergleichen die Beschaffenheit der edlen Theile, die Neigungen und Sitten der Menschen, zu entdecken verspricht.

Andere Gründe für alle diese einzelnen Sätze, als die Erfahrungen der Kunst selbst, ist die Phi-

loso-

losophie nicht anzuführen im Stande, weil sie zu nachläßig gewesen ist, physische Beobachtungen zu machen, welche diese Wahrheiten in ein helleres Licht hätten setzen können. Doch ist es immer schon viel, daß sie uns durch ihre Aufklärungen zu der Entdeckung geholfen hat, daß einige Theile des Gesichts unter der Leitung gewisser Planeten stehen. Untersuchen wir nun, ob sie auch das ihrige beyträgt zu zeigen, daß Jupiter über die Wangen regiert.

Herrschaft Jupiters über die Wangen.

Es wird ihr dies wenig Mühe machen, sobald es richtig ist, daß Jupiter die Leber beherrscht. Denn da die Wangen die fleischigsten und blutreichsten Theile des Gesichts sind, und die Veränderungen der Leber und des Bluts sich an ihnen am ehesten und deutlichsten zeigen: so müssen sie ohne Zweifel unter der nehmlichen Leitung stehen, wie die Leber und das Blut. Ueberdem deuten auch die Zeichen, die sich auf denselben finden, auf andre an den Schenkeln hin, welche mit den Wangen in Beziehung sind, und von dem Zeichen des Schü-

ßen beherrscht werden, wo das Haus des Jupiters ist. Ich habe nehmlich schon in der vorhergehenden Abhandlung bemerkt, daß die Astrologen vom Hippokrates gelernt haben, die Sternbilder auf alle äußere Theile des menschlichen Körpers zu vertheilen, weil sie mit denselben in Verständniß und Sympathie stehen.

Regiment des Merkur über die Ohren.

Es ist streitig, ob Merkur, nach der gewöhnlichen Meinung die Lippen beherrscht, oder ob diese unter der Leitung des Mars sind. Wahrscheinlicher aber regiert Merkur über die Ohren, weil den Zeichen an denselben, andre an den Armen entsprechen. Nun aber ist es ein ausgemachter astrologischer Satz, daß Merkur über die Arme herrscht, und daß das Zeichen der Zwillinge, wo sein vornehmstes Haus und der Ort seiner Erhebung (exaltation) ist, diese Theile regiert.

Herrschaft des Mars über die Lippen.

Ueberdem stehen die Lippen in Beziehung mit dem Unterleibe, welcher unter der Leitung des

Mars

Mars stehet, und die Zeichen, welche sich an beyden Theilen befinden, entsprechen einander. Hierzu kommt noch, daß in den Tertianfibern Geschwüre an den Lippen entstehen. Diese Fieber rühren unstreitig von der Galle her, welche vom Mars beherrscht wird. Diese Bemerkung verdient hier reiflich erwogen zu werden. Denn da die Entstehung dieser Geschwüre critisch, und dieser Art Fieber besonders eigen ist, so müssen die Lippen eine besondre Sympathie mit der Feuchtigkeit haben, aus welcher die Krankheit entspringt, deshalbl wirft sie sich dann eher auf die Lippen, als auf rgend leinen andern Thei.

Ich bin ꝛc.

Achtes Kapitel.

Was man überhaupt von der Chiromantie und Metoposcopie zu halten habe.

Das ist alles, was ich über einen Gegenstand sagen kann, der von der Philosophie noch nicht geprüft worden ist. Denn obgleich mancher große Mann die Chiromantie und Metoposcopie geliebt hat, so hat sich doch keiner die Mühe gegeben, ihre Principien durch den geringsten Grund zu unterstützen.

Deswegen glaube ich noch nicht, daß meine Gründe die Erwartungen, welche man vielleicht davon hegte, erfüllt oder die strengen Forderungen der Philosophie in diesem Punkte befriedigt haben. Es sind, die Wahrheit zu sagen, bloße Vermuthungen, blose Wahrscheinlichkeiten, allein man muß

bey

bey Untersuchungen der Natur etwas wagen, weil hier so selten mathematische und überzeugende Beweise statt finden.

Der Mensch ist ein so künstliches Werk, und es ist an ihm soviel in Betrachtung zu ziehen, daß wir aller Vortheile und Regeln ihn kennen zu lernen ungeachtet, doch immer nur den kleinsten Theil zu erforschen im Stande sind, das meiste aber uns unbekannt bleibt. Er ist eine Welt im kleinen; was uns in der großen Welt verborgen ist, ist uns eben so in diesem Abriß derselben ein Geheimniß.

Der Kopf ist unstreitig eine Abbildung des ganzen Himmels im verjüngtem Maasstabe; er hat, so wie jener, seine Gestirne und Beziehungen. Wenn wir die Sternbilder, ihre Lage und Bewegung sehen, ohne ihre Natur und die Ursachen, warum sie so und nicht anders stehen, zu kennen: so gilt das nehmliche von allen Theilen des Gesichts. Die Bildung der wichtigsten Theile, die Linien auf der Stirn und um die Augen, die Züge um die Nase und die Enden des Mundes

und hundert andre, die dem Gesicht Mannichfaltigkeit geben, und bey allen Menschen verschieden sind, alles das ist leicht zu entdecken, und man sieht wohl, daß die Natur es nicht vergeblich so gebildet hat. Allein wie sie dabey zu Werke gieng, und wozu sie alles das eigentlich bestimmte, bleibt uns ein Geheimniß, denn die Beobachtungen, die man in dieser Rücksicht angestellt hat, lassen nur sehr wenig davon errathen, weil ihre Anzahl zu klein ist, und es ihnen an hinlänglicher Richtigkeit und Genauigkeit fehlt. Die meisten von denen, welche man in Schriften findet, sind sogar verwegen, und überschreiten die gehörigen Gränzen dieser Wissenschaft. Denn das ganze Feld, welches ihr und der Chiromantie zukommt, ist auf Urtheile über Beschaffenheit des Körpers und der natürlichen Neigungen der Seele beschränkt. Versteigt sie sich aber bis zur Verwegenheit der Sterndeuterey (astrologie iudiciaire), so verdient sie Verachtung und die Strafe, womit sie von jeher von der Kirche belegt worden ist.

Bleiben sie aber in den Schranken, die ich ihnen eben angewiesen habe, so lassen sich allgemeine Gründe angeben, die ihnen günstig sind, und augenscheinlich zeigen, daß sie etwas wahres enthalten können. Denn erstlich ist es völlig außer Zweifel, daß die Sterne durch Kräfte würken, welche vom Lichte ganz verschieden sind, weil man die Würkungen derselben nicht alle auf diese einzige Eigenschaft beziehen kann. Man muß also, um die Fluth und Ebbe, und einige Krankheiten zu erklären, welche sich nach dem Lauf des Mondes richten, nothwendig seine Zuflucht zu gewissen Einflüssen nehmen. Zweytens giebt es Theile des menschlichen Körpers, welche unter der besondern Herrschaft dieser Sterne stehen. Da sich dies von dem Herzen und Gehirn in Rücksicht auf die Sonne und den Mond darthun läßt, so ist es sehr wahrscheinlich, daß auch die andern edlern Theile von den übrigen Planeten regiert werden. Diese stehen nun wieder mit gewissen äußern Gliedern in Verbindung, und theilen denselben die Kräfte und Eigenschaften mit, welche sie von den Planeten erhalten haben.

Aus diesen allgemeinen Sätzen folgt nun, daß alle Theile des Gesichts und der Hand mit den innern Theilen des Körpers und den Planeten, von welchen sie regiert werden, in Beziehung und Sympathie stehen, und daß man also vermittelst dessen, was man von der Natur und Macht der Planeten weiß, die Beschaffenheit der innern Theile, und die damit verknüpften Neigungen entdecken kann.

Ich weiß wohl, daß die Feinde der Astrologie über alle die besondern Kräfte lachen, die man den Gestirnen zuschreibt. Allein man muß die Mittelstraße halten, und ihnen weder alles nehmen noch zuviel zuschreiben. Man darf sich nicht in den Kopf setzen, alle ihre Einflüsse vernichten zu wollen, aus dem angeführten Grunde, noch ihnen alles das zugestehen, was die Träumereyen der Sterndeuter ihnen zuschreiben. Freylich giebt es in dieser Kunst eine Menge ungegründeter und lächerlicher Voraussetzungen; allein wenn man billig seyn will, so muß man gestehen, daß sie auf der andern Seite auch manche treffende Beobachtung enthält. Bedenkt man nun, was

die

die Landwirthschaft, die Schiffarth und die Arzneykunde von dem Auf- und Untergang der Sterne sagen, überlegt man, wie genau das Horoscop den Wuchs, das Temperament und das Naturell (l' Humeur) derer anzeigt, denen man die Nativität stellt: so kann man ohne einen unerträglichen Eigensinn, oder vielmehr ohne gewaltige Verblendung die Kraft der Sterne, worauf man diese Urtheile gründet, nicht in Zweifel ziehen, noch ohne Grund die unzählig oft wiederhohlten Erfahrungen abläugnen.

Ich bin gegen die Kräfte des menschlichen Geistes so mißtrauisch, und ich sehe, daß er so wenig Dinge der Natur durchschauen kann, daß wenn die Religion nicht entschieden hätte, daß die freyen Handlungen der Macht der Sterne nicht unterworfen werden können, das Raisonnement der Philosophie mich nicht davon überzeugen würde. Wir kennen ja nicht einmal das, womit wir am vertrautesten seyn sollten, wir wissen nicht einmal, worinn das Denken besteht, und wie wir denken; es wäre also der gröbste Eigendünkel, die Macht der gröbsten und wunderbarsten Körper der

Welt

Welt bestimmen, und die eines Irrthums beschuldigen zu wollen, welche ihnen mehr Kräfte beylegen als wir thun.

Man muß also die gemeine Meinung fest halten, daß die vornehmsten Theile des Körpers unter der Leitung dieser Körper stehen, weil sie durch so viele Beobachtungen und Erfahrungen unterstützt wird. Hingegen muß man sich auch in Acht nehmen, sich nicht durch Folgerungen, die man daraus ziehen könnte, irre führen zu lassen. Denn es läßt sich schwerlich mehr daraus herleiten, als die allgemeinen Prinzipien und Grundsätze der Chiromantie und Metoposcopie, und alle Regeln, die man weiter darauf stützt, sind falsch oder ungewiß; diejenigen, wodurch man auf freye und zufällige Handlungen soll schließen können, sind abgeschmackt und frevelhaft; die, welche blos bey der Beschaffenheit des Körpers stehen bleiben, sind schwankend, weil sie durch richtige und genaue Beobachtungen nicht genug bestätigt sind. Es wäre zu wünschen, daß man sich ernstlicher mit dieser merkwürdigen Untersuchung beschäftigt hätte. Wir würden dadurch eine genaue

nauere Kenntniß von der wunderbaren Harmonie erhalten haben, welche zwischen den Theilen des menschlichen Körpers, den man deswegen ein Wunder aller Wunder nennt, erhalten haben. Die Arzneykunde selbst würde dadurch im Stand gesetzt werden, leichter und genauer die Beschaffenheit der innern Theile zu entdecken, und mit mehrerer Zuverläßigkeit den Erfolg der Krankheiten zu bestimmen. Endlich würde auch die Menschenkenntniß dadurch bereichert werden; sie würde die Regeln dieser beyden Wissenschaften unter die ihrigen aufnehmen können Aber freylich wagt sie es nicht, in einen so ernsthaften und gegründeten Plan Dinge aufzunehmen, die so ungewiß und schwankend, und überdem als thöricht und abergläubisch verschrieen sind.

Ohne also die Zeichen, wodurch sie die Neigungen und Bewegungen der Seele, die Tugenden und Laster entdecken kann, so weit herzuhohlen, begnügt sie sich vielmehr mit denen, welche näher liegen, deutlicher sind, und von sublunarischen Ursachen abhängen.

Plan

Plan der Anleitung zur Menschenkenntniß.

Das ganze wird aus neun Hauptabschnitten bestehen, nehmlich:

1) Merkmahle der Leidenschaften in 22 Kapiteln, 2) Merkmahle der Tugenden und Laster in 100 Kapiteln. 3) Ueber die Temperamente, in 52 Kapiteln, 4) Natur der Thiere, deren sich die Physiognomik bedient, in 29 Kapiteln, 5) Männliche und weibliche Schönheit, in 50 Kapiteln, 6) Sitten der Völker nach dem Himmelsstrich, in 60 Kapiteln, 7) Neigungen, die vom Alter, den Vermögensumständen, der Lebensart u. s. w. herrühren, in 20 Kapiteln, 8) Ueber Verstellung und die Mittel dahinter zu kommen, 9) Rangordnung aller Zeichen, die aus diesen reichhaltigen Quellen geschöpft werden. Uebersicht aller derer, mittelst welcher man insbesondere eine jede Neigung jede Bewegung der Seele, jede Tugend und jedes Laster entdecken kann. Vollendung der Anleitung zur Menschenkenntniß.

Neun-

Neuntes Capitel.

Welche Eigenschaften muß der besitzen, der sich dem Studium der Menschenkenntniß widmen will.

Wenn überhaupt die Alten recht hatten, die Wissenschaften mit Saamenkörnern und Pflanzen zu vergleichen, welche nie Früchte bringen, wenn sie nicht auf einen Boden fallen, der ihnen angemessen ist: so ist gewiß diese Wahrheit nirgends einleuchtender, als bey denen Wissenschaften, welche zukünftige und verborgene Dinge errathen sollen. Sie werden ganz unfruchtbar und unnütz, wenn sie nicht in dem Geiste dessen, der sie anwenden will, diejenigen Anlagen antreffen, welche sie erfordern. Deswegen hat auch schon Ptole-

mäus,

mäus bemerkt, das es nicht genug sey, ihre Regeln und Grundsätze zu wissen, und daß man ohne das besondere Genie zu besitzen, welches diese Wissenschaften verlangen, nie ein vernünftiges Urtheil darinn fällen könne. Ehe wir uns also darauf einlassen können, die Anwendung der Menschenkenntniß zu zeigen, so müssen wir erst wissen, worinn das besondre Genie besteht, welches sie erfordert, und welches die Eigenschaften sind, die man haben muß, sie mit Erfolg in Ausübung zu bringen.

Ich will hier die Sache nicht schwerer machen als sie ist, noch alle Wissenschaften herbeyrufen, der unsrigen hülfreiche Hand zu leisten. Sonst könnte ich sagen, daß vor allen andern Medicin und Moral nothwendig wären, daß sie der Geographie und Physik nicht entbehren könnte, weil oft vom Himmelsstrich und der Natur vieler Thiere die Rede ist; daß sie ferner ohne Arithmetik und Geometrie nicht von dem Verhältniß und der Bildung der Theile sprechen könnte; daß endlich ihr Urtheil auf ein beständiges Raisonnement gegründet, und sogar eine ihrer Regeln vom Syllogismus benannt

nannt worden sey, daß also jeder, der sich mit ihr beschäftigen wollte, ein vortreflicher Logiker seyn müßte. Wollte man noch weiter gehen: so würde keine Wissenschaft zu finden seyn, die der unsrigen nicht nützlich werden könnte. Allein man kann die zu derselben nöthigen Fähigkeiten erlangen, ohne eben den Hippokrates, Aristoteles, Euclides und Ptolomäus nachzuschlagen, und ohne alle jene Kenntnisse zu besitzen, indem meines Dafürhaltens das, was man in diesem Werke finden wird, hinreichend ist, diese Kunst zu erlernen und mit Erfolg dieselbe auszuüben.

Allein zu diesem Endzweck verlange ich von dem, der sich damit abgeben will, zweyerley, was ich ihm nicht lehren kann. Das erste dient, diese Wissenschaft gehörig zu gebrauchen, das zweyte sie nicht zu mißbrauchen.

Worinn das besondere Genie besteht, das zu dieser Kunst erfordert wird.

Das erste, was ich verlange, ist der eigne Genius, von dem ich schon gesprochen habe, wor-

ter ich alle, zu dieser Kunst nöthige, Eigenschaften des Geistes verstehe. Denn ich bin nicht der Meinung derer, welche es von den Gestirnen herleiten. Es ist dies eine astrologische Träumerey, daß jeder Mensch zwey Genien (Schutzgeister) habe, deren einer dem Leben vorsteht, und von dem Zustand des Himmels in der Stunde seiner Geburt herrührt; der andere der Lebensart vorsteht, die man erwählen wird und nicht wie jener von dem Zustand des Himmels im Ganzen, sondern von der besondern Beschaffenheit gewisser Sterne abhängt, welchen sie die Aufsicht über die Kunst oder das Gewerbe zuschreiben, das man treiben wird; dies sollen Mars, Venus und Merkur im ersten, siebenten und zehnten Hause seyn. Sie nennen das den aufsteigenden Stern (adscendant etoile), durch dessen Einfluß man den Genius bekommen soll, von dem die Platoniker so viel Wesens machen, und mit dem sie bekannt und vertraut zu werden, sich so viel Mühe geben. Dies sind aber thörichte und gefährliche Träumereyen, welche einen falschen Anstrich von gewissen theologischen Wahrheiten haben, und von Religion und Philosophie mit Recht verworfen werden.

Ich glaube, daß von diesem Genius das gilt, was Hippokrates vom Glück eines Arztes sagt: daß es nicht einer verborgenen Ursache zuzuschreiben ist, die ohne sein Wissen und Willen wirkte, sondern daß es lediglich von seiner Geschicklichkeit und seinem klugen Betragen abhängt, kurz, daß seine Klugheit sein und seiner Kranken ganzes Glück ist. Bey dem Genius, der zu unserer Kunst erforderlich ist, ist es sicher derselbe Fall. Es ist kein unsichtbarer Dämon, der dem Geiste ein verborgenes Licht aufsteckt, und ihn in die geheimen Kenntnisse der Wissenschaft einweiht, sondern blos die richtige Anwendung ihrer Regeln oder vielmehr die Geschicklichkeit, die allgemeinen Grundsätze derselben auf besondere Fälle gehörig anzuwenden.

Diese Geschicklichkeit hängt nun theils von der Natur ab, theils wird sie durch Fleiß und Uebung erworben. Jene besteht in den natürlichen Eigenschaften des Geistes, die zu Erlangung einer Fertigkeit nothwendig sind. Es ist die Εὐφυΐα der Griechen, das was wir ein gutes oder glückliches Naturell nennen, welches, nach der Be-

merkung des Plato, dreyerley ist, indem es sich entweder auf die Wissenschaften, oder auf den Charakter oder auf die Künste bezieht; von dieser letzten Art ist das, welches die Kunst der Menschenkenntniß erfordert.

Natürliche Eigenschaften, welche die Kunst verlangt.

Die natürlichen Eigenschaften des Geistes, welche zur Ausübung dieser Kunst nothwendig sind, sind eine starke Einbildungskraft, und eine gesunde Urtheilskraft. Denn obgleich auch Gedächtniß dazu nöthig ist, weil man sich immer an eine Menge Vorschriften, Zeichen und Beziehungen, davon diese Wissenschaft voll ist, erinnern muß, so muß doch die Einbildungs- und Urtheilskraft das meiste dabey thun. In einem Augenblick muß man sich verschiedene Bilder vorstellen, sehr viel ähnliche oder unähnliche Zeichen bemerken, und sie mit einander vergleichen, um zu finden, welche die verhältnißmäßig stärkeren oder schwächeren sind. Bey alle dem hat nun unstreitig der Verstand und die Beurtheilungskraft mehr

zu thun als das Gedächtniß; dieses kann seinen Vorrath schon lange Zeit vorher in Bereitschaft halten, jene müssen aber auf der Stelle und ohne Vorbereitung das ihrige leisten.

Zu diesen natürlichen Anlagen muß nun noch zweyerley hinzukommen, Methode und Uebung. Letztere verschaft eine Fertigkeit im richtigen Urtheilen, die sich auf keinem andern Wege erwerben läßt; sie giebt eine gewisse Kühnheit, welche bey dieser Wissenschaft die Stelle der höheren Begeisterung vertritt.

Methode für die Ausübung dieser Kunst.

Die Methode besteht in gewissen allgemeinen Regeln, welche man beobachten muß, wenn man ein zuverläßiges Urtheil fällen will. Die vorzüglichsten sind folgende: 1) Unterscheide man genau diejenigen Zeichen, welche von äußern Umständen herrühren, welche vorübergehend oder gemeinschaftlich sind, und baue kein Urtheil auf sie. 2) Ein Zeichen ist für sich allein nicht hinreichend, um über Neigungen und Gewohnheiten zu urtheilen, man

muß immer einige haben. Es ist thöricht, sagt Aristoteles, auf Ein Merkmahl sich zu verlassen *). 3) Wenn man widersprechende Zeichen findet, so sehe man welche stärker sind, und gehe im Urtheilen ihnen nach (die Stärke und Schwäche der Zeichen ist im ersten Kapitel des zweytens Buchs angegeben.) 4) Vor allen Dingen muß man das Temperament dessen betrachten, von dessen Gemüthsneigung man urtheilen will, und dieses als die Richtschnur betrachten, wornach man alle andre Zeichen zu beurtheilen hat. Denn dieses ist das unmittelbare und unzertrennliche Organ der Seele; es verstärkt oder schwächt die Zeichen, je nachdem es mit ihnen übereinstimmt oder ihnen widerspricht. 5) Man untersuche auch sorgfältig die Stärke oder Schwäche des Geistes; beyde haben sehr viel Einfluß auf die Leidenschaften und Gewohnheiten; denn häufig entstehen die Leidenschaften in der Seele aus Irrthum. Mancher glaubt beleidigt zu seyn, ohne daß jemand ihm etwas in den Weg gelegt hat; ein anderer geräth in Furcht ohne die mindeste Ursache zu haben.

Hier

*) εὐὶ πιστεύειν τῶν σημειῶν, εὐηθές.

Hier ist die Schwäche des Geistes Schuld an diesen Bewegungen; Stärke der Urtheilskraft würde sie unterdrückt haben. 6) Da man durch Aufmerksamkeit auf sich selbst fehlerhafte Neigungen verbessern, schlechte Geistesnahrung hingegen die besten Anlagen verderben kann, so nehme man soviel als möglich außer den natürlichen Zeichen die moralischen zu Hülfe und versuche aus den Reden und Handlungen dererjenigen, deren Gemüthsart man beurtheilen will, zu entdecken, ob sie sich ihren Neigungen überlassen, oder sie verbessert haben.

Kälte des Verstandes ist bey dieser Kunst unumgänglich nothwendig.

Da aber alle diese Regeln und Bemerkungen sehr schwer anzuwenden sind: so ist es sehr leicht, verwegne Urtheile zu fällen und die Kunst zu mißbrauchen, wenn man nicht sehr auf seiner Hut ist. Vor allen andern erforderlichen Eigenschaften, wünsche ich also einem jeden, der sich damit abgeben will, eine ruhige und gemäßigte Geistesstimmung, damit er sich in seinen Urtheilen nicht übereilt, besonders aber nachtheilige Urtheile im

Innern seines Herzens verschließt und vor den Zungen und Ohren anderer Leute bewahrt. Sonst würden Religion und Klugheit die Ausübung dieser schönen Wissenschaft untersagen müssen, und so nothwendig sie in anderer Rücksicht für das gesellschaftliche Leben seyn möchte, so verderblich müßte sie dann für dasselbe werden.

Bayerische Staatsbibliothek München

500.-
Febr. 84

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Cureau de La Chambre, Marin,

De la Chambre. Anleitung zur Menschenkenntniß

Jena 1794
Anthr. 78 h
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10255285-7
VD18 11364157